

GENDER

Zeitschrift für Geschlecht, Kultur und Gesellschaft
Journal for Gender, Culture and Society

Ullrich/Kortendiek (Hrsg.) |

Medikalisierung und Geschlecht zwischen Optimierung, Pathologisierung und Gesundheitsförderung

Meßmer | „Und gut, dann ändert man halt seinen Körper“. Intimchirurgie zwischen Medikalisierung und Rohstoffisierung

Eckert | Inter*sexualisierung – Klitorektomie und das Konzept der angeborenen Bisexualität

Höppner/Schmitz | Erfolgreich optimiert? Das neuropharmakologische Optimierungsparadigma und dessen geschlechtliche Implikationen

Sänger/Dörr/Scheunemann/Treusch | *Embodying* Schwangerschaft: pränatales Eltern-Werden im Kontext medizinischer Risikodiskurse und Geschlechternormen

Schutzbach | Vom Aussterben Europas. Eine kritische Einschätzung von Fortpflanzungsdiskursen in europäischen Gesundheitsprogrammen

Govrin | SlutWalk – Resignifizierung von Feminitäten und Feminismen

Siara | The construction of gender in the migration space: Polish women in the UK

Wilk | Vom „Curryking“ zum „LadyKracher“. Kultursemiotischer Wandel in der Werbung für Geflügelfleisch

Keil/Pasternack/Thielemann | Frauen und Männer in der Frühpädagogik. Eine gender-bezogene Bestandsaufnahme

1 | 13

GENDER

**Zeitschrift für Geschlecht,
Kultur und Gesellschaft**

Heft 1

5. Jahrgang 2013

ISSN 1868-7245

GENDER**Zeitschrift für Geschlecht,
Kultur und Gesellschaft****Medikalisierung und Geschlecht
zwischen Optimierung, Pathologisierung
und Gesundheitsförderung**

| | | |
|--|---------|---|
| Charlotte Ullrich, Beate Kortendiek | Vorwort | 7 |
|--|---------|---|

Schwerpunkt

| | | |
|---|---|----|
| Anna-Katharina Meßmer | „Und gut, dann ändert man halt seinen Körper“. Intimchirurgie zwischen Medikalisierung und Rohstoffisierung | 9 |
| Lena Eckert | Inter*sexualisierung – Klitorektomie und das Konzept der angeborenen Bisexualität | 24 |
| Grit Höppner, Sigrid Schmitz | Erfolgreich optimiert? Das neuropharmakologische Optimierungsparadigma und dessen geschlechtliche Implikationen | 39 |
| Eva Sängler, Annalena Dörr, Judith Scheunemann, Patricia Treusch | <i>Embodying</i> Schwangerschaft: pränatales Eltern-Werden im Kontext medizinischer Risikodiskurse und Geschlechternormen | 56 |
| Franziska Schutzbach | Vom Aussterben Europas. Eine kritische Einschätzung von Fortpflanzungsdiskursen in europäischen Gesundheitsprogrammen | 72 |

Offener Teil

| | | |
|-------------------|--|-----|
| Jule Jakob Govrin | SlutWalk – Resignifizierung von Feminitäten und Feminismen | 88 |
| Bernadetta Siara | Geschlechterkonstruktion und Migration: Polnische Frauen in Großbritannien | 104 |

Aus Forschung, Politik & Praxis

| | | |
|---|--|-----|
| Nicole M. Wilk | Vom „Currying“ zum „LadyKracher“. Kultursemiotischer Wandel in der Werbung für Geflügelfleisch | 120 |
| Johannes Keil, Peer Pasternack, Nurdin Thielemann | Frauen und Männer in der Frühpädagogik. Eine genderbezogene Bestandsaufnahme | 129 |

Tagungsberichte

| | | |
|---------------------------------|---|-----|
| Judith Conrads | NeuroCultures – NeuroGenderings II. Konferenz vom 13. bis 15. September 2012 an der Universität Wien | 138 |
| Jana Lindner, Marlene Thürig | Geschlecht im Kontext verschärfter ökonomischer Krisen. Tagung der Schweizerischen Gesellschaft für Geschlechterforschung SGGF vom 7. bis 8. September 2012 an der Universität Bern | 144 |

Rezensionen

| | | |
|--------------------|---|-----|
| Heike Kahlert | Ina Findeisen, 2011: Hürdenlauf zur Exzellenz. Karrierestufen junger Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler | 150 |
| Sigrid Metz-Göckel | Monika Jaeckel, 2011: (M)ein bewegtes Leben. Alice Schwarzer, 2011: Lebenslauf | 153 |
| Heinz-Jürgen Voß | Zülfukar Çetin, 2012: Homophobie und Islamophobie: Intersektionale Diskriminierungen am Beispiel binationaler schwuler Paare in Berlin | 157 |

GENDER**Journal for Gender,
Culture and Society****Medicalization and gender caught between
optimization, pathologization and health promotion**

| | | |
|--|--------------|---|
| Charlotte Ullrich, Beate Kortendiek | Introduction | 7 |
|--|--------------|---|

Essays

| | | |
|---|--|----|
| Anna-Katharina Meßmer | "Change your body – Change your life". Female genital cosmetic surgery between medicalization and commodification | 9 |
| Lena Eckert | Inter*sexualization – Clitorectomy and the concept of innate bisexuality | 24 |
| Grit Höppner, Sigrid Schmitz | Successfully enhanced? The neuropharmacological paradigm of enhancement and its gendered implications | 39 |
| Eva Sängler, Annalena Dörr, Judith Scheunemann, Patricia Treusch | <i>Embodying</i> pregnancy: The prenatal process of coming to be a parent in the context of medical risk discourses and gender norms | 56 |
| Franziska Schutzbach | The extinction of Europe? A critical evaluation of reproductive health policies in Europe | 72 |

Essays: Open Part

| | | |
|-------------------|--|-----|
| Jule Jakob Govrin | SlutWalk – Resignifying femininities and feminisms | 88 |
| Bernadetta Siara | The construction of gender in the migration space: Polish women in the UK | 104 |

From Research, Politic & Practice

| | | |
|---|--|-----|
| Nicole M. Wilk | From "Curryking" to "Ladycracker". Cultural semiotic change in meat advertisements | 120 |
| Johannes Keil, Peer Pasternack, Nurdin Thielemann | Women and men in early childhood education. A gender-related survey | 129 |

Conference Proceedings

| | | |
|---------------------------------|--|-----|
| Judith Conrads | NeuroCultures – NeuroGenderings II. Conference at the University of Vienna, 13–15 September 2012 | 138 |
| Jana Lindner, Marlene Thürig | Gender in Times of Heightened Economic Crises. Conference of the Swiss Association for Gender Studies (SGGF) at the University of Bern, 7–8 September 2012 | 144 |

Book Reviews

| | | |
|--------------------|--|-----|
| Heike Kahlert | Ina Findeisen, 2011: Hürdenlauf zur Exzellenz. Karrierestufen junger Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler | 150 |
| Sigrid Metz-Göckel | Monika Jaeckel, 2011: (M)ein bewegtes Leben. Alice Schwarzer, 2011: Lebenslauf | 153 |
| Heinz-Jürgen Voß | Zülfukar Çetin, 2012: Homophobie und Islamophobie: Intersektionale Diskriminierungen am Beispiel binationaler schwuler Paare in Berlin | 157 |

Medikalisierung und Geschlecht zwischen Optimierung, Pathologisierung und Gesundheitsförderung

Charlotte Ullrich, Beate Kortendiek

Die Problematisierung der geschlechtsspezifischen Medikalisierung war für Frauenbewegungen sowie für die Frauen- und Geschlechterforschung schon zu deren Anfängen ein zentrales Thema. Mit diesem Schwerpunktheft stellen wir die Frage, wie sich das Verhältnis von Medikalisierung und Geschlecht heute beschreiben lässt. Unter Medikalisierung verstehen wir dabei einen vielschichtigen Prozess der Erweiterung des Zuständigkeitsbereichs der Medizin (vgl. Conrad 2007¹).

Die Analyse der unterschiedlichen Gegenstandsbereiche in den Beiträgen zeigt deutlich, dass es für die Herstellung medizinischer Zuständigkeit keiner Krankheitsdefinition bedarf. An die Stelle der Krankheit treten andere und zum Teil schwächere Kategorien wie die von Risiko, Verdacht oder Gesundheitsförderung, aber auch Optimierungs- und Korrekturwünsche. Damit verbunden sind vielschichtige – neue und alte – Legitimierungen und Plausibilisierungen medizinischer sowie gesundheitspolitischer Zuständigkeit. Das Fortleben (oder auch die Wiederauferstehung) der Vorstellung eines defizitären Frauenkörpers – sei es in der kontrollbedürftigen Schwangerschaft, der korrekturbedürftigen Vagina, in den emotionalen Fehlregulierungen oder unvollständigen Sexualorganen – findet sich in diesen Diskursen wieder. Entsprechend ist das Ziel medizinischer Eingriffe nicht mehr nur Prävention oder Heilung, sondern auch Modifikation und Optimierung.

Anna Katharina Meßmer untersucht in ihrem Beitrag Werbetexte von intimchirurgischen Kliniken, die Techniken der „Female Genital Cosmetic Surgery“ wie beispielsweise Schamlippenkorrekturen oder Vaginalverengungen anbieten. Sie fragt nach Plausibilisierungs- und Legitimierungsstrategien sowie nach neuen Umgangsformen mit Körpern unter dem rhetorischen Vorzeichen von Selbstverwirklichung und Optimierung. *Lena Eckert* rekonstruiert anhand von Publikationen des Forschungsverbundes um John Money, der seit den 1950er Jahren den medizinischen Umgang mit Intersexualität entscheidend prägte, wie diese – auch mit Bezug auf eine Trennung von sex und gender – Intersexualität pathologisieren. Auch *Grit Höppner* und *Sigrid Schmitz* nehmen die diskursive Verhandlung von Optimierungen in den Blick, wenn sie die deutsche Medienberichterstattung zu pharmakologischem Neuro-Enhancement in der zweiten Hälfte der 2000er Jahre untersuchen. Sie arbeiten heraus, wie geschlechtsspezifische Zuweisungen im Kontext von Leistungsfähigkeit, Eigenverantwortung und Emotionalität hergestellt werden. *Eva Sänger*, *Annalena Dörr*, *Judith Scheunemann* und *Pat Treusch* diskutieren auf der Grundlage qualitativer Leitfadeninterviews mit schwangeren Frauen, wie körperliches Erleben von Schwangerschaft auf medizinische Risikodiskurse und gynäkologische Medizintechniken, normative Erwartungen an pränatale Mütterlichkeit und einen Prozess der Individuierung des Ungeborenen trifft. *Franziska Schutzbach* analy-

1 Conrad, Peter. (2007). *The Medicalization of Society. On the Transformation of Human Conditions Into Treatable Disorders*. Baltimore: Johns Hopkins University Press.

siert den Zusammenhang zwischen Gesundheits- und Bevölkerungspolitik in Europa anhand von zwei Veröffentlichungen der WHO Europa (2001 und 2006) und zeigt aus gouvernementalitätstheoretischer Perspektive auf, wie Gesundheit – auch geschlechtsspezifisch – unter biopolitischen Vorzeichen konzipiert wird.

Für die diskutierten Felder zeigt sich, dass Ärztinnen und Ärzte zwar nicht die einzigen, aber immer noch wichtige Akteurinnen und Akteure der Herstellung medizinischer Zuständigkeit sind. Während der deutsche Ethikrat für den Bereich Intersexualität empfiehlt, dass die letztendliche Entscheidung über eine Operation den Ärztinnen und Ärzten überlassen werden sollte, und die gynäkologische Verantwortlichkeit für eine Schwangerschaft selbstverständlich erscheint, spielen für die Einnahme von Neuropharmaka und die Anwendung von Intimchirurgie die Wünsche und Bedürfnisse der Patientinnen und Patienten – oder in diesem Fall sogar treffender: Klientinnen und Klienten – eine größere Rolle. Mit der Veränderung der ärztlichen Rolle geht auch eine Veränderung der PatientInnenrolle einher. Welche unterschiedlichen Ausprägungen diese haben können, zeigen die Beiträge von Meßmer und Sängler et al.: Die Schwangeren informieren sich aktiv und deuten ihren Körper im „Horizont des popularisierten medizinischen Wissens“. In den Zuschreibungen der intimchirurgischen Verhandlung hingegen übernehmen die Frauen nicht nur einen „klinischen Blick“ (Foucault) auf sich selbst, sondern erscheinen als autonome „Unternehmerinnen ihres körperlichen Selbst“ – Ärztinnen und Ärzte verschwinden aus den Texten.

Im Zuge einer „Entgrenzung der Medizin“ (Wehling/Viehöver 2011²) ist auch eine zunehmende Ausdehnung von Gesundheit zu beobachten. Die Beiträge zeigen, wie die Einzelnen als Verantwortliche für ihre Gesundheit und ihren Körper angerufen werden und sich diese „neue Gesundheitskultur“ geschlechtsspezifisch auf ganz unterschiedlichen Ebenen manifestiert: als politische Zuständigkeit für Gesundheit und Wohlbefinden einer ganzen Bevölkerung, als private Gesundheitsleistungen in Form von chirurgischen oder pharmakologischen Eingriffen und zusätzlichen Ultraschalluntersuchungen in der Schwangerschaft sowie als Anrufung der Einzelnen, Verantwortung für ihre Gesundheit und ihren Körper zu übernehmen.

Ergänzt wird der Schwerpunktteil in diesem Heft durch Rezensionen und zwei Tagungsberichte aus Wien und Bern sowie durch vier Aufsätze, die einmal mehr die große Vielfalt der Geschlechterforschung deutlich machen. Unter dem Titel „SlutWalk – Resignifizierung von Feminitäten und Feminismen“ setzt sich *Jule Jakob Govrin* mit einer sehr aktuellen und neuen feministischen Form der Intervention auseinander. In ihrem englischsprachigen Beitrag betrachtet *Bernadette Siara* den dynamischen Prozess der Geschlechterkonstruktion am Beispiel polnischer Frauen, die nach der EU-Erweiterung 2004 nach Großbritannien ausgewandert sind. *Nicole M. Wilk* untersucht in „Vom ‚Curryking‘ zum ‚Ladykracher‘. Kultursemiotischer Wandel in der Werbung für Geflügelfleisch“ Konstruktion und Einsatz von Geschlechterklischees in der Fleischwerbung, während *Johannes Keil*, *Peer Pasternack* und *Nurdin Thielemann* danach fragen, welchen Einfluss der dynamische Professionalisierungsprozess in der Frühpädagogik auf die Geschlechterpräsenz in diesen Berufsfeldern ausübt.

2 Wehling, Peter & Viehöver, Willy. (Hrsg.). (2011). *Entgrenzung der Medizin. Von der Heilkunst zur Verbesserung des Menschen?* Bielefeld: transcript.

Schwerpunkt

Anna-Katharina Meßmer

„Und gut, dann ändert man halt seinen Körper“. Intimchirurgie zwischen Medikalisierung und Rohstoffisierung

Zusammenfassung

Die soziologisch vielfach diskutierten Entwicklungen des Enhancements sind im weiblichen Intimbereich angekommen. Zu den Techniken der Intimchirurgie/Female Genital Cosmetic Surgery bzw. Vaginal Rejuvenation zählen Schamlippenkorrekturen, Modellierungen des Venushügels, Vaginalverengungen, Geburtsfolgenkorrekturen und G-Punkt-Unterspritzungen. Als Plausibilisierung für jene Eingriffe werden zunehmend „biologische Defizite“ und „medizinische Notwendigkeiten“ angeführt.

Eingebettet in einen Kontext von Medikalisierung und Entgrenzung sowie der Rohstoffisierung von Körpern entstehen hier neue medizinische Technologien des Selbst. Diskursanalytisch reflektiert der Beitrag den Möglichkeitsrahmen, der von Intimchirurg_innen in ihren Werbetexten eröffnet wird, und analysiert, wie hier neu geschaffene Freiheitspotenziale eine Wahlverwandtschaft eingehen mit sedimentierten Vorstellungen von Weiblichkeit und den ökonomisierten Rhetoriken und Techniken der Selbstverwirklichung.

Schlüsselwörter

Medikalisierung, Körperoptimierung, Kosmetische Chirurgie, Schönheitschirurgie, Intimchirurgie

Summary

“Change your body – Change your life“. Female genital cosmetic surgery between medicalization and commodification

The sociologically much debated developments in the field of beauty enhancement have reached the female genitals. Techniques of female genital cosmetic surgery and vaginal rejuvenation include labiaplasty (labia reduction and beautification), mons pubis reduction, vaginaplasty (vaginal tightening and vaginal reconstruction after birth) and G-spot amplification. “Biological defects“ and “medical necessity“ are used to legitimize these operations.

Embedded in the context of medicalization, blurring boundaries and the commodification of bodies, new medical technologies of the Self are emerging.

Using the approach of discourse analysis, this paper reflects on the framework of possibilities opened up by genital surgeons through their advertisements. Additionally, it analyzes how newly-created potentials of freedom enter elective affinities with sedimented perceptions of femininity and economized rhetoric and self-realization techniques.

Keywords

medicalization, enhancement, commodification, cosmetic surgery, female genital cosmetic surgery

1 „Wachstum mit Gynäkologie“

Wer im Drogeriemarkt oder in der Apotheke das Regal mit sogenannten „Hygiene“-Produkten für Frauen betrachtet, wird schnell feststellen: Neben den üblichen (mittlerweile hochgradig segmentierten) Artikeln wie Tampons (mit oder ohne Milchsäurebakterien), Binden (mit oder ohne Frischduft) und Slipeinlagen (mit oder ohne Aloe Vera und

Kamille) hat sich ein neuer Teilmarkt etabliert. Spezielle Produkte für die Pflege des Intimbereiches stehen hoch im Kurs: Intimwaschlotionen, -deodorants, -pflegecremes und -reinigungstücher, Produkte für die Intimirasur, Home-Tests, mit denen Frauen selbst den pH-Wert ihres Scheidenmilieus ermitteln können, Gewichte für das Beckenbodentraining und vieles mehr. Dies ist keineswegs nur „gefühlte“ Realität, denn in der Tat haben sowohl pharmazeutische Unternehmen als auch Herstellerfirmen von Körperpflege- und Hygiene-Produkten Vulva und Vagina als Markt für sich entdeckt und erschlossen, was sich in den Umsatzzahlen der jeweiligen Unternehmen niederschlägt.¹ Ein weiterer Hinweis auf den weiblichen Intimbereich als Teilmarkt und medikalisierte (nicht medizinische!) Mikroöffentlichkeit ist die Zunahme chirurgischer Prozeduren, die ebenfalls den weiblichen Genitalbereich schützen, optimieren oder wiederherstellen sollen. Neben den sogenannten Wunschkaiserschnitten zum Schutz vor Geburtsverletzungen im Vaginalbereich (in den USA beworben mit dem Slogan „Save your Love-Channel – Have a Caesarean“)² zählt dazu vor allem die Female Genital Cosmetic Surgery (im Folgenden FGCS). Als FGCS bezeichnet werden alle medizinisch nicht indizierten, kosmetischen oder ästhetisch-funktionalen Eingriffe an den Genitalien von Cis-Frauen³, die der subjektiv wahrgenommenen Optimierung des eigenen Körpers dienen.⁴ Alternativ ist häufig auch die Rede von Intimchirurgie, Intim-OPs, Vaginalverjüngung und Labia- bzw. Vaginaplastik. Dazu gehören unter anderem Schamlippenkorrekturen, chirurgische und minimalinvasive Formen der Vaginalstraffung und -verengung, die Modellierung des Venushügels, Geburtsfolgenkorrekturen sowie die G-Punkt-Sensibilisierung/-Vergröße-

- 1 So vermeldet die Dr. Wolff-Gruppe 2010 zum gestiegenen Umsatz des Unternehmens: „Wachstumstreiber war speziell das gynäkologische Programm“ (Dr.-Wolff-Gruppe 2010), das um 22 Prozent zulegte und die 14-Millionen-Euro-Umsatzgrenze überschritt. Bis 2012 konnte die Gruppe das Umsatzplus ausbauen und kommt heute auf 17 Millionen Euro (Dr. Wolff-Gruppe 2012). Ähnlich verhält es sich bei anderen Unternehmen. Auch wenn es äußerst schwierig ist, an valide Daten zu kommen, bestätigt beispielsweise die Firma Rottapharm/Madaus auf Nachfrage, dass der Umsatz von Intimpflegeprodukten in den vergangenen Jahren deutlich angestiegen ist.
- 2 Nach Angaben des Arbeitskreises Frauengesundheit in Medizin, Psychotherapie und Gesellschaft e.V. (AKF) wurden 2010 in Deutschland 31,9 Prozent der Kinder per Kaiserschnitt zur Welt gebracht. 1991 waren es noch unter 15 Prozent (AKF 2012). Laut GEK-Kaiserschnittstudie von Ulrike Lutz und Petra Kolip (2006) ist die Prävention von Geburtsverletzungen im Genitalbereich in Deutschland (zumindest zum Zeitpunkt der Erhebung) keine relevante Begründung für Kaiserschnitte: „Gerade die von Befürwortern der Wunschsectio häufig angeführte Beeinträchtigung der Sexualität nach vaginaler Geburt („save your love channel“) spielte bei den hier befragten Frauen praktisch keine Rolle“ (Lutz/Kolip 2006: 87). Doch entgegen der Online-Erhebung von Lutz und Kolip (2006: 116ff.) wird in Internetforen das Thema z. B. unter dem Titel „Angst vor geburt-dammschnitt, dammriss und wunschkaiserschnitt?!“ umfangreich diskutiert (vgl. <http://forum.gofeminin.de> Zugriff am 30. August 2012).
- 3 Als Cis-Gender werden Menschen bezeichnet, bei denen Körpergeschlecht und Geschlechtsidentität übereinstimmen. Der Begriff geht zurück auf die folgende Definition von Volkmar Sigusch: „Ich gestatte mir hier einmal ‚Zissexualismus‘ und ‚Zissexuelle‘, ganz sachlogisch und sprachlich korrekt, einzuführen, um die geschlechtseuphorische Mehrheit, bei der Körpergeschlecht und Geschlechtsidentität fraglos und scheinbar natural zusammenfallen, in jenes falbe Licht zu setzen, in dem nosomorpheer Blick und klinischer Jargon die geschlechtsdysphorische Minderheit, namentlich die Transsexuellen, erkennen zu können glaubt. Das lateinische cis- bedeutet als Vorsilbe ‚diesseits‘“ (Sigusch 1992: 138).
- 4 Nicht unter die FGCS-Definition fallen sogenannte „geschlechts“- oder „genitalangleichende“ Operationen bei intersexuellen und transsexuellen Menschen.

rung. Die Verkleinerung der inneren Schamlippen stellt dabei den häufigsten Eingriff dar (Crouch et al. 2011). Zuletzt verzeichneten nationale wie internationale Fachgesellschaften für ästhetische Chirurgie in Deutschland jährliche FGCS-Zuwachsraten von über 100 Prozent (Gesellschaft für Ästhetische Chirurgie Deutschland 2010, 2011a; International Society of Aesthetic Plastic Surgery 2010, 2011).

Auch medial hat sich das Thema FGCS in den vergangenen Jahren verbreitet. Tages- und Wochenzeitungen, Magazine, Online-Journale und Fernsehdokumentationen haben sich des Themas angenommen,⁵ in Blogs und Onlineforen, auf Facebook und Twitter wird (nicht nur von feministischer Seite) über Pro- und Kontrapositionen verhandelt. In Lifestylezeitschriften und Internetportalen steht dabei in erster Linie der Informationsaustausch im Mittelpunkt: Auf einer Art Kontinuum verschiedener Selbstbearbeitungen des Körpers erscheint die genitale Selbstoptimierung mittels Skalpell vielleicht als drastische Methode, aber eben als Möglichkeit. Es werden Vor- und Nachteile verschiedener Eingriffe diskutiert, Erfahrungen berichtet, Preise und Techniken verglichen sowie Tipps zur schnelleren Wundheilung weitergegeben. War die Berichterstattung über Brustvergrößerungen in den Talkshows der 1990er Jahre noch deutlich von (boulevardeskem) Empörungsgenuss geprägt, lautet der Bericht über FGCS heute: „GLAMOUR informiert Sie über die Behandlungsmöglichkeiten, Risiken und Kosten“ (Schwabe 2012). Derartige Handlungsanweisungen finden sich nun auch und insbesondere auf den werbenden Homepages von Intimchirurg_innen. Aus diesem Grund werde ich im Folgenden verschiedene Ausschnitte aus den Homepages von Intimchirurg_innen analysieren und herausarbeiten, wie sich dabei ein Wandel von der medikalisierten Vorstellung „defizitärer Frauenkörper“ zur rohstoffisierten Idee des Körpers als „Gewebehaufen“ ausmachen lässt.

2 Intimchirurg_innen als „Experten der Grenzziehung“

Kosmetische Chirurg_innen sind relevante Akteur_innen im Diskurs über FGCS, denn als „Experten der Grenzziehung“ (Meili 2008) eröffnen sie den Möglichkeitsrahmen, innerhalb dessen wir uns als „cosmetic surgery recipients“ (Jones 2008: 20) bewegen und innerhalb dessen wir uns als „good citizens of makeover culture“ (Jones 2008: 12) adäquat verhalten müssen. Ausgehend von der wissenssoziologischen Diskursanalyse verstehe ich *Diskurse* als „Formen ‚institutionellen Sprachgebrauchs‘, [...] Aussagenkomplexe, die Behauptungen über Phänomenbereiche aufstellen und mit mehr oder we-

5 Unter anderem: Abendzeitung vom 13.04.2010 (Schramm 2010), Die Zeit vom 19.08.2010 (Kappeller 2010), Frankfurter Allgemeine Sonntagszeitung vom 03.02.2008 (von Münchhausen 2008), Focus vom 13.08.2007 (Thielicke 2007), Frankfurter Rundschau vom 18.08.2009 (Siegmund-Schultze 2009), Süddeutsche Zeitung vom 25.06.2010 (Rahmsdorf/Verlinden 2010), Tagesspiegel vom 15.09.2007 (Wolf 2007), taz vom 18.12.2011 (Stolle 2011), www.focus.de am 09.08.2011 (Preuk 2011), www.spiegel.de am 22.01.2011 (Borkenhagen 2011). Im TV: 30 Minuten Deutschland (RTL 13.07.2009), Spiegel TV (RTL 22.01.2011), Frau-TV (WDR 01.09.2011), Kulturzeit (3sat 06.11.2010), Der Sexreport (Pro7 07.05.2011).

niger stark formalisierten/formalisierbaren Geltungsansprüchen versehen sind“ (Keller 2007: 63). Sie bieten „Muster legitimer Äußerungsformen“ (Keller 2001: 131) sowie verschiedene Positionierungsvorschläge, Subjektpositionen und Handlungsrepertoires an (Keller 2005: 265). Diskurse bringen also systematisch den Gegenstand hervor, über den sie sprechen, und versorgen uns so mit sagbaren Sätzen, möglichen Praxen und Selbstoptimierungsstrategien.

Im Folgenden werde ich verschiedene Diskursfragmente aus Pressemitteilungen und Webseiten von deutschen Intimchirurgieanbieter_innen analysieren, die nach dem Prinzip des „theoretical sampling“ (Glaser/Strauss 2005: 53) ausgewählt wurden. Ausschlaggebend sind dafür die Dimensionen „Relevanz“ und „Technik“. So wurden die Anbieter_innen Sensualmedics und Aesthetix ausgewählt, weil sie zentrale Akteur_innen im öffentlichen Diskurs über Intimchirurgie sind und seit ca. 2006 über Pressemitteilungen, Videos auf www.youtube.com, Auftritte in Filmdokumentationen sowie Interviews und Artikel in Lifestylezeitschriften das Thema Intimchirurgie nachvollziehbar medial vorantreiben.⁶ Das Laser Vaginal Rejuvenation Institute und die Augusta Beauty Clinic in Mannheim hingegen sind interessant, weil es sich um Franchisenehmer der „Laser Vaginal Rejuvenation“-Methode der weltweit bekannten Intimchirurgie-Koryphäe David Matlock handelt.⁷

Liest man die Aussagen von Intimchirurg_innen nicht nur als Beschreibungen des Phänomens FGCS, sondern lenkt den Fokus – ganz im Sinne der Performativität von Diskursen – darauf, welche Vorstellungen von weiblichen Körpern hier hervorgebracht werden, lassen sich vor allem zwei Deutungen rekonstruieren: die medikalisierte (und pathologisierende) Beschreibung weiblicher Körper sowie – transformiert über einen Prozess von Entgrenzungstendenzen (Viehöver/Wehling 2011) – eine zunehmende rohstoffisierte Beschreibung (Villa 2008).

2.1 Medikalisierung und „häufig vorkommende Störungen“

Als zentrales Deutungsmuster zeichnet sich zunächst die Vorstellung „defizitärer Frauenkörper“ ab. Hierbei sind zwei Dimensionen relevant: erstens die Beschreibung spezifisch weiblicher Probleme und Krankheiten, wie klitorale/vaginale Erregungsstörungen, sexuelle Dysfunktionen, Labienhypertrophie, vaginale Relaxation, Geburtsfolgen und Infektionsanfälligkeiten, sowie zweitens die Rahmung als „typische“ und beinahe alltägliche Probleme: „Die sexuelle Dysfunktion (sexuelle Funktionsstörung) der Frau ist eine *sehr häufig* vorkommende Störung“ (Sensualmedics 2007; Hervorhebung der Autorin), an der zwischen *43 und 60 Prozent* aller Frauen leiden (Sensualmedics 2007).

6 Vgl. hierzu u. a. die Recherchen des Bildblogs zur Zusammenarbeit von Bild und Sensualmedics (<http://www.bildblog.de/3054/absolt-schmerzfrei>, Zugriff am 30. August 2012), die youtube-Channels (http://www.youtube.com/user/sensualmedics?feature=results_main, Zugriff am 30. August 2012; <http://www.youtube.com/user/AesthetixDUS>, Zugriff am 30. August 2012) sowie die Auflistung von Sensualmedics „Wir in den Medien“ (www.sensualmedics.com/de/service/wir-in-den-medien.html, Zugriff am 4. Februar 2013).

7 Mehr zur Laser Vaginal Rejuvenation und deren Franchisegeber David Matlock findet sich auf der Homepage www.drmatlock.com.

Selbst das Ergebnis einer Umfrage, der zufolge 90 Prozent aller (befragten) Frauen bereits einmal einen Orgasmus vorgetäuscht haben, wird als Beleg für eine sexuelle Dysfunktion gelesen (Sensualmedics 2007). Auch die Unzufriedenheit mit dem eigenen Genitalbereich wird als „häufiges Problem“ (Laser Vaginal Rejuvenation Institute 2012; Sensualmedics 2007) beschrieben, das durch Geburten, „normale Alterungsprozesse“ (Laser Vaginal Rejuvenation Institute 2012) und „hormonelle Schwankungen, Gewebeschwäche, genetische Einflüsse“ (Sensualmedics 2012a) entsteht. Die Probleme sind „natürlich“ und damit „normal“, so wie auch die Unzufriedenheit der Frauen (nicht der Patientinnen!) als normal dargestellt wird: „Medizinische Studien gehen davon aus, dass 30–40 Prozent aller Frauen mit ihrem Schambereich unzufrieden sind“ (Sensualmedics 2012b). Als Ursachen gelten „anatomische Variationen und Veränderungen“ (Sensualmedics 2007) – genitale Diversität wird hier zur Pathologie (Braun/Tiefer 2010: 2). Der weibliche Körper erscheint früher oder später beinahe notwendig als defizitär, optimierbar und optimierungsbedürftig, er ist den problematischen Voraussetzungen der Natur unterworfen. Schamlippenkorrektur, Vaginalstraffung und G-Punkt-Unterspritzung sollen einen Genitalbereich schaffen, der keinerlei Spuren (mehr) von Alter, (sexueller) Erfahrung und Geburt aufweist. Interessant ist, wie über die Beschreibung der Techniken ein Idealbild entworfen wird, das immer als „persönliches Schönheitsideal“, „eigenes Idealbild“ und „subjektiv“ (Gesellschaft für Ästhetische Chirurgie Deutschland 2011b) gerahmt wird. Als Negativfolie dient das Bild der hässlichen Alten, die aus dem abendländisch-philosophischen Ekel-Diskurs bekannt ist: mit Falten, großen Öffnungen im Unterleib, eingefallenen statt prallen Körperstellen, unangenehmem Körpergeruch, ekligen Praktiken und unstillbarem sexuellen Verlangen (Menninghaus 1999: 132f.). In die Regeln der Schönheit haben sich die Spuren des Ekels eingeschrieben (Menninghaus 1999: 150).

Diese Vorstellungen stehen in einer langen Tradition der Pathologisierung und medizinischen Bearbeitung von Frauenkörpern. Die wohl bekanntesten Beispiele dafür, wie der weibliche Körper „aufgrund einer ihm innewohnenden Pathologie [...] in das Feld der medizinischen Praktiken integriert“ (Foucault 1983: 103) und somit als behandlungsbedürftig hervorgebracht wurde, sind die „Hysterisierung des weiblichen Körpers“ (Foucault 1983: 103; von Braun 1994) und die Beschneidungen weiblicher Genitalien im Europa des 19. Jahrhunderts (Hulverscheidt 2002). Im 20. und 21. Jahrhundert schreibt sich das Deutungsmuster des defizitären Frauenkörpers weiter fort. Prämenstruelles Syndrom (PMS), Unfruchtbarkeit, Menopause, Schwangerschaft, Geburt sowie Intimpflegeprodukte und Intimchirurgie sind Beispiele dafür, wie „Probleme“ von Frauen auch weiterhin medikalisiert werden (Conrad 2007: 10). Folgt man der Definition Peter Conrads, so bedeutet „Medikalisierung“, dass nicht-medizinische Probleme als medizinische, d. h. beispielsweise als Krankheit oder Störung, beschrieben werden (Conrad 2007: 4): „The key to medicalization is definition. That is, a problem is defined in medical terms, described using medical language, understood through the adoption of a medical framework, or ‚treated‘ with a medical intervention“ (Conrad 2007: 5). Dieses Phänomen betrifft keineswegs nur Cis-Frauen, sondern ebenso die Körper von

Intersexuellen und Trans-Menschen. Zudem weisen Medikamente wie Viagra oder Ritalin und das Erstarken des Themenkomplexes „Männergesundheit“ darauf hin, dass nun auch die Körper von Cis-Männern in den Fokus medizinischer Diagnosen rücken. Die Ausweitung medizinischer Kategorien, die immer neue Krankheiten, Störungen und Dysfunktionen benennen, trifft nun also alle Geschlechter bzw. Geschlechtskörper und zeitigt darin geschlechtsspezifisch unterschiedliche Auswirkungen. Als der notwendige „historisch-soziale, zeitdiagnostische Kontext“ (Keller 2007: 96) schreibt der Medikalisierungsprozess so auch das Deutungsmuster „defizitärer Frauenkörper“ weiter fort. In diesem Kontext werden nach außen sichtbare innere Schamlippen zur Labienhypertrophie und damit als behandelbare und zu behandelnde „Störung“ beschrieben, die Schmerzen beim Fahrradfahren verursacht und Entzündungen, Hygieneprobleme und Infektionen hervorruft.

2.2 Entgrenzung und der „normal aussehende Intimbereich“

Doch so sehr ästhetische Chirurgie im Allgemeinen und Intimchirurgie im Speziellen als das aktuelle Beispiel für fortschreitende Medikalisationstendenzen und deren geschlechtliche Dimension gelten, lässt sich gerade in den Verhandlungen jenes Phänomens ein Wandel beobachten. Die Texte der Intimchirurg_innen und die eingangs erwähnten Zahlen und Daten deuten darauf hin, wie die „Grenzen medizinischen Handelns sowie des medizinischen Gegenstands- und Zuständigkeitsbereiches unscharf und uneindeutig werden“ (Viehöver/Wehling 2011: 9). Indem zuvor gesunde Frauenkörper nun über Dysfunktionen als pathologisch beschrieben werden, lösen sich die sowieso schon fluiden Grenzziehungen zwischen Krankheit und Gesundheit, zwischen Heilung und Enhancement⁸ weiter auf. Nicht zuletzt deswegen, weil stets von „ästhetisch-funktionalen“ Problemen die Rede ist. Diese „Ausweitung medizinischer Diagnosen“ (Viehöver/Wehling 2011: 16) wird in den Legitimations- und Plausibilisierungsstrategien von Intimchirurg_innen besonders deutlich:

„Eine Befragung von 400 Patientinnen in den USA zeigte, dass sich lediglich 13 % der Frauen aus ästhetischen Gründen einer Schamlippenverkleinerung unterzogen hatte. Der überwiegende Teil der Patientinnen (85 %) gab neben dem Aussehen auch Beschwerden als Beweggrund an, bei knapp 2 % der Patientinnen wurde die OP aus rein medizinischen Gründen durchgeführt. [...] ‚Keiner meiner Patientinnen geht es rein um das Aussehen des Intimbereiches. Alle Frauen berichten von Beschwerden beim Sport oder beim Geschlechtsverkehr, von hygienischen Problemen oder großen Schamgefühlen.‘ [...] Vielmehr wird hierzulande der Wunsch nach einem ‚normal aussehenden‘ Intimbereich geäußert, bei dem die inneren Schamlippen von den äußeren weitgehend verdeckt werden“ (Aesthetix 2011).

Der Text ist beispielhaft dafür, wie die Aussagen von Intimchirurg_innen Entgrenzungstendenzen verhandeln und bearbeiten (müssen). Genitalästhetik und Schönheitsideale werden einerseits über medizinische Kategorien wie „Beschwerden“ und „Hygiene“ als funktionales Problem gerahmt und darin zugleich als ästhetisches sichtbar („Keiner

8 „Enhancement“ bezeichnet medizinische Eingriffe zur geistigen und körperlichen Verbesserung eines (gesunden) Menschen.

meiner Patientinnen geht es rein um das Aussehen“). FGCS wird in diesem Kontext als Heilwissenschaft beschrieben, die physische und psychische Beeinträchtigungen behandelt und einen „normal aussehenden Intimbereich“ schafft. FGCS heilt damit gleichzeitig und gleichermaßen „Anomalie“ und „Denormalisierungsangst“ (Link 1996). Gerade in dieser Verflüssigung der Grenze zwischen ästhetischen und funktionalen Gründen wird die diskursive Konstruktion von Normalität sichtbar, die sich zunehmend mittels Skalpell in weibliche Körper einschreibt und damit materialisiert. Die Idee eines „natürlichen Normalzustandes“ verschwindet. Stattdessen entsteht eine Form der körperlichen, funktionalen und vor allem ästhetischen Normalität, die erst nach einem Eingriff hergestellt ist. Normal ist dann nicht mehr das, was „natürlich“ ist, sondern das, was am häufigsten gewünscht wird, und Normalität wird ganz offensichtlich und für jede_n (nach-)vollziehbar zum „Effekt von spezifischen Ordnungstätigkeiten und normalisierenden [...] Praktiken“ (Sohn 1999: 10). Die Medikalisierung entgrenzt sich selbst.

2.3 Rohstoffisierung: „Die Patientin legt fest, wie eng die Scheide sein soll.“

Viehöver und Wehling (2011) werfen zu Recht die Frage auf, ob auch dann noch von Medikalisierung gesprochen werden kann, wenn Körper zwar medizinisch behandelt werden, allerdings „ohne auf definitorisch-diskursiver Ebene als medizinisch relevante Probleme wahrgenommen zu werden“ (Viehöver/Wehling 2011: 29). Paula-Irene Villa ergänzt dies um die Idee der „Rohstoffisierung“ (Villa 2008: 254), welche den Übergang vom Naturalisierungs- zum Optimierungsimperativ kennzeichnet. Daran schließt auch die Frage an, ob sich die Vorstellung defizitärer Frauenkörper nach und nach zugunsten einer – nicht geschlechtslosen, aber beide Geschlechter gleichermaßen betreffenden – Vorstellung von Körpern als „Gewebehauten“ und „Rohstoff“ transformiert.⁹ Diese Entwicklung lässt sich faktisch bereits im pharmakologischen Neuro-Enhancement oder im Sportdoping beobachten. Interessant ist nun, ob und wie sich dies auch in den Plausibilisierungs- und Legitimationsstrategien von Intimchiurg_innen manifestiert.

9 Interessant ist in diesem Kontext die Frage, inwiefern sich der Prozess auch über die Medikalisierung männlicher *Geschlechtskörper* vollzieht: „Festzuhalten ist, dass die Männerverständigungsliteratur die Defizitdiagnose zur Männergesundheitsförderung beigetragen hat, nachdem die Frauen(gesundheits)bewegung die geschlechtliche Unmarkiertheit von Männerkörpern zerstört und dadurch den Blick auf die Stelle namens ‚Männergesundheits‘ erst ermöglicht hatte“ (Scheele 2010: 44). Doch nicht nur die Männergesundheitsförderung, sondern auch ADHS und erektile Dysfunktion sind Beispiele für medikalisierte Männlichkeit (Conrad 2007). Ein vergleichender Blick auf geschlechtsspezifische Werbung für Schönheitschirurgie weist zugleich darauf hin, dass der Defizitansatz eher in der Werbung für Frauen aufscheint, wohingegen der männliche Körper ausschließlich als Rohstoff beschrieben wird. Für Frauen gilt: „Die Menschen werden immer älter und zugleich immer flexibler. Der Körper kann dabei in vielen Fällen nicht mithalten, sodass Aussehen und inneres Fühlen manchmal stark auseinander klaffen“ (Clinic im Centrum 2012a). Für Männer gilt: „Immer mehr Männer entdecken den eigenen Körper als Ausdrucksmittel ihrer Persönlichkeit, als eine weitere Möglichkeit, ihren gesellschaftlichen Status nach außen hin zu präsentieren“ (Clinic im Centrum 2012b). Hierbei handelt es sich möglicherweise um einen dialektischen Prozess – in dem Maße, wie Männer ihren (Geschlechts-)Körper als defizitär entdecken und zunehmend umsorgen und bearbeiten (müssen), wird der weibliche (Geschlechts-)Körper zum Rohstoff.

„Nach Studien von Masters und Johnson ist die Reibung, und dadurch die Stimulation erogener Zonen, mitentscheidend für ein lustvolles Sexualeben.

Im Rahmen der präoperativen Gespräche sowie der gynäkologischen Untersuchung legt die Patientin fest, wie eng die Scheide nach der Vaginalstraffung (Vaginalverjüngung, Laser Vaginal Rejuvenation) wieder sein soll, und wie straff die Vaginalwände modelliert werden sollen. Die Erfahrung zeigt, dass die Mehrheit der Frauen sich die Vagina so wünschen, wie sie sie vor der Geburt des ersten Kindes erlebt haben. Dies soll bedeuten, dass durch die Frau bestimmt wird, wie viel Gewebe bei der Vaginalstraffung in Mannheim entfernt werden soll und wie kräftig die muskulären Strukturen im Bereich des Scheideneingangs sowie im Verlauf der ganzen Scheide verengt werden sollen“ (Augusta 2012).

Auch hier scheinen zunächst die zwei bereits beschriebenen relevanten Dimensionen des Deutungsmusters „defizitärer Frauenkörper“ auf: erstens in der Beschreibung eines *problematischen* Körpers sowie zweitens in dem Verweis darauf, dass eine „Mehrheit der Frauen“ (auch hier nicht: Patientinnen!) davon betroffen ist. Doch gleichzeitig lassen sich Verschiebungen beobachten: Der problematische Körper klingt nur noch implizit an. Vor allem ist er aufs Äußerste individualisiert und wird in das Subjekt verlagert: Der erstrebenswerte Zustand ist einer, der *erlebt* wird. Der Defizitansatz mit all seinen Verweisen auf Abweichungen, Normalitäten und Idealvorstellungen ist so weit individualisiert, dass das Erleben der Frau zu ihrer ganz eigenen Normalverteilung wird, auf der sie sich nun neu verortet. Der Körper mag dabei problematisch sein, in erster Linie ist er aber Rohstoff für ein lustvolles Sexualeben, er kann nach Belieben geformt werden. Die Patientin entscheidet darüber, wie eng, wie straff und wie fest *die* (nicht: ihre) Vagina sein soll. „[W]e ‚come to know‘, ‚see‘ and indeed read body parts as flesh“ (Braun/Tiefer 2010: 5). Der Körper wird hier zum „Gewebehaufen“, der in einzelne Teile zerfällt, die beliebig und selbstbestimmt veränderbar sind und die gegebenenfalls auch entfernt werden können. Einher geht diese rohstoffisierte Sicht auf den eigenen Körper mit der Abwesenheit medizinischen Fachpersonals: Im Text tauchen keine Ärzt_innen mehr auf, sondern allein „die Patientin“, die aufgeklärt und in „präoperativen Gesprächen“ und „gynäkologischen Untersuchungen“ medizinisch informiert nicht nur den „ärztlichen Blick“ (Foucault 2011) übernimmt, sondern völlig autonom aus verschiedenen Möglichkeiten auswählt und handlungsmächtig und vor allem selbstbestimmt den „Gewebehaufen“ modellieren lässt. In dem Maße, wie die Patientin sich das Körperwissen selbst aneignet und den ärztlichen Blick auf ihren (oder nun besser: den) Körper übernommen hat, vollzieht sich ein Wandel der Intimchirurgie von der Heilwissenschaft zur Hilfestellung: „[T]he new role of the aesthetic surgeon, not just to heal illness but to fulfill the patient’s desires“ (Gilman 1999: 19).¹⁰ Die ästhetische Chirurgie legitimiert sich dann nicht mehr über die Heilung der Dysfunktion, sondern „über das Menschliche, der ästhetische Chirurg über das Hilfsmotiv“ (Meili 2008: 128). Und so lässt sich die Rohstoffisierung als individualisierte und entgrenzte Form der Medikalisierung lesen.

10 Gilman verortet diesen Wandel bereits in der Zeit der Aufklärung, deren Idee von Autonomie und Selbstbestimmung er als relevanten Entstehungsfaktor von ästhetischer Chirurgie versteht (Gilman 1999). Offenbar ist das Ringen um die medizinische Legitimität bereits in den Ursprüngen der ästhetischen Chirurgie angelegt. Und doch vollzieht sich ein weiterer Wandel in dem Maße, wie der Heilungsaspekt aus den Begründungen für Schönheitschirurgie verschwindet.

2.4 „Freedom of Choice“?

Was bei der Analyse der Diskursfragmente ins Auge fällt, ist die starke Reminiszenz an die Rhetoriken und Forderungen der zweiten Frauenbewegung. Auch ist die Freiheit der Wahl („freedom of choice“) eines der zentralen feministischen Dilemmata, wenn es um kosmetische Eingriffe geht (Tiefer 2008: 466). „Autonomie ist überhaupt das Leitmotiv der zweiten Frauenbewegung, das hegemoniale Subjekt-Paradigma. [...] Wo selbsternannte Experten sind, soll das eigene Denken werden. Wo patriarchale Medizin und sexistische Jurisprudenz ist, soll ich werden. Wo sexistische Männer über die Natur wachen, soll ein authentisches Körperselbst werden“ (Villa 2008: 258f.). Genau diese Idee schreibt sich nun weiter fort. Anders als es die Thesen über einen geschlechtsspezifisch vermachteten, militärisch industriellen Komplex (Bartky 1990: 39) des „beauty system“ (Wolf 1991) beschreiben, sind dementsprechend nicht allein Ärzt_innen Treiber_innen von Medikalierungs- und Rohstoffisierungs-tendenzen. „Medicalization is not, nor ever has been, ‚medical imperialism‘ but is rather an increasingly complex interplay of various social actors“ (Conrad 2007: 149). Wie Conrad anmerkt, spielen neben Ärzt_innen und Pharmaunternehmen auch (potenzielle) Patient_innen/Konsument_innen und soziale Bewegungen eine zentrale Rolle (Conrad 2007: 6). Und so lässt sich darüber nachdenken, inwiefern die Selbstermächtigungsstrategien der zweiten Frauenbewegung „im Kontext einer Individualisierungsideologie ‚light‘ zum Geburtshelfer geworden [sind] für eine radikal individualistische Manipulation des Körpers, die oft nicht weiß um die sozialen Zwänge bzw. Entscheidungskorridore, die jede noch so autonome Entscheidung mit-konstituieren“ (Villa 2008: 250). Im kollektiven Kampf gegen die Medikalierung weiblicher Körper hat sich über das aufklärerische Moment der Selbstermächtigung die Rohstoffisierung des Körpers Bahn gebrochen. Von Intimchirurg_innen wird eine selbstbestimmte und handlungsmächtige Patientin adressiert und damit hervorgebracht: „Jede Patientin hat die Freiheit, zu entscheiden, weshalb sie sich einem ästhetischen Eingriff unterziehen will“ (Lukowicz 2012). Es ist also keine Frage (mehr), ob sich eine Patientin einem Eingriff unterzieht, sondern weshalb. Eigentlich ist es auch gar keine Entscheidung mehr, sondern nur noch eine Frage der Plausibilisierung – geschult am sozialen und medizinischen Kontext, am Vorrat sagbarer Sätze und legitimer Deutungen (Gimlin 2007). „The cosmetic surgery patient is semantically unstable, named and identified through a variety of discourses and social relations“ (Pitts-Taylor 2009: 119). Und so sind die zahlreichen (derzeit) legitimen Plausibilisierungen für kosmetische Eingriffe der eben beschriebenen „freedom of choice“-Rhetorik des Feminismus entlehnt: Als autonomes Kind der Moderne kann jede Frau frei über ihren rohstoffisierten Körper verfügen.

Neben der „theoretischen und praxeologischen Ent-Naturalisierung“ (Villa 2008: 256) ist für diese Rohstoffisierung noch ein anderes Moment der zweiten Frauenbewegung zentral: Die dezidierte Anleitung zur Selbsterkundung, um sich mit Wissen, Expertise und Fachkenntnis den eigenen Körper und die eigenen Genitalien selbstbestimmt und selbst-beobachtend zu erschließen, wie in den Publikationen „Our Bodies,

Ourselves“ (Boston Women’s Health Book Collective 1973) oder „Frauenkörper – neu gesehen“ (Föderation der Feministischen Frauen Gesundheitszentren USA 1987). Doch statt der kollektiven Selbsterkundung der eigenen Genitalien geht es heute um genaue (Selbst-)Beobachtung, (präventive) Pflege und Korrektur wie Optimierung. Ob mittels pH-Test, Intimwaschlotion oder Tampons mit Milchsäurebakterien: Als Konsument_in und potenzielle_r Patient_in hat das (vermeintlich?) autonome, selbstbestimmte weibliche Subjekt den medizinischen und medikalisierten Blick auf den eigenen Körper übernommen.

„The hand mirror that allowed feminists of the 1960s and 1970s to get familiar with ‚our bodies, our selves‘ is positioned again so that we can see our vaginas. Only, it comes now with the injunction to look critically at what we see and to exert our selfhood through expenditure and remodeling of a body that is not ‚ourselves‘ any longer but which is ‚ours‘, commodified and estranged, to rebuild“ (Davis 2002: 25f.).

Auf die Selbstermächtigung qua Handspiegel folgt die Selbstmedikalisierung, die Selbstüberwachung und Selbstdiagnose, die Internalisierung des medikalisierten Blicks und damit die Selbstoptimierung. Der Körper wird dabei zwar nicht mehr genuin als defizitär gedacht, wohl aber als etwas, woran gearbeitet werden kann und muss. Hier vollzieht sich – *im* Subjekt – der Wandel von Medikalisierung zur Rohstoffisierung.

3 Conclusio: Von den Entscheidungszwängen der „citizens of makeover culture“

Anhand der Texte von Intimchirurg_innen lässt sich beispielhaft die Transformation des Rohstoffisierungsprozesses nachvollziehen, der immer auch auf das beinahe zum soziologischen Allgemeinplatz gewordene Foucaultsche Konzept der (Selbst-)Regierung verweist: „‚Führung‘ ist zugleich die Tätigkeit des ‚Anführens‘ anderer (vermöge mehr oder weniger strikter Zwangsmaßnahmen) und die Weise des Sich-Verhaltens in einem mehr oder weniger offenen Feld von Möglichkeiten. Machtausübung besteht im ‚Führen der Führungen‘ und in der Schaffung der Wahrscheinlichkeit“ (Foucault 1987: 255). Die Narrative von den zahlreichen (Optimierungs-)Möglichkeiten und (Wahl-)Freiheiten, den Chancen, sein (Sexual- und Liebes-)Leben zu verbessern, und der Befreiung von den problematischen Voraussetzungen der Natur beinhalten eben auch *Entscheidungszumutungen* und Entscheidungszwänge, sie deuten auf die *Notwendigkeit* der Selbstführung sowie auf Macht- und Herrschaftsverhältnisse hin. „Im dilemmatischen Zwischenbereich von Chance und Zwang normalisieren sich bio-ästhetisch reg(ul)ierende Subjekte“ (Maasen 2008: 114) und sind dazu bereit, sich selbst zu überwachen, zu überprüfen und vor allem: sich gezielt und planvoll selbst zuzurichten (Bröckling 2007: 32). Es sind die „Technologien des Selbst“, die es „Individuen ermöglichen, mit eigenen Mitteln bestimmte Operationen mit ihren Körpern, mit ihren eigenen Seelen, mit ihrer eigenen Lebensführung zu vollziehen, und zwar so, dass sie sich selber transformieren, sich sel-

ber modifizieren und einen bestimmten Zustand von Vollkommenheit, Glück, Reinheit, übernatürlicher Kraft erlangen“ (Foucault 1984: 53). Die Selbstbearbeitung des Körpers mittels Intimchirurgie ist dabei nicht nur eine mögliche Technologie des Selbst, die nun in Anspruch genommen werden kann. Vielmehr macht sie buchstäblich spürbar, sichtbar und greifbar, wie politisch noch das Hyperprivate ist, und wirft so die Frage nach der Verfügbarkeit von Körperstellen neu auf. Denn ist die Idee der Formbarkeit mittels Laser, Skalpell und Hyaluronsäure erst einmal im Raum, muss die Einzelne entscheiden, davon Gebrauch zu machen – oder auch nicht. Entscheiden jedoch *muss* sie. Hier kommt ins Spiel, was Armin Nassehi für das Klonen beschreibt und was gleichermaßen für jede neue Form der Selbstbearbeitung gilt: „Ihre bloße Existenz, ihre grinsende Fratze zwingt uns dazu, das, was zuvor blindes Walten unseres ganz Anderen war, evolutionärer Zufall und zufällige Evolution, nun als eigenständige Entscheidung zu behandeln“ (Nassehi 2003: 242). Interessant ist nun, wie in den biopolitischen Debatten – sei es über kosmetische Chirurgie, Neuro-Enhancement oder Präimplantationsdiagnostik – stets der Verweis auf die „Integrität der menschlichen Natur“ (Bayertz/Schmidt 2006) auftaucht. Doch dieser Verweis ebenso wie die Vorstellung eines authentischen Selbst und eines authentischen, unberührten und natürlichen Körpers (vgl. Fraser 2003) ist nichts anderes als ein Re-Entry von Normierung in die Normierungskritik. Die Anrufung der Authentizität ist so alt wie die ästhetische Chirurgie selbst (Gilman 1999). Es ist ein dialektischer Prozess: Die Rohstoffisierung ruft die Neuanrufung der Natur auf den Plan. Doch auch dies ist nicht minder eine Normierung, eine Entscheidung und eine spezifische Technologie des Selbst. An dieser Stelle taucht nun die Frage auf, ob sich die Rohstoffisierung und die darin angelegten Technologien des Selbst nur in den Texten der Anbieter_innen von Selbstbearbeitungstechnologien finden lassen, oder ob jene Narrative auch Eingang finden in die Selbstverhältnisse und Selbstbeschreibungen nicht nur von Patient_innen, sondern überhaupt von Menschen als „good citizens of makeover culture“ (Jones 2008: 12). Einen Hinweis gibt das folgende Zitat einer Patientin: „Wenn einen irgendetwas stört im Leben, dann ändert man das ja generell. Und gut, dann ändert man halt seinen Körper“ (30 Minuten Deutschland, RTL 13.07.2009).

Literaturverzeichnis

- Ach, Johann S. & Pollmann, Arnd. (Hrsg.). (2006). *no body is perfect. Baumaßnahmen am menschlichen Körper – Bioethische und ästhetische Aufrisse*. Bielefeld: transcript.
- Aesthetix. (2011). *Designervaginas sind out – Natürliche Operationsergebnisse im Trend*. Zugriff am 5. August 2012 unter <http://www.newsmax.de/designervaginas-sind-out-natuerliche-operationsergebnisse-im-trend-pressemitteilung61370.html>
- Arbeitskreis Frauengesundheit in Medizin, Psychotherapie und Gesellschaft e.V. (AKF). (2012). *In Deutschland kommt jedes dritte Kind durch einen Kaiserschnitt auf die Welt. – Es ist höchste Zeit, die Kaiserschnitttrate zu senken. Kampagne zur Senkung der Kaiserschnitttrate in Deutschland*. Zugriff am 1. Juli 2012 unter <http://www.akf-kaiserschnitt-kampagne.de/cms/kaiserschnitt-kampagne/>

- Augusta Beauty Clinic Mannheim. (2012). *Laser Vaginalverjüngung/Vaginalstraffung (LVR®, Laser Vaginal Rejuvenation®) in Mannheim*. Zugriff am 31. August 2012 unter http://www.augustabeautyclinic.de/Intimchirurgie_in_Mannheim/Vaginalverjuengung
- Bartky, Sandra Lee. (1990). *Femininity and Domination. Studies in the Phenomenology of Oppression*. New York: Routledge.
- Bayertz, Kurt & Schmidt, Kurt W. (2006). „Es ist ziemlich teuer, authentisch zu sein ...!“: Von der ästhetischen Umgestaltung des menschlichen Körpers und der Integrität der menschlichen Natur. In Johann S. Ach & Arnd Pollmann (Hrsg.), *no body is perfect. Baumaßnahmen am menschlichen Körper – Bioethische und ästhetische Aufrisse* (S. 43–62). Bielefeld: transcript.
- Borkenhagen, Ada. (2011). *Warum Menschen ihren Körper tunen*. Zugriff am 1. September 2012 unter <http://www.spiegel.de/wissenschaft/medizin/plastische-chirurgie-warum-menschen-ihren-koerper-tunen-a-737233.html>
- Boston Women's Health Book Collective. (1973). *Our Bodies, Ourselves. A book by and for women*. New York: Simon & Schuster.
- Braun, Christina von. (1994). *Nicht Ich. Logik, Lüge, Libido*. Frankfurt/M.: Verlag neue Kritik.
- Braun, Virginia & Tiefer, Leonore. (2010). The 'designer vagina' and the pathologisation of female genital diversity: interventions for change. *Radical Psychology*, 18 (1). Zugriff am 14. Oktober 2011 unter <http://www.radicalpsychology.org/vol8-1/brauntiefer.html>
- Bröckling, Ulrich. (2007). *Das unternehmerische Selbst. Soziologie einer Subjektivierungsform*. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Clinic im Centrum. (2012a). *Leistungsspektrum Frauen*. Zugriff am 1. September 2012 unter www.clinic-im-centrum.de/de/leistungen-frauen/index.html
- Clinic im Centrum. (2012b). *Leistungsspektrum Männer*. Zugriff am 1. September 2012 unter www.clinic-im-centrum.de/de/leistungen-maenner/index.html
- Conrad, Peter. (2007). *The Medicalization of Society. On the Transformation of Human Conditions into Treatable Disorders*. Baltimore: The Johns Hopkins University Press.
- Crouch, Naomi S.; Deans, Rebecca; Michala, Lina; Liao, Lih-Mei & Creighton, Sarah M. (2011). Clinical characteristics of well women seeking labial reduction surgery: a prospective study. *BJOG An International Journal of Obstetrics and Gynaecology*, 118, 1507–1510.
- Davis, Simone Weil. (2002). Loose lips sink ships. *Feminist Studies*, 28 (1), 7–35.
- Dr. Wolff-Gruppe GmbH. (2010). *Pressemitteilung 23. Februar 2010. Das Familienunternehmen Dr. Wolff wächst zweistellig gegen den Trend. Jahresplus von 12 Prozent. Plantur39 und Intimpflege Jahressieger. CoffeinShampoos Marktführer*. Zugriff am 29. Juli 2012 unter <http://www.dr-wolff-gruppe.de/de/pressemitteilungen-239.html>
- Dr. Wolff-Gruppe GmbH. (2012). *Pressemitteilung 31. Januar 2012. Dr. Wolff weiterhin auf der Überholspur. Kosmetik-Bereich wächst auch im Ausland schnell. Partnerschaftliches Online-Geschäftsmodell bei Alcina*. Zugriff am 29. Juli 2012 unter <http://www.dr-wolff-gruppe.de/de/pressemitteilungen-372.html>
- Föderation der Feministischen Frauen Gesundheitszentren USA. (Hrsg.). (1987). *Frauenkörper – neu gesehen*. Berlin: Orlanda-Verlag.
- Foucault, Michel. (1983). *Der Wille zum Wissen. Sexualität und Wahrheit 1*. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Foucault, Michel. (1984). *Von der Freundschaft*. Berlin: Merve.
- Foucault, Michel. (1987). Das Subjekt und die Macht. In Hubert L. Dreyfus & Paul Rabinow (Hrsg.), *Michel Foucault: Jenseits von Strukturalismus und Hermeneutik* (S. 253–261). Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Foucault, Michel. (2011). *Die Geburt der Klinik. Eine Archäologie des ärztlichen Blicks*. Frankfurt/M.: Fischer.
- Fraser, Suzanne. (2003). The Agent Within: Agency Repertoires in Medical Discourse on Cosmetic Surgery. *Australian Feminist Studies*, 18 (40), 27–44.

- Gesellschaft für Ästhetische Chirurgie Deutschland e.V. (GÄCD). (2010). *Pressemitteilung 2010. Neue Statistik zeigt: 50 Prozent mehr Faltenbehandlungen – Tendenz insgesamt steigend*. Zugriff am 22. November 2011 unter <http://www.gacd.de/presse/pressemappe-2010/presstext/#statistik>
- Gesellschaft für Ästhetische Chirurgie Deutschland e.V. (GÄCD). (2011a). *Presseinformation 28. September 2011. Neue Statistik der Schönheitsoperationen*. Zugriff am 18. Mai 2012 unter http://www.gacd.de/fileadmin/user_upload/pdf/presse2011/Presseinformation_Jahresstatistik_Schoenheitsoperationen.pdf
- Gesellschaft für Ästhetische Chirurgie Deutschland e.V. (GÄCD). (2011b). *Presseinformation 28. September 2011. Mythos Intimchirurgie*. Zugriff am 18. Mai 2012 unter http://www.gacd.de/fileadmin/user_upload/pdf/presse2011/Presseinformation_Intimchirurgie.pdf
- Gilman, Sander L. (1999). *Making the body beautiful: A cultural history of aesthetic surgery*. Princeton, NJ: Princeton University Press.
- Gimlin, Debra. (2007). Accounting for Cosmetic Surgery in the USA and Great Britain: A Cross-cultural Analysis of Women's Narratives. *Body and Society*, 13 (1), 41–60.
- Glaser, Barney & Strauss, Anselm. (2005). *Grounded Theory. Strategien Qualitativer Forschung*. Bern: Huber.
- Hulverscheidt, Marion. (2002). *Weibliche Genitalverstümmelung. Diskussion und Praxis der Medizin während des 19. Jahrhunderts im deutschsprachigen Raum*. Frankfurt/M.: Mabuse.
- International Society of Aesthetic Plastic Surgery (ISAPS). (2010). *ISAPS Biennial Global Survey™. International Survey on Aesthetic/Cosmetic Procedures Performed in 2009*. Zugriff am 31. August 2011 unter <http://www.isaps.org/isaps-global-statistics-2009.html>
- International Society of Aesthetic Plastic Surgery (ISAPS). (2011). *ISAPS Biennial Global Survey™. International Survey on Aesthetic/Cosmetic Procedures Performed in 2010*. Zugriff am 18. Mai 2012 unter <http://www.isaps.org/isaps-global-statistics-2011.html>
- Jones, Meredith. (2008). *Skintight. An Anatomy of Cosmetic Surgery*. Oxford: Berg.
- Kapeller, Lukas. (2010). Schmalere Grat. *Die Zeit*, 19.08.2010. Zugriff am 1. September 2012 unter <http://www.zeit.de/2010/34/A-Schoenheit>
- Keller, Reiner. (2001). Wissenssoziologische Diskursanalyse. In Reiner Keller, Andreas Hirseland, Werner Schneider & Willy Viehöver (Hrsg.), *Handbuch sozialwissenschaftliche Diskursanalyse. Theorien und Methoden* (S. 113–143). Opladen: Leske + Budrich.
- Keller, Reiner. (2005). *Wissenssoziologische Diskursanalyse. Grundlegung eines Forschungsprogramms*. Wiesbaden: VS.
- Keller, Reiner. (2007). *Diskursforschung. Eine Einführung für SozialwissenschaftlerInnen*. Wiesbaden: VS.
- Laser Vaginal Rejuvenation Institute. (2012). *Laser Vaginal Rejuvenation®/Scheidenverjüngung*. Zugriff am 18. Mai 2012 unter <http://www.lvri-wiesbaden.de/de/scheidenstraffung.html>
- Link, Jürgen. (1996). *Versuch über den Normalismus. Wie Normalität produziert wird*. Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Lukowicz, Dominik. (2012). *Schönheitswahn oder medizinisch sinnvoller Eingriff*. Zugriff am 5. August 2012 unter <http://www.sensible-intimchirurgie.de/blog/schoenheitswahn-oder-medizinisch-sinnvoller-eingriff>
- Lutz, Ulrike & Kolip, Petra. (2006). *GEK-Kaiserschnittstudie*. Schriftenreihe zur Gesundheitsanalyse 42. Zugriff am 5. August 2012 unter http://www.ipp.uni-bremen.de/downloads/abteilung2/projekte/GEK_Kaiserschnittstudie.pdf
- Maasen, Sabine. (2008). Bio-ästhetische Gouvernementalität – Schönheitschirurgie als Biopolitik. In Paula-Irene Villa (Hrsg.), *schön normal. Manipulationen am Körper als Technologien des Selbst* (S. 99–118). Bielefeld: transcript.
- Meili, Barbara. (2008). Experten der Grenzziehung – Eine empirische Annäherung an Legitimationsstrategien von Schönheitschirurgen zwischen Medizin und Lifestyle. In Paula-Irene

- Villa (Hrsg.), *schön normal. Manipulationen am Körper als Technologien des Selbst* (S. 119–142). Bielefeld: transcript.
- Menninghaus, Winfried. (1999). *Ekel. Theorie und Geschichte einer starken Empfindung*. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Münchhausen, Anna von. (2008). Das Ideal der geschlossenen Muschel. *Frankfurter Allgemeine Sonntagszeitung*, 03.02.2008, S. 55.
- Nassehi, Armin. (2003). *Geschlossenheit und Offenheit. Studien zur Theorie der modernen Gesellschaft*. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Pitts-Taylor, Victoria. (2009). Becoming/Being a Cosmetic Surgery Patient: Semantic Instability and the Intersubjective Self. *Studies in Gender and Sexuality*, 10, 119–128.
- Preuk, Monika. (2011). *Der Schnitt im Schritt*. Zugriff am 5. August 2012 unter http://www.focus.de/gesundheit/ratgeber/haut/therapie/tid-21829/schoenheitschirurgie-der-schnitt-im-schritt_aid_613629.html
- Rahmsdorf, Inga & Verlinden, Britta. (2010). Mit dem Skalpell gegen die Natur. *Süddeutsche Zeitung*, 25.06.2010, S. 29.
- Scheele, Sebastian. (2010). *Geschlecht, Gesundheit, Gouvernementalität. Selbstverhältnisse und Geschlechterwissen in der Männergesundheitsförderung*. Sulzbach/Taunus: Ulrike Helmer Verlag.
- Schramm, Renate. (2010). Das designte Geschlecht. *Abendzeitung*, 13.04.2010, S. 19.
- Schwake, Vanessa. (2012). „Rundum schön? Schamlippenverkleinerung, Vaginalstraffung und G-Punkt-Vergrößerung – Intimchirurgie ist gefragter denn je. GLAMOUR informiert Sie über die Behandlungsmöglichkeiten, Risiken und Kosten von Intimoperationen“. Zugriff am 1. September 2012 unter <http://www.glamour.de/liebe/sex-tips/intimchirurgie-rundum-schoen>
- Sensualmedics. (2007). *Sexuelle Dysfunktion. Jede zweite Frau betroffen/Neue Möglichkeiten der Genitalchirurgie für Frauen*. Zugriff am 5. August 2012 unter <http://www.ptext.net/pressemitteilung/sexuelle-dysfunktion-zweite-betroffen-moeglichkeiten-genitalchirurgie-frauen-22760>
- Sensualmedics. (2012a). *Die Schamlippenkorrektur*. Zugriff am 5. August 2012 unter <http://www.sensualmedics.com/de/intimchirurgie/schamlippenkorrektur.html>
- Sensualmedics. (2012b). *Intimchirurgie – Behandlungen im Schambereich*. Zugriff am 5. August 2012 unter <http://www.sensualmedics.com/de/intimchirurgie/intimchirurgie.html>
- Siegmund-Schultze, Nicola. (2009). Schnitt im Schritt. *Frankfurter Rundschau*, 18.08.2009, S. 20.
- Sigusch, Volkmar. (1992). *Geschlechtswechsel*. Hamburg: Kleine Verlag.
- Sohn, Werner. (1999). Bio-Macht und Normalisierungsgesellschaft – Versuch einer Annäherung. In Werner Sohn & Herbert Mehrrens (Hrsg.), *Normalität und Abweichung: Studien zur Theorie und Geschichte der Normalisierungsgesellschaft* (S. 9–29). Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Stolle, Christa. (2011). *Der Trend geht zur Designermöse*. Zugriff am 1. September 2012 unter <http://taz.de/Debatte-Frauen/!83929/>
- Thielicke, Robert. (2007). Operation Schönheit. *Focus*, 13.08.2007, S. 66.
- Tiefer, Leonore. (2008). Female genital cosmetic surgery: freakish or inevitable? Analysis from medical marketing, bioethics, and feminist theory. *Feminism and Psychology*, 18 (4), 466–479.
- Viehöver, Willy & Wehling, Peter. (2011). Entgrenzung der Medizin: Transformationen des medizinischen Feldes aus soziologischer Perspektive. In Willy Viehöver & Peter Wehling (Hrsg.), *Entgrenzung der Medizin. Von der Heilkunst zur Verbesserung des Menschen?* (S. 7–47). Bielefeld: transcript.
- Villa, Paula-Irene. (2008). Habe den Mut, Dich Deines Körpers zu bedienen! Thesen zur Körperarbeit in der Gegenwart zwischen Selbstermächtigung und Selbstunterwerfung. In Paula-

Irene Villa (Hrsg.), *schön normal. Manipulationen am Körper als Technologien des Selbst* (S. 245–272). Bielefeld: transcript.

Wolf, Naomi. (1991). *The Beauty Myth*. New York: Morrow.

Wolf, Patricia. (2007). Ware Schönheit – Überall glatte Gesichter und pralle Brüste: Unser Blick auf den eigenen Körper verändert sich. Kann sich da noch Persönlichkeit entfalten? *Tagesspiegel*, 15.09.2007, S. 27.

Filme

„Der Sexreport. So lieben die Deutschen“. Ausgestrahlt am 07.05.2011 auf Pro Sieben.

„Echt schön!? – Der Kult um den perfekten Körper“. In der Sendereihe Spiegel TV Magazin. Ausgestrahlt am 22.01.2011 auf RTL.

„Intimrasur und Schönheitsoperationen. Modediktat oder Notwendigkeit“. In der Sendereihe Kulturzeit. Ausgestrahlt am 06.11.2010 auf 3sat.

„Operation: Intimbereich – Der Schnitt im Schritt.“ In der Sendereihe 30 Minuten Deutschland. Ausgestrahlt am 13.07.2009 auf RTL.

„Trend: Designer-Vagina“. In der Sendereihe FrauTV. Ausgestrahlt am 01.09.2011 im WDR.

Zur Person

Anna-Katharina Meßmer, Diplom-Soziologin, 1983. LMU München. Arbeitsschwerpunkte: Körpersoziologie, Gender Studies, Methoden der qualitativen Sozialforschung, Politische Soziologie, Politolinguistik.

E-Mail: Kathy.messmer@googlemail.com

Inter*sexualisierung – Klitorektomie und das Konzept der angeborenen Bisexualität

Zusammenfassung

Der deutsche Ethikrat schreibt 2012 in seiner Stellungnahme zur Inter*sexualität, dass medizinische Maßnahmen bei Inter*sexuellen einen Eingriff in die körperliche Unversehrtheit darstellen. Dennoch wird in den darin enthaltenen Empfehlungen am Ende der 200 Seiten umfassenden Studie keine klare Position zu Klitorektomien bezogen. In meinem Artikel untersuche ich die psycho-medizinischen Diskurse im Feld der Inter*sexualisierung, die seit Freud auf binär kodierten Geschlechtszuordnungspraxen und -theorien beruhen. Hierbei konzentriere ich mich auf die Publikationen des Forschenden-Kollektivs um John Money vom Johns-Hopkins-Universitätsklinikum in Baltimore (USA), die die medizinischen Praxen in Bezug auf Inter*sexualität dominieren. Die spezifische Lesart Money von Freuds Theorien zur weiblichen Sexualität beeinflusst bis heute den pathologisierenden Ansatz der Inter*sexualisierung, der als Verletzung der Menschenrechte von Inter*-Personen gesehen werden muss.

Schlüsselwörter

Inter*sexualisierung, John Money, Sigmund Freud, Klitoris, Klitorektomie, sex, gender

Summary

Inter*sexualization – Clitorrectomy and the concept of innate bisexuality

In its 2012 statement on inter*sexuality the German Ethics Council wrote that the medical treatment of inter*sexual people constitutes a violation of bodily integrity. Nevertheless, the recommendations at the end of the 200-page study do not take a clear stance on clitorrectomies. In my article I investigate the psycho-medical discourses in the field of inter*sexualization which have been found in binary coded gender-assignment practices and theories since Freud. I focus on publications of the research collective formed by John Money, who has worked at the Johns Hopkins Hospital (Baltimore, USA) since the 1950s. These publications still dominate medical practices concerning inter*sexuality. The very specific readings of Freud's theories on female sexuality which can be found in this context play a key role and influence the pathologizing approach which must be seen as a violation of the human rights of inter*sex individuals.

Keywords

inter*sexualization, John Money, Sigmund Freud, clitoris, clitorrectomy, sex, gender

Einführung

Der Deutsche Ethikrat schreibt 2012 in seiner *Stellungnahme Intersexualität*:

„Irreversible medizinische Maßnahmen zur Geschlechtszuordnung bei DSD¹-Betroffenen, deren Geschlechtszugehörigkeit nicht eindeutig ist, stellen einen Eingriff in das Recht auf körperliche Unversehrtheit, Wahrung der geschlechtlichen und sexuellen Identität und das Recht auf eine offene Zukunft und oft auch in das Recht auf Fortpflanzungsfreiheit dar“ (Deutscher Ethikrat 2012: 174).

1 DSD steht wahlweise für Disorders of Sexual Development oder Differences of Sexual Development. Diese neue medizinische Nomenklatur soll die älteren Begrifflichkeiten Intersexualität oder Hermaphroditismus ersetzen.

Es geht hier um medizinische Eingriffe an Inter*sexuellen², die in deutschen Krankenhäusern seit mehreren Jahrzehnten vorgenommen werden. Dem Ethikrat zufolge handelt es sich hierbei um grundlegende Verletzungen der Menschenrechte. Es stellt sich die Frage, auf welchen Grundlagen diese psycho-medizinischen Diskurse zur Inter*sexualisierung³ beruhen und woher die binär codierte Geschlechtszuordnung innerhalb der Theorien und Praxen stammt. Die Spur führt von Deutschland nach Nordamerika und wieder nach Deutschland.

Zwischen 1955 und 1957 publizierte das Forschenden-Kollektiv der Sexualwissenschaftler_innen und Psycholog_innen John Money, Joan Hampson und John Hampson am Johns-Hopkins-Universitätskrankenhaus in Baltimore (USA) eine Serie von Artikeln. Die darin formulierten Thesen, dass Inter*sexualität ein medizinisches Problem darstelle und behandelt werden müsse, hatten einen maßgeblichen Einfluss auf den Prozess der Inter*sexualisierung in den folgenden Jahrzehnten, sie prägten die Behandlungspraxen bis heute (Money et al. 1955, 1955a, 1955b, 1956, 1957).

Im Oktober 2005 kamen auf einer Konferenz in Chicago, die von der Lawson Wilkins Pediatric Endocrine Society (LWPES) und der European Society for Pediatric Endocrinology (ESPE) ausgerichtet wurde, 50 internationale Expert_innen und zwei Inter*sex-Aktivist_innen zusammen, um neue Forschungs- und Behandlungsperspektiven für Inter*sexualität/Inter*geschlechtlichkeit⁴ zu formulieren. Das sogenannte *Consensus Statement* (Hughes et al. 2006) – die Tagungspublikation – führte den neuen Begriff „Disorders of Sexual Development (DSD)“⁵ als Bezeichnung für Inter*sexualität ein. Dieses Dokument konstatiert: „a key point to emphasise is that the DSD child has the potential to become a well-adjusted, functional member of society“ (Hughes et al. 2006: 151). DSD wird oft als „Störung der Geschlechtsentwicklung“ ins Deutsche übersetzt (vgl. Thyen et al. 2007). Der Deutsche Ethikrat grenzt sich zwar in seiner *Stellungnahme Intersexualität* (2012) von dieser Übersetzung als „Störung“ aufgrund der

- 2 Ich verwende hier das * (Sternchen), um die aktuellen Diskussionen innerhalb der Trans*(gender)- und Inter*Bewegungen aufzugreifen. Das Symbol soll verdeutlichen, dass es verschiedene Begrifflichkeiten und Identifikationen gibt, die z. B. Transgender oder Transsexualität, Intersexualität oder Intergeschlechtlichkeit bedeuten. Im Grunde steht das Sternchen für eine Öffnung hin zur Selbstdefinition und gegen eine pathologisierende Bezeichnung durch die Medizin oder die Psychologie.
- 3 Inter*sexualisierung wird hier in Abgrenzung zur Inter*sexualität verwendet. Hiermit soll der prozesshafte Charakter der Diagnostizierung, der auf binär codierten psycho-medizinischen Kategorisierungen von Geschlecht beruht, hervorgehoben werden. Dies soll nicht implizieren, dass es keine Erfahrung von Inter*sexualität gibt, sondern betonen, dass der Prozess der Diagnostizierung im gleichen Moment auch die sich verändernden Definitionen von Männlichkeit und Weiblichkeit hervorbringt.
- 4 Im deutschen Sprachraum wird von Inter*aktivist_innen z. T. bevorzugt der Begriff Inter*geschlechtlichkeit verwendet. Inter*geschlechtlichkeit entspricht demnach eher der politischen Intention von Inter*aktivismus als der Begriff Inter*sexualität. Inter*geschlechtlichkeit trägt auch dem deutlicheren Anteil von Geschlecht im Gegensatz zu Sexualität in der Debatte Rechnung. Dennoch möchte ich im Folgenden den Begriff Inter*sexualität verwenden, da meine historische Untersuchung eben gerade die Entwicklungen des Begriffs Inter*sexualität in der psycho-medizinischen Literatur zum Gegenstand hat.
- 5 Oft wird der Begriff auch als Disorder of Sexual Differentiation gehandelt. Im ursprünglichen *Consensus Statement* wird DSD jedoch als Disorders of Sexual Development bezeichnet (Hughes et al. 2006).

Beschränkung auf die biologisch-medizinische Beschreibung eindeutig ab (Deutscher Ethikrat 2012: 12) und verweist auf die Bezeichnung „Differences of sexual development“, die die Unterschiede benennt. Trotzdem zitiert er immer wieder die im Umfeld des *Chicagoer Consensus Statements* stehenden Publikationen.

Meine Ausgangsfrage lautet: Liegt die Störung statt in der Inter*sexualität nicht vielmehr in der Fortführung von medizinischen Behandlungen der Inter*sexualität seit den 1950er Jahren, und zwar als Störung der Menschenrechte, die sich in den Prozessen der Inter*sexualisierung zeigt? Und ist nicht auch die Verwendung des Begriffs DSD in der medizinischen Literatur eine Störung des ethischen Verständnisses von Geschlecht? Dabei möchte ich mich auf die neo-freudianischen Anleihen, die bei Money und den Hampsons (im Folgenden Money/Hampsons) für die Entwicklung ihrer Thesen und der Behandlungsprotokolle ausschlaggebend waren, konzentrieren. Ihr Konzept hatte eine grundsätzliche Veränderung im Umgang mit dem bis dahin sogenannten Hermaphroditismus zur Folge (vgl. Redick 2005). Der Ansatz ist zudem eng mit der Trennung von *sex* und *gender* verknüpft. Diese Trennung zwischen der geschlechtlichen Identifizierung (*gender*) und einer Körpermorphologie (*sex*) (damals in erster Linie *gender role* oder auch *gender identity* im Unterschied zu *sex*) wurde von Money/Hampsons neu entworfen und bezieht sich in der Argumentation auf die *Abhandlung zur Sexualtheorie* von Freud (2000 [1905]).

Wie formiert sich Inter*sexualisierung, wie bezieht sie sich auf Freud, welche Rolle spielt die *sex-gender*-Trennung und was hat dies mit der neuen Nomenklatur des DSD zu tun? Ich möchte mich diesen Fragen durch die Betrachtung einiger ausgewählter Beispiele aus dem Diskurs über Inter*sexualität annähern und dazu den Begriff der Inter*sexualisierung einführen. Unter Inter*sexualisierung verstehe ich spezifische psycho-medizinische Wissensformationen, die binär codierte Theorien über Körper und Identität sowie geschlechtlich „vereindeutigende“ Behandlungspraxen produzieren. Durch die Analyse der Publikationen, auf denen aktuelle Behandlungspraxen beruhen, wird gezeigt, dass für diese medizinischen Eingriffe keine Notwendigkeit besteht.

Die Inter*sexualisierung von Körpern durch die Trennung von *sex* und *gender*

Aufgrund des *Gender*-Konzeptes, das in der feministischen Forschung zur Analyse von Geschlecht im sozial-politischen und dem gesellschaftlich-kulturellen Bereich verwendet wurde, wurde der Begriff *sex* lange Zeit unabhängig von *gender* untersucht. Die *sex-gender*-Trennung wurde, wie oft fälschlicherweise angenommen, nicht in der feministischen Forschung, sondern in der psycho-medizinischen Forschung zum Hermaphroditismus/zur Inter*sexualität entwickelt (Money et al. 1955a, 1955b, 1956, 1957; vgl. Stoller/Rosen 1959). Die Sozialwissenschaftlerin Ann Oakley hat 1972 den Begriff *gender* von dem Psychologen Robert Stoller (1968) übernommen, um ihn für die feministische Agenda zu nutzen. Die Trennung von *sex* und *gender* hat aufgrund ihrer

Herkunft aus der pathologisierenden Inter*sex-Forschung in vielerlei Hinsicht feministische Analysen gesellschaftlicher Verhältnisse und biologischen Wissens lange Zeit erschwert. Toril Moi schreibt, dass die Trennung *sex* medikalisiert und *gender* in eine rein psychologische Kategorie transformiert hätte (Moi 1999: 22). Als Judith Butler in *Gender Trouble* (1990) die Verschränktheit von *sex* und *gender* herausgearbeitet hat, war innerhalb der feministischen Wissenschaft bereits eine Arbeitsteilung zu verzeichnen, mit der vorwiegend *sex* von den Biolog_innen und *gender* von den Geisteswissenschaftler_innen untersucht wurde.

Hier geht es jedoch um die Ursprünge der *sex-gender*-Trennung, die damit verbundene Pathologisierung und die Auswirkungen auf die Prozesse der Inter*sexualisierung. Basis dafür war eine neue psycho-medizinische Terminologie. Über Pathologisierungsprozesse wurde ein anderes Verständnis von Körper und Identität in den sexualwissenschaftlichen Diskurs eingeführt. Das heißt, dass die Trennung von *sex* und *gender* in der Theorie vorgenommen wurde, es jedoch in den medizinischen Behandlungspraxen darum ging, beide in einem heteronormativen und binären Rahmen zu einer kongruenten Deckung zu bringen. Die Behandlungspraxen zielten auf die als pathologisch definierten Inkongruenzen zwischen binärem *sex* und *gender*. Ein bestimmtes *gender* kann nur von einem bestimmten *sex* gelebt werden, dieses soll zur Not auch operativ hergestellt werden.

Dieser Paradigmenwechsel beruht auf den *Abhandlungen zur Sexualtheorie* von Sigmund Freud (Freud 2000 [1905]). Dessen Thesen wurden in die Diskurse über Inter*sexualisierung übernommen und auf diese Weise operativ verfestigt. Insbesondere das Konzept der angeborenen Bisexualität und die Übertragung der „erogenen Reizbarkeit“ von der Klitoris auf die Vagina bei der Frau stehen bei dieser Übernahme in die Inter*sexualisierungspraxen und -theorien im Fokus. Die Prozesse der Inter*sexualisierung sind vielfältig, komplex und widersprüchlich, wie schon mehrfach gezeigt wurde (z. B. Holmes 2008; Karkazis 2008; Kessler 1990; Klöppel 2010; Voß 2010), deshalb ist die folgende Analyse nur als Ausschnitt aus einem Diskursfeld zu verstehen.

Die Baltimorer Behandlungsempfehlungen

Money/Hampsons haben den Begriff *gender role* – Geschlechtsrolle – in die psycho-medizinische Forschung eingeführt.

„By the term, gender role, we mean all those things that a person says or does to disclose himself or herself as having the status of boy or man, girl or woman, respectively. It includes, but is not restricted to sexuality in the sense of eroticism. Gender role is appraised in relation to the following: general mannerism; deportment and demeanor; play preference and recreational interests; spontaneous topics of talk in unprompted conversation and casual comments; content of dreams, daydreams and fantasies; replies to oblique inquiries and projective tests; evidence of erotic practices and, finally, the person's own replies to direct inquiry“ (Money et al. 1955a: 302).

Demnach bezeichnet die Geschlechterrolle alles, was ein Mensch denkt, fühlt, sagt und tut.⁶ Kein Bereich des Lebens ist unabhängig von *gender*, alles kann durch die binäre Codierung des Geschlechtsbegriffes interpretiert werden. Interessanterweise hängt dies jedoch nicht mit der physischen Integrität des Körpers zusammen. So ist z. B. *sex* als Fähigkeit, zu reproduzieren, nicht die Vorbedingung für ein *gender*, es kann ihm in Moneys Behandlungspraxis sogar diametral entgegenstehen. Das *gender* muss „effektiv“ sein – also im Rahmen eines binären Geschlechtsrollenverständnisses reibungslos, unauffällig und produktiv funktionieren.⁷ Foucaults Forderung nach dem „wahren Geschlecht“ scheint hier nicht im Vordergrund zu stehen (Foucault 1998), sondern das „beste Geschlecht“. Das „beste Geschlecht“ jedoch wofür, und wie soll es aussehen? Der zitierte Artikel enthält dazu eine eindeutige Passage:

„[T]he greater medical wisdom lay in planning for a sterile man to be physically and mentally healthy, and efficient as a human being, than for a probably fertile woman to be physically well but psychologically a misfit and a failure as a woman, a wife, or a mother“ (Money et al. 1955b: 299).

Was hier beschrieben wird, ist eine Behandlungspraxis, die darauf abzielt, Menschen effizient, also leistungsfähig und funktionierend, zu machen und vor allem zu garantieren, dass sie in eine der beiden Geschlechtskategorien einzuordnen sind. Eine Frau, die nicht heiraten und keine Kinder haben will, wird als „failure“, als Misserfolg und Fehler konzeptionalisiert. Das psychologische Funktionieren wird über die Verletzung der physischen Integrität gestellt. Eine mögliche psychologische Außenseiterin, etwa eine Frau, die nicht den heterosexistischen Erwartungen ihrer Umgebung entspricht, wird als krank konstruiert. Was aber ist ein funktionierendes Geschlecht oder das beste Geschlecht im Prozess der Inter*sexualisierung? Worauf beruht die Annahme, dass ein Kind, dessen äußere Genitalien ein wenig anders aussehen als die der meisten Kinder, eine Operation benötigt, und wie wird diese Behandlungspraxis begründet? Worauf gehen die Annahmen zurück, dass dies Entscheidungen sind, die nicht das Kind selbst, sondern die Ärzt_innen treffen sollten?

Neo-freudianische Anleihen in der Inter*sexualisierung

Der Artikel „An Examination of Some Basic Sexual Concepts: The Evidence of Human Hermaphroditism“ beginnt mit einer Referenz auf Freud und dessen Hypothese über die „angeborene Bisexualität“ aller Menschen (Money et al. 1955a). Die These, die Money et al. in diesem Artikel in Anlehnung an ihre Lesart von Freud vorstellen, lautet: „instinctive masculinity and instinctive femininity are present in all members of the human species, but in differing proportions“ (Money et al. 1955a: 301). Money/

6 Der Begriff *gender role* wird von Money und seinen Mitarbeiter_innen immer wieder neu definiert, seine Dualität verliert das Konzept jedoch nie (vgl. Money et al. 1957; Money/Tucker 1975).

7 In manchen Forschungskontexten wird auch der Begriff *optimal gender policy* benutzt (vgl. Meyer-Bahlburg 1998: 1–21).

Hampsons sind vor allem an Freuds biologischer Argumentation interessiert. Freud hat ihnen zufolge „construed his theory of innate and constitutional psychic bisexuality on the basis of embryological evidence of an hermaphroditic phase in human embryonic differentiation, and on the basis of anatomical evidence in congenital hermaphroditism itself“ (Money et al. 1955a: 301). Freud impliziert tatsächlich, dass sich die menschliche Physiologie aus einer ursprünglich bisexuellen in eine monosexuelle Morphologie entwickelt. In *Drei Abhandlungen zur Sexualität* (1905) schreibt er unter dem Kapitel „Heranziehung der Bisexualität“:

„In seltenen Fällen sind nebeneinander beiderlei Geschlechtsapparate ausgebildet (wahrer Hermaphroditismus); zu allermeist findet man beiderseitige Verkümmern. Das Bedeutsame an diesen Abnormalitäten ist aber, dass sie in unerwarteter Weise das Verständnis der normalen Bildung erleichtern. Ein gewisser Grad von anatomischem Hermaphroditismus gehört nämlich der Norm an; bei keinem normal gebildeten männlichen oder weiblichen Individuum werden die Spuren vom Apparat des anderen Geschlechts vermisst, die entweder funktionslos als rudimentäre Organe fortbestehen oder selbst zur Übernahme anderer Funktionen umgebildet worden sind. Die Auffassung, die sich aus diesen lange bekannten anatomischen Tatsachen ergibt, ist die einer ursprünglich bisexuellen Veranlagung, die sich im Laufe der Entwicklung bis zur Monosexualität mit geringen Resten des verkümmerten Geschlechts verändert“ (Freud 2000 [1905]: 53).

Freud präsentiert Hermaphroditismus also als eine ursprüngliche oder originäre Form der menschlichen Entwicklung in Bezug auf sexuellen Dimorphismus (vgl. Salamon 2004). Das Konzept, das hier angerufen wird, ist das der Evolution von einer weniger entwickelten Stufe hin zu einer höher entwickelten Stufe des monosexuellen Körpers. Freuds konsequente Referenzen auf biologische Theorien, insbesondere Evolutionstheorien, haben zur Folge, dass er eine atavistische bisexuelle Veranlagung (sei sie physisch oder psychisch) als eine Regression in einen primitiven Zustand konzeptionalisiert. Freud überträgt seine Hypothese der Bisexualität im embryonalen Stadium jedoch nicht auf die psychische Entwicklung. Dafür „bedurfte es nur noch eines regelmäßigen Zusammentreffens der Inversion mit den seelischen und somatischen Zeichen des Hermaphroditismus“ (Freud 2000 [1905]: 53). Obwohl dieses Zitat sich auf die sogenannte Inversion (heute Homosexualität) als Ausdruck von körperlichem Hermaphroditismus (damals Bisexualität) bezieht, lese ich diese Stelle als grundsätzlich widersprüchlich zu Moneys und Hampsons Interpretation. Freud denkt hier über die Möglichkeit nach, dass „die Inversion in ihren Abarten als Ausdruck eines psychischen Hermaphroditismus“ (Freud 2000 [1905]: 53) verstanden werden könnte. Aber „[a]llein diese Erwartung schlägt fehl. So nahe darf man sich die Beziehungen zwischen dem angenommenen psychischen und dem nachweisbaren anatomischen Zwittertum nicht vorstellen“ (Freud 2000 [1905]: 53). Er schließt also einen direkten Zusammenhang zwischen sexueller Orientierung und Körpermorphologie aus.

Phallisches Fleisch und Klitorektomien

Freuds Begriff von Bisexualität ist weiter zu fassen. In dem Aufsatz „Über die weibliche Sexualität“ von 1931 schreibt er:

„Zunächst ist unverkennbar, dass die für die menschliche Anlage behauptete Bisexualität beim Weib viel deutlicher hervortritt als beim Mann. Der Mann hat doch nur eine leitende Geschlechtszone, ein Geschlechtsorgan, während das Weib deren zwei besitzt: die eigentlich weibliche Vagina und die dem männlichen Glied analoge Klitoris“ (Freud 2000 [1931]: 277)⁸.

Doch bereits 1905 heißt es in den *Abhandlungen*: „Ist die *Übertragung* der erogenen Reizbarkeit von der Klitoris auf den Scheideneingang gelungen, so hat damit das Weib seine für die spätere Sexualbetätigung leitende Zone gewechselt“ (Freud 2000 [1905]: 125 [Hervorhebung der Autorin]). Mit dieser Theorie legte Freud den Grundstein für Money/Hampsons, die Klitoris als sexuelles Organ von der reifen Frau wegzuerklären und ihre Behandlungsempfehlungen zu rechtfertigen. Freud beschreibt das Ergebnis der *Übertragung* in der reifen Frau wie folgt:

„Erst mit der Vollendung der Entwicklung zur Zeit der Pubertät fällt die sexuelle Polarität mit männlich und weiblich zusammen. Das Männliche faßt das Subjekt, die Aktivität und den Besitz des Penis zusammen, das Weibliche setzt das Objekt und die Passivität fort. Die Vagina wird nun als Herberge des Penis geschätzt, sie tritt das Erbe des Mutterleibes an“ (Freud 2000 [1905]: 241).

Die Anlage der Bisexualität, die nach Freud bei der Frau deutlicher zutage tritt, erfährt in den Praxen der Inter*sexualisierung eine materielle Verhinderung. Die Freudschen *Abhandlungen* werden operativ umgesetzt. Die Verlagerung der weiblichen Sexualität von der Klitoris auf die Vagina wird in der Inter*sexualisierung operativ hergestellt. Die Unterscheidung zwischen *sex* und *gender*, also die Trennung zwischen geschlechtlicher Identifikation und Körpermorphologie, wird notwendig, um hier eine Pathologie zu deklarieren. Die vorsichtig formulierten entwicklungstheoretischen Thesen Freuds werden von Money/Hampsons vereinfacht übernommen und fungieren als Voraussetzung ihrer Behandlungsempfehlungen. Diese Empfehlungen werden in weiteren Artikeln aus dem Zeitraum 1955–1957 ausformuliert.

In „Recommendations Concerning Assignment of Sex“ stellen Money et al. (1955b) ihre Behandlungsempfehlungen vor. Sie argumentieren, dass ein Mädchen mit einer größeren Klitoris „sooner or later, however, [...] comes to realize her oddity. It is preferable that such a child knows, from the time when she can first begin to comprehend it, that she has a clitoris like all other girls, but that it is too big, and will be made smaller surgically“ (Money et al. 1955b: 293f.). Und: „[G]irls should also know, incidentally, that whereas boys have a penis, girls have a vagina – in juvenile vocabulary, a baby tunnel – as a double insurance against childish theories of surgical mutilation and maiming“ (Money et al. 1955b: 295). Hier passiert mehr, als dass „nur“ ein

8 Hier kann mit Thomas Laqueur (1990) gefragt werden: Warum ist nicht das männliche Glied der weiblichen Klitoris analog?

lustspendendes Organ (diskursiv) über die Referenz der Komplementarität von Penis und Vagina entfernt wird. Es wird zudem eine Argumentation verhindert, in der die operative Entfernung als Verletzung oder als Verstümmelung (mutilation) bezeichnet werden kann. Ein Organ, das von Freud diskursiv entfernt wurde, soll operativ entfernt werden, ohne dass darüber nachgedacht wird, ob das gesunde und lustspendende Organ auch erhalten werden kann.

Money/Hampsons gehen davon aus, dass „the external genitals are the sign from which parents and others take their cue in assigning a sexual status to a neonate and in rearing him [sic!] thereafter, and the sign above all others, which gives a growing child assuredness of his or her gender“ (Money et al. 1955a: 306). Sie führen weiter aus: „nonetheless, it is possible for a hermaphrodite to establish a gender role fully concordant with assigned sex and rearing, despite a paradoxical appearance of the external genitals“ (Money et al. 1955a: 306). Das Team berichtet, dass 23 der 76 Patient_innen, die keine Operation hatten, mit einem sogenannten Widerspruch zwischen externen Genitalien und zugewiesenem Geschlecht lebten. Nur eine dieser 23 Personen schaffte es nicht, sich mit ihrer „Anomalität“ zurechtzufinden, während es von den anderen heißt, „[they] had a gender role and orientation wholly consistent with assigned sex and rearing“ (Money et al. 1955a: 307). Joan Hampson eröffnet ihren Artikel mit den Worten:

„it is possible for an hermaphroditic child to grow into a gender role contradictory of chromosomal, gonadal or hormonal sex. Perhaps even more remarkably, he or she may also grow into a gender role contradicted by predominant appearance of the external genital organs“ (Hampson 1955: 265).

Sie stellt des Weiteren fest, dass psychotische Symptome aufgrund ihrer Absenz verdächtig sind⁹. Von den als Frauen aufgewachsenen Patient_innen berichtet sie, die weibliche Geschlechtsrolle sei so tief verwurzelt, dass nicht einmal ihr erigierbarer „Phallus“ die Sicherheit über ihre erotische Rolle infrage gestellt habe, sie nehmen sich nicht als Männer wahr.¹⁰ Hampson schlussfolgert, dass 22 von 23 Patient_innen sich als heterosexuelle Frauen identifizierten, obwohl sie einen erigierbaren „Phallus“ hatten. Warum diese Personen als Patient_innen definiert wurden, wird nicht erklärt. Für Hampson ist das Beeindruckende, dass die Frauen mit ihrem als männlich definierten Organ trotzdem eine Subjektivität entwickelt haben, die im Einklang mit einer Körpermorphologie ist, die eigentlich eine weibliche Identifikation unterminieren und verunsichern sollte. Das eigentlich Bedrohliche an dieser Situation ist die Signifikanz des Penis und das angenommene monolithische Verhältnis zwischen Identität und Körpermorphologie. In der überraschenden Zusammenfassung des Artikels schreibt Hampson: „prompt and unequivocal decision of the sex of assignment was found beneficial, along with early reconstructive genital surgery, as required“ (Hampson 1955: 273). Über die Operationen heißt es, es gäbe Beweise, dass eine Klitorisamputation in der Kindheit oder später nicht nachteilig für nachfolgende erotische Empfindlichkeit oder die Kapazität für Orgasmus

9 „Psychotic symptoms were conspicuous by their absence“ (Hampson 1955: 266).

10 „[T]he feminine role had become so thoroughly ingrained that not even a large erectile phallus had challenged the certainty of erotic role“ (Hampson 1955: 270).

sei.¹¹ Jedoch beschreibt Hampson auch Widerstände gegen die operativen Eingriffe, da viele Chirurg_innen davor zurückschreckten, etwas zu entfernen, das schon zeitgenössische Wissenschaftler_innen zur signifikantesten erotischen Zone bei der Frau erklärt haben.¹² Klitorisreduktion, Klitortomie oder Klitorisamputationen wurden nach den Publikationen von Money/Hampsons Standard in den Praxen der Inter*sexualisierung.

Operative Eingriffe

Money/Hampsons haben nicht die Chance ergriffen, die Freudschen Theorien zu revidieren oder sie an eigenen empirischen Forschungen zu prüfen. Stattdessen haben sie die diskursive Wegerklärung der Klitoris von Lustempfinden, Erotik und Sexualität und die Verunmöglichung von geschlechtlichen Identifikationen (*gender*) mit unterschiedlichen Körpermorphologien (*sex*) erst in den Diskurs zur Psycho-Sexualität eingeführt und fest installiert.

Die Vielzahl an medizinischen Publikationen zu diesem Thema handelt davon, welche Methode die beste sei, gesunde Körperteile zu amputieren. Es wird darüber nachgedacht, wie die „phallische Größe“ der Klitoris reduziert werden kann und wie ein herausragendes kosmetisches Ergebnis herzustellen sei. John Gearhart von der Johns-Hopkins-Universität versuchte in den 1990er Jahren, seine Methode der Klitorisamputation zu verbessern; ihm war es wichtig, „the neurovascular bundle in the stump“ zu erhalten (Gearhart et al. 1995: 487). Cheryl Chase antwortete auf seinen Artikel im *Journal of Urology*, dass sie und eine Vielzahl anderer Personen, die einer Klitortomie unterzogen wurden, anorgasmisch seien und dass ihre sexuellen Funktionen durch die „Berührung“ des Chirurgen zerstört worden seien.¹³ Was deutlich wird, ist, dass in westlichen Krankenhäusern Babys, Kindern und Erwachsenen sogenanntes „phallisches Fleisch“ entfernt wird, um „ästhetische“ Genitalien und eine „gesunde“ psychologische Entwicklung zu garantieren (Braga 2006; Gearhart et al. 1995; Hendren/Donahoe 1980).

Money/Hampsons empfehlen, Eltern während der Beratung das Konzept zu erläutern, „that their child is a boy or a girl, one or the other, whose sex organs did not get completely differentiated or finished“ (Money et al. 1955b: 291). Des Weiteren sollen während der Beratung Zeichnungen angefertigt werden, in denen der ursprüngliche Hermaphroditismus aller menschlichen Embryonen in der undifferenzierten Phase und die letzte Stufe, in der die Ähnlichkeit zwischen den weiblichen und männlichen äußeren Genitalien noch vorhanden ist, dargestellt werden.¹⁴ Auf diese Weise könne

11 „[T]he evidence demonstrates that clitoral amputation in childhood or later proved detrimental neither to subsequent erotic responsiveness, nor to capacity for orgasm“ (Hampson 1955: 270).

12 „[M]any surgeons have hesitated to deprive a patient of what some authorities have declared the most significant erotic zone in the female“ (Hampson 1955: 270).

13 „[S]exual function has been destroyed due to the surgeons ‘touch’“ (Chase 1996).

14 „[T]he original hermaphroditism of all human embryos in the undifferentiated phase, and the late stage at which external genital similarity of males and females is still apparent“ (Money et al. 1955b: 291).

den Eltern das „enlightening concept of genital unfinishedness“ (Money et al. 1955b: 291) vermittelt werden. Dieses Konzept rekurriert nicht nur auf biologische Theorien des Embryonalen, sondern auch auf die neo-freudianischen Annahmen der angeborenen psychischen Bisexualität. Der Begriff „Unfertigkeit“ reflektiert die Diskurse von Unreife und Entwicklungshemmung (*arrested development*). Für Money heißt das in Hinblick auf seine Behandlungsanweisungen: „hermaphroditism means that a baby is born with a sexual anatomy improperly differentiated. The baby is, in other words, sexually unfinished“ (Money/Ehrhardt 1972: 5). Die Ärzt_innen und Chirurg_innen vollenden demnach lediglich, was die Natur nicht geschafft hat. Sie vervollkommen die Ordnung der angenommenen natürlichen Zweigeschlechtlichkeit und beschneiden das Kind, das sich angeblich in einem weniger entwickelten inter*sexuellen Stadium befindet, also in einem evolutionär minderwertigeren Körper als dem monosexuellen Körper.¹⁵ Die Begriffe Unfertigkeit und Entwicklungshemmung rechtfertigen die operative „Fertigstellung“ des Kindes. Die mit der Operation verbundene psychologische Erziehung zu einer der binär kodierten Geschlechterrollen zeigt sich auch, wenn es um die Fortpflanzungsfähigkeit geht. Denn nach Money/Hampsons scheint es sich dabei nicht um eine biologische Gegebenheit zu handeln, sondern um eine Erfüllung von sozio-politischen Kategorien. Nach Money/Hampsons sind andere Faktoren als die reine biologische Fortpflanzungsfähigkeit für das Kinderkriegen entscheidend:

„Actual childbearing is distinguished from potential biological fertility and is not determined by chromosomal, hormonal, and gonadal sex alone. It is also determined by the social encounters and cultural transactions of mating and marrying, which are inextricably bound up with gender role and erotic orientation“ (Money et al. 1955b: 290).

Für Money/Hampsons geht es um die Garantie einer heterosexuellen Orientierung, die in enger Verknüpfung mit Geschlechtsrollen und deren Stereotypen gesehen werden muss. Nicht die biologischen Voraussetzungen zur Fortpflanzung, sondern die psychosoziale Integration in eine heteronormative Gesellschaft soll Fortpflanzung ermöglichen. Was dafür in der Theorie und Praxis von ihnen geopfert wird, ist die physische Integrität eines Menschen.

In den meisten Studien zu chirurgischen Praxen in der Inter*sexualisierung wird die Verminderung von sexueller Erregbarkeit nicht thematisiert (vgl. Azziz et al. 1990; Azziz et al. 1986). Einige Wissenschaftler_innen fordern zwar, die Praxen der Inter*sexualisierung zu untersuchen; die Theorien, die diesen zugrunde liegen, werden jedoch kaum erforscht (vgl. Creighton 2004). Es gibt nach mehr als 60 Jahren der Durchführung von Klitorektomien immer noch keine Langzeitstudien: „to our knowledge the long-term effect on sexual function of removing this erectile tissue is unknown“ (Baskin et al. 1999: 1018; vgl. auch Ahmed et al. 2004). Viele konzentrieren sich auf die technischen Entwicklungen innerhalb der Chirurgie: „historically the surgical treatment of patients requiring feminizing genitoplasty has evolved from clitoral amputation to clito-

15 Ich habe diese Argumentation an anderer Stelle ausführlich dargelegt (Eckert 2010).

ral preservation“ (Baskin et al. 1999: 1018). Auch Überlegungen zur Beschaffenheit der Klitoris werden aktuell formuliert: „the anatomy of the clitoris is not well understood, and studies have shown that most anatomy texts are inaccurate in the size and precise location of this organ“ (Crouch et al. 2004: 137). Die Reflexionen gehen hier sogar noch weiter: „if the clitoris is functionally normal at birth but simply enlarged, it is questionable whether surgery that irretrievably impairs function is acceptable“ (Crouch et al. 2004: 138). Es wird vermutet, dass Frauen „may resent the destruction of a major part of her sexual potential“ (Crouch et al. 2004: 138).

Mit der Klitorektomie geht oft die operative Herstellung einer sogenannten Neo-Vagina einher. An dieser Stelle kann nicht genauer darauf eingegangen werden, doch bleibt festzuhalten, dass Money dies in der Fortführung seiner Behandlungsempfehlungen bedacht hat.¹⁶ So schreibt er: „in addition to clitorodectomy, feminizing surgery may require vaginoplasty as well“ (Money 1973: 481). Sogenannte Vaginoplastiken oder die chirurgische Konstruktion einer Neo-Vagina gehören noch immer zur Behandlung (Azziz et al. 1986; Azziz et al. 1990). Das beste und effektivste *gender*, das Money/Hampsons als das *Optimum Gender of Rearing* bezeichnen, ist ein penetrierbares, heteronormativ-komplementäres Phantasma. Nicht nur die Freudsche Übertragung der erotischen Reizbarkeit von der Klitoris auf die Vagina in der reifen Frau, auch die materielle Auslöschung der sogenannten angeborenen Bisexualität wird in der Inter*sexualisierung operativ vollzogen, indem Klitorektomien und „Re“-Konstruktionen einer Neo-Vagina vorgenommen werden. Ein weibliches *gender* muss ein *sex* haben, d. h. dasjenige, das ihm von der binär kodierten Geschlechterordnung zugewiesen ist. Das *Optimum Gender of Rearing* ist dasjenige, das penetrierbar ist und schon nach Freud eine „Herberge für einen Penis“ darstellt, wenn das Kind als Mädchen/Frau erzogen werden soll.

Fragen, die sich in den Praxen der Klitorektomie und der „Re“-Konstruktion einer Neo-Vagina immer noch stellen und die auch die neue Terminologie des DSD aufwirft, betreffen die gewaltsamen operativen Eingriffe an Körpern. Diese Eingriffe können als eine soziale Störung gefasst werden. Auch die Ignoranz und Auslöschung der Vielfalt von *sex* zugunsten eines Zweigeschlechtersystems könnte als soziale Störung bezeichnet werden. In den Debatten zu DSD wird immer noch die Notwendigkeit der Anpassungsfähigkeit und der Funktionalität der zu behandelnden Person fortgesetzt, wie sie schon in den 1950er Jahren bei Money/Hampsons zu finden ist. Sie steht weiterhin im Zentrum der derzeitigen Behandlungsparadigmen. Immer noch werden die gleichen Argumente angeführt: „a key point to emphasize is that the DSD child has the potential to become a well-adjusted, functional member of society“ (Hughes et al. 2006: 151). „To be well-adjusted“ kann als „angepasst“, aber auch als „bereinigt“ oder „eingestellt“ übersetzt werden. Unter dem Begriff DSD, der neuen Nomenklatur, stellen inter*sexualisierte Kinder also immer noch eine Störung dar, die bereinigt werden muss.

16 Ich habe diese Praxen der Vaginoplastiken und der Herstellung von Neo-Vaginas an anderer Stelle erläutert und auch auf neo-freudianische Theorieanleihen hin untersucht (Eckert 2010).

Zusammenfassung: das Zweigeschlechtersystem als Menschenrechtsverletzung¹⁷

Das eindrucksvollste Ergebnis einer Beschäftigung mit diesen grundlegenden Texten für die Praxen der Inter*sexualisierung lautet, dass in den empirischen Studien aus den 1950er Jahren keine Psychopathologie auffällig wurde, die Studien aber trotzdem als Rechtfertigung für eine medizinische und psychologische Praktik dienten. Das Phantasma, das Money/Hampsons in den Diskurs über Inter*sexualisierung einbrachten, ist kein medizinisches oder psychologisches Problem, sondern ein gesellschaftliches.

Die Dissoziation des Konzeptes *gender* von *sex* in den Theorien und Praxen der Inter*sexualisierung ist die Voraussetzung für die Differenzierung und die Pathologisierung beider Konzepte. Die neo-freudianischen Anleihen in den Arbeiten des Forschenden-Teams um Money haben zu einer performativen Umsetzung der Monosexualitätstheorie geführt: Die Performativität von Freuds *Abhandlungen zur Sexualtheorie* werden in der Inter*sexualisierung und ihren begleitenden operativen Eingriffen materiell. Die *sex-gender*-Trennung war eine Voraussetzung für Money/Hampsons, ihre Behandlungsmaximen zu entwickeln und durchzusetzen. Dies lieferte die narrative Grundlage für die Argumentation, dass ein inter*-Kind unfertig in seiner Entwicklung sei. Die operativen Eingriffe zur „Vervollständigung“ der „Natürlichkeit“ eines Zweigeschlechtersystems dienen dazu, das Kind in einer der zwei Geschlechterrollen zu fixieren. Dies geschieht anhand der Operation der externen Genitalien, die „ästhetischen“ Kriterien entsprechen sollen und in einer Komplementarität *designed* werden.

Genitalien stehen als *pars pro toto* für die Identität eines Körpers. Sein Fleisch, seine Materie, das an dieser Stelle in der Inter*sexualisierung als entweder monströs groß oder monströs klein definiert wird, wird unter Rückbezug auf eine als „natürlich“ definierte Kongruenz zwischen *sex* und *gender* beschnitten. Die Komplementarität der Genitalien – Penis/Vagina – steht hier emblematisch für die exzessiven Normalisierungsmechanismen innerhalb der Praxen von Inter*sexualisierung.

Erst seit der Politisierung des Themas durch Inter*-Bewegungen und durch seine wissenschaftliche und aktivistische Aufarbeitung konnte auf die Verstümmelungen in westlichen Krankenhäusern aufmerksam gemacht werden (z. B. Chase 2003; Holmes 2002; Kromminga 2011).¹⁸ So konnte in einer öffentlichen Anhörung am 8. Juni 2011 vor dem Ethikrat der Inter*aktivist Ins A Kromminga medikamentöse/chirurgische „Entstörungslösungen“ (Kromminga 2011: 1) kritisieren und die Perspektive einbringen, dass nicht die Körperfunktionen und Anatomien von Inter*s¹⁹ problematisch seien, „sondern der normierende Blick auf sie“ (Kromminga 2011: 2). „Diese Eingriffe an

17 Dieses Zitat ist dem Ausstellungskatalog der 101-intersex-Ausstellung in der Neuen Gesellschaft für Bildende Künste in Berlin vom Jahr 2005 entnommen (NGBK 2005).

18 Erst das Ende von „Shame and secrecy“ (ein Slogan der ersten Inter*-Bewegungen) hat einiges verändert. Über das Internet wurde es möglich, dass sich die Inter*-Bewegungen formieren konnten. Sie sind seitdem immens gewachsen und mittlerweile wichtige politische Organe (z. B. ISNA, AISSGUK, Bodies Like Ours, Oll international).

19 Ich verwende hier den Begriff *Inter*, da er von Ins A Kromminga in dieser Kommunikation verwendet wird. Zudem verweise ich auf die Diskussion in Fußnote 2.

intergeschlechtlichen Menschen [verletzen] die Menschenrechte auf Selbstbestimmung und körperliche Unversehrtheit“ (Kromminga 2011: 3). Die eigentliche „Entstörungslösung“, die verfolgt werden müsse, sei eine sozial-politische, die die Menschenrechte ernst nehme.

Immer noch die Interventionen von Inter*-Aktivist_innen ignorierend, führen Chirurg_innen weiterhin Klitorektomien durch und sind damit Ausführende der Baltimorer Behandlungsempfehlungen. Der heteronormative Imperativ der Behandlungsprotokolle ist auch 2012 noch aktiv. Die Stellungnahme des Ethikrates in Deutschland vom Februar 2012 bezieht keine klare Position zum Thema Klitorektomien. Konsens und Empfehlung ist hier immer noch, dass dies der Entscheidung der Ärztin/des Arztes überlassen werden müsse (Deutscher Ethikrat 2012). Eine Entscheidung, an der die betroffene Person nicht beteiligt wird. Inter*sexualisierung beruht also weiterhin auf einer Medikalisierung anhand gesellschaftlicher Koordinaten; es gibt für den Eingriff der Klitorektomie in den meisten Fällen keine medizinische Indikation.

Literaturverzeichnis

- Ahmed, S. Faisal et al. (2004). Intersex and gender assignment; the third way? *Archives of Disease in Childhood*, 89, 847–850.
- Azziz, Ricardo et al. (1986). Congenital adrenal hyperplasia: long-term results following vaginal reconstruction. *Fertility and Sterility*, 46 (6), 1011–1014.
- Azziz, Ricardo et al. (1990). Androgen-insensitivity syndrome: long-term results of surgical vaginal creation. *Journal of Gynecologic Surgery*, 6 (1), 23–26.
- Baskin, Laurence et al. (1999). Anatomical Studies of the Human Clitoris. *The Journal of Urology*, 162, 1015–1020.
- Braga, Luis et al. (2006). Prospective Evaluation of Feminizing Genitoplasty Using Partial Urogenital Sinus Mobilization for Congenital Adrenal Hyperplasia. *The Journal of Urology*, 176, 2199–2204.
- Butler, Judith. (1990). *Gender Trouble. Feminism and the Subversion of Identity*. New York: Routledge.
- Chase, Cheryl. (1996). Letter to the Editor. *The Journal of Urology*, 156 (3), 1139–1140.
- Chase, Cheryl. (2003). What is the Agenda of the Intersex Patient Advocacy Movement? *The Endocrinologist*, 13 (3), 240–242.
- Creighton, Sarah. (2004). Long-term outcome of feminization surgery: The London experience. *BJU International*, 93, 44–46.
- Creighton, Sarah et al. (2009). Intersex Practice, Theory, and Activism. A Roundtable Discussion. *GLQ: A Journal of Lesbian and Gay Studies*, 15 (2), 249–60.
- Crouch, Naomi et al. (2004). Genital sensation after feminizing genitoplasty for congenital adrenal hyperplasia: a pilot study. *BJU International*, 93, 135–138.
- Deutscher Ethikrat. (Hrsg.). (2012). *Stellungnahme Intersexualität*. Zugriff am 26. August 2012 unter <http://www.ethikrat.org/dateien/pdf/stellungnahme-intersexualitaet.pdf>
- Eckert, Lena. (2010). *Intervening in Intersexualization: The Clinic and the Colony* (Dissertation). Utrecht: Universiteit Utrecht.
- Foucault, Michel. (Hrsg.). (1998). *Herculine Barbin: Über Hermaphroditismus*. Frankfurt/M.: Suhrkamp.

- Freud, Sigmund. (2000 [1905]). Drei Abhandlungen zur Sexualtheorie. In Sigmund Freud, *Studienausgabe*. Bd. 5 (S. 37–146). Frankfurt/M.: Fischer.
- Freud, Sigmund. (2000 [1931]). Über die weibliche Sexualität. In Sigmund Freud, *Studienausgabe*. Bd. 5 (S. 273–294). Frankfurt/M.: Fischer.
- Gearhart, John et al. (1995). Measurement of pudendal evoked potentials during feminizing genitoplasty: Technique and Applications. *The Journal of Urology*, 153 (2), 486–487.
- Hampson, Joan. (1955). Hermaphroditic Genital Appearance, Rearing and Eroticism in Hyperadrenocorticism. *Bulletin of Johns Hopkins Hospital*, 96 (6), 265–273.
- Hendren, W. Hardy & Donahoe, Patricia. (1980). Correction of Congenital Abnormalities of the Vagina and Perineum. *Journal of Pediatric Surgery*, 15 (6), 751–763.
- Holmes, Morgan. (2002). Rethinking the Meaning and Management of Intersexuality. *Sexualities*, 5 (2), 159–180.
- Holmes, Morgan. (2008). *Intersex: A Perilous Difference*. Selinsgrove, Pennsylvania: Susquehanna University Press.
- Hughes, Ian et al. (2006). Consensus statement on management of intersex disorders. *Journal of Pediatric Urology*, 2, 148–162.
- Karkazis, Katharina. (2008). *Fixing Sex. Intersex, Medical Authority and Lived Experience*. Durham, London: Duke University Press.
- Kessler, Suzanne. (1990). The Medical Construction of Gender: Case Management of intersexed Infants. *Signs: Journal of Women in Culture and Society*, 16 (1), 3–27.
- Klöpffel, Ulrike. (2010). *XX0XY ungelöst: Die medizinisch-psychologische Problematisierung uneindeutigen Geschlechts und Trans/Formierung der Kategorie Geschlecht von der Zeit der Aufklärung bis in die Gegenwart*. Bielefeld: transcript.
- Kromminga, Ins A. (2011). *Zur Situation von Menschen mit Intersexualität in Deutschland*. Öffentliche Anhörung vom 8. Juni 2011 des Ethikrates. Zugriff am 8. Januar 2013 unter <http://www.ethikrat.org/dateien/pdf/anhoerung-08-06-2011-kromminga.pdf>
- Laqueur, Thomas. (1990). *Making Sex. Body and Gender from the Greeks to Freud*. London: Harvard University Press.
- Meyer-Bahlburg, Heino F. L. (1998). Gender Assignment in Intersexuality. *Journal of Psychology & Human Sexuality*, 10 (2), 1–21.
- Moi, Toril (1999). *What is a Woman? And Other Essays*. Oxford/New York: Oxford University Press.
- Money, John. (1955). Hermaphroditism, Gender and Precocity in Hyperadrenocorticism: Psychologic Findings. *Bulletin of Johns Hopkins Hospital*, 96 (6), 253–264.
- Money, John. (1973). Hermaphroditism. In Albert Ellis & Albert Abarbanel (Hrsg.), *The Encyclopedia of Sexual Behaviour* (S. 472–484). New York: Jason Aronson.
- Money, John & Ehrhardt, Anke. (1972). *Man & Woman, Boy & Girl. The Differentiation and Dimorphism of Gender Identity from Conception to Maturity*. Baltimore, London: The Johns Hopkins University Press.
- Money, John; Hampson, John & Hampson, Joan. (1955a). An Examination of Some Basic Sexual Concepts: The Evidence of Human Hermaphroditism. *Bulletin of Johns Hopkins Hospital*, 97 (4), 301–319.
- Money, John; Hampson, John & Hampson, Joan. (1955b). Hermaphroditism: Recommendations concerning Assignment of Sex, Change of Sex, and Psychologic Management. *Bulletin of Johns Hopkins Hospital*, 97 (4), 284–300.
- Money, John; Hampson, John & Hampson, Joan. (1956). Sexual Incongruities and Psychopathology: The Evidence of Human Hermaphroditism. *Bulletin of Johns Hopkins Hospital*, 98 (1), 43–59.
- Money, John; Hampson, John & Hampson, Joan. (1957). Imprinting and the Establishment of Gender Role. *A.M.A. Archives of Neurology and Psychiatry*, 77 (3), 333–336.

- Money, John & Tucker, Patricia. (1975). *Sexual Signatures: on Being a Man or a Woman*. Boston: Little Brown & Co.
- NGBK. (2005). *1-0-1 one o' one intersex. Das Zwei-Geschlechter-System als Menschenrechtsverletzung*. Berlin: Neue Gesellschaft für Bildende Kunst.
- Oakley, Anne. (1972). *Sex, Gender and Society*, London: Temple Smith.
- Redick, Alison. (2005). What happened at Hopkins: The Creation of the Intersex Management Protocols. *Cardozo. Journal of Law and Gender*, 12, 289–296.
- Salamon, Gayle. (2004). The Bodily Ego and the Contested Domain of the Material. *Differences*, 15 (3), 95–122.
- S_he. (2003). Performing the Gap – Queere Gestalten und geschlechtliche Aneignung. *Arranca*, 28, 22–26.
- Stoller, Robert. (1968). *Sex and Gender. On the Development of Masculinity and Femininity*. New York: Science House.
- Stoller, Robert & Rosen, Alexander C. (1959). The intersexed patient. *California Medicine*, 91 (5), 261–265.
- Thyen, Ute; Hampel, Eva & Hiort, Olaf. (2007). Störungen der Geschlechtsentwicklung. Disorders of sex development. *Bundesgesundheitsblatt – Gesundheitsforschung – Gesundheitsschutz*, 50 (12), 1569–1577.
- Voß, Heinz-Jürgen. (2010). *Making Sex Revisited. Dekonstruktion des Geschlechts aus biologisch-medizinischer Perspektive*. Bielefeld: transcript.

Zur Person

Lena Eckert, Dr. Arbeitsschwerpunkte: Gender Studies, Inter*sexualisierung, Psychoanalyse, Anthropologie, Wissenschaftsgeschichte, Queer Theory, Postkoloniale Theorie, Bildungstheorien, postanarchistische Theorie.

Kontakt: Fakultät Medien, Universität Weimar, Bauhausstraße 11, 99423 Weimar

E-Mail: lena.eckert@gmail.com

Erfolgreich optimiert? Das neuropharmakologische Optimierungsparadigma und dessen geschlechtliche Implikationen

Zusammenfassung

Selbst-Optimierung bis ins Gehirn wird zunehmend als Erfolgsstrategie für jeden Menschen prognostiziert. Wir gehen in diesem Beitrag der Frage nach, wie das Phänomen pharmakologisches Neuro-Enhancement in der deutschen Medienberichterstattung im Zeitraum 2006–2011 verhandelt wird. Dabei ist zentral, inwieweit diese Debatte auf explizite oder implizite genderrelevante Annahmen rekurriert, wenn Neuro-Enhancement mit Begriffen wie Leistungs- und Erfolgsgesellschaft, Eigenverantwortung, Leistungsfähigkeit und Emotionalität verbunden wird.

Die Analyse zeigt, dass das neuropharmakologische Optimierungsparadigma in der erfolgsorientierten Gesellschaft nicht frei von geschlechtlichen Implikationen ist, sondern im Gegenteil biologische Ursachenzuschreibungen an Fähigkeiten von Frauen und Männern reproduziert. Demnach verhindert es nicht nur eine Angleichung der Geschlechterrollen, sondern unterstützt auch ein Fortschreiben geschlechtsspezifischer Ungleichheiten.

Schlüsselwörter

Neuro-Enhancement, Geschlecht, Erfolgsgesellschaft, Leistungsfähigkeit, Emotionalität, Eigenverantwortung

Summary

Successfully enhanced? The neuropharmacological paradigm of enhancement and its gendered implications

Self-optimization even of the brain is increasingly being predicted as a strategy for success for everybody. In this paper we consider how the phenomenon of pharmacological neuro-enhancement was discussed in the German media in the period between 2006 and 2011. We focus on the extent to which this discourse refers to explicit and implicit gendered concepts where neuro-enhancement is framed in terms of an achievement-orientated society, a society in which success matters, as well as personal responsibility, productivity and emotionality.

The analysis shows that the neuropharmacological paradigm of enhancement is not free of gendered implications in a society in which success matters. Instead, it reproduces biological attributions to women and men. Consequently, the paradigm of enhancement not only prevents an approximation of gender roles but even helps to maintain gendered inequality.

Keywords

neuro-enhancement, gender, society in which success matters, productivity, emotionality, personal responsibility

Die Neurowissenschaften fokussieren heute nicht mehr nur auf die Erforschung der Struktur und der Funktionsweisen des Gehirns, sondern verstärkt auf die Frage, wie menschliches Handeln neurotechnologisch und neuropharmakologisch beeinflusst werden kann. Als Technologien des sogenannten Neuro-Enhancement werden biomedizinische Eingriffe auf medikamentösem, hormonellem, chirurgischem oder genetischem Weg verstanden, die nicht auf eine Prävention oder Heilung von Krankheiten abzielen,

sondern die Modifikation und Optimierung von Fähigkeiten gesunder Menschen im Blick haben. Unter dem Stichwort des pharmakologischen Neuro-Enhancement gewinnen in den letzten Jahren Psychopharmaka, die ursprünglich zur Behandlung spezifischer Erkrankungen wie ADHS (Ritalin®), Narkolepsie (Modafinil®) und Depressionen (Fluctin®/Prozac®) eingesetzt wurden, an Bedeutung im nicht-medizinischen Bereich. So soll Ritalin® eine Steigerung der Aufmerksamkeit und der Gedächtnisleistung bewirken. Modafinil® und Fluctin® sollen die Produktion des Botenstoffs Serotonin im Gehirn anregen, was kurzfristig positive Auswirkungen auf das Glücks- und Wohlbefinden eines Menschen haben könne (vgl. Schöne-Seifert et al. 2009).

Doch inwieweit wird im Rahmen der medialen Debatte zum pharmakologischen Neuro-Enhancement auf explizite oder implizite genderrelevante Annahmen rekurriert, wenn diese Selbstoptimierung mit Begriffen wie Leistungs- und Erfolgsgesellschaft, Eigenverantwortung, Leistungsfähigkeit und Emotionalität verbunden wird? Dieser Frage sind wir in unserer Untersuchung von einundzwanzig Zeitschriftenartikeln nachgegangen, die im Zeitraum 2006–2011 in den vier deutschen Online-Portalen Spiegel Online, Zeit Online, sueddeutsche.de und stern.de¹ erschienen sind. Unter den Stichworten „Neuro-Enhancement“, „Ritalin“, „Modafinil“, „Fluctin“ und „Prozac“ haben wir in diesen vier Portalen die später untersuchten Artikel abgerufen. Gemäß unserer Fragestellung haben wir das Material kodiert, um es in einem weiteren Schritt zu analysieren (vgl. Jäger/Jäger 2007; Flick 2010). Im Hinblick auf unsere Fragestellung lag der Fokus einerseits auf der Untersuchung formaler Aspekte der Mediendarstellung (z. B. begriffliche Wiederholungen) sowie andererseits auf einer sprachanalytischen Vorgehensweise in Bezug auf implizite Vorannahmen und Abgrenzungen, verwendete Metaphern, dargestellte Kausalitäten, Argumentationsstrategien und Deutungsvorschläge in den Artikeln.

Diskursanalytische Untersuchungen veranschaulichen, wie spezifische Themen medial konstruiert werden. Mediale Phänomene wiederum tragen zu einer typischen Form der Wissensproduktion bei, die eng mit normativen Annahmen verbunden ist. Im medialen Kontext gilt die Vorstellung eines binären Geschlechtermodells nach wie vor meist als stabile Konstruktion (vgl. bspw. Baumann 2000). Ziel unseres Vorhabens war es, zu untersuchen, wie das Phänomen pharmakologisches Neuro-Enhancement im populärwissenschaftlichen Mediendiskurs verhandelt wird, und inwieweit dabei auf geschlechtsspezifische Stereotype, Zuschreibungen und Naturalisierungen rekurriert wird, die ein binäres Geschlechtermodell mit verschiedenen Wertungen sowohl konstituieren als auch reproduzieren.

1 Der erfolgreiche Mensch

Die Ergebnisse unserer Analyse deuten auf eine Transformation im Rahmen der Leistungsgesellschaft hin, in der das „Erfolgsprinzip“ (Neckel 2008: 15) mehr noch als die

1 Die Relevanz dieser Portale auf die Meinungsbildung von Menschen belegen Daten zur LeserInnenchaft (vgl. Spiegel Online 2008; Zeit Online 2011; Sueddeutsche.de o. J.; stern.de 2011).

Leistung selber verschiedene soziale Lebensbereiche durchdringt.² Wie wir zeigen werden, nehmen neuropharmakologische Substanzen hierbei eine nicht zu unterschätzende Funktion ein, denn sie wirken nicht nur unterstützend auf den Transformationsprozess selbst, sondern sind zugleich Ausdruck dieser gesamtgesellschaftlichen Veränderung.

1.1 Das Prinzip der Ökonomisierung

Dass sich das wirtschaftliche Leistungsprinzip vom beruflichen auf den privaten Bereich ausdehnt, ist Kennzeichen der auf ökonomische Rentabilität orientierten Gegenwartsgesellschaft (vgl. Neckel 2008). In den untersuchten Beiträgen artikuliert sich diese Ökonomisierung dadurch, dass eine Steigerung der Leistungsfähigkeit durch pharmakologisches Enhancement in *allen* Lebensbereichen thematisiert wird: am Arbeitsplatz (11, 16, 17)³, in der Familie (13) und im Freizeitbereich, also im Rahmen einer Party (3, 4) und im Sport (7, 8, 20, 21). Das Image derer, die das ökonomische Leistungsprinzip präsentieren, konstituiert sich in der Fähigkeit, an einem bestimmten Lebensstil teilzuhaben, konkret im Verwirklichen einer spezifischen Körperkultur (3) und charakteristischer Konsumformen: So könnten Neuro-Enhancer neben „Blackberry“ und „goldene[n] Plastikkarten“ (10) eine *optimale* Selbstpräsentation der KonsumentInnen fördern. Die Ausweitung des Leistungsprinzips auf den Freizeitbereich äußert sich in Bezeichnungen für neuropharmakologische Substanzen als „Lifestyle-Medikament[e]“ (6, 10) und „Alltagsdoping“ (16).

Neuro-Enhancer werden als Werkzeuge dargestellt, mittels derer die spezifische Subjektivierungsform des „unternehmerischen Selbst“ (Bröckling 2007) unterstützt werden kann. Deutlich wird diese Diagnose bei einer Untersuchung der Eigenschaften, die neuropharmakologisch optimierten Menschen zugesprochen werden. Diese werden als lernbereit und lernfähig, als konzentriert auch in Stresssituationen, als kreativ, informiert und kommunikationsfreudig charakterisiert (1, 3, 6, 8, 9, 11, 13, 14, 16, 21). Diese Menschen verfügten über kognitive Fähigkeiten auf höchstem Niveau (3, 6, 8), könnten sich besser erinnern, vorausschauender planen (5) und schneller arbeiten (6), seien ständig erreichbar (3), ausdauernder (8) und steckten voller Energie (6). Die Steigerung der Leistungsfähigkeit findet ihren Höhepunkt im Versprechen der „geistige[n] Höhenflüge für jedermann“ (13) und in Formulierungen, die Menschen mit Maschinen vergleichen (3, 16), die ihr „fotografisches Gedächtnis“ wie einen Motor einschalten (13) und ihre Gehirne auf Höchstleistung programmieren könnten (5, 8). Daneben werden erfolgsorientierte Menschen auch als emotional gesund, lebensfroh und selbstbewusst charakterisiert. Sie steckten voller Lebensfreude, fühlten sich glücklicher (3, 6, 8) und könnten Empathie während eines Streits zeigen (9). Die Gefühlsarbeit, die Arlie Hochschild (2006) in Bezug auf die Kommerzialisierung der Gefühle im Dienstleistungs-

2 Das Erfolgsprinzip findet zwar seit längerem Eingang in die populäre (Ratgeber-)Literatur (vgl. bspw. Hecht 2004; Gladwell 2009). Wissenschaftliche Arbeiten zu seinen gesellschaftlichen Auswirkungen sind allerdings noch selten (vgl. Frank/Cook 1995; Neckel 2008).

3 Die Nummerierung der Artikel dient im Text als Quellenangabe und ist in der Literaturliste hinter den Artikeln verzeichnet.

bereich beschreibt, kommt damit als erfolgsversprechende Fähigkeit zur Sprache. Erst die Kombination aus eher rationalen und eher emotionalen Kompetenzen⁴ bilde jedoch die Voraussetzung für hohe Leistungsfähigkeit (vgl. Damasio 1994). Nicht erwünscht sind daher Erfahrungen, die rationale Kompetenzen beeinträchtigen (wie Schlafstörungen, Antriebsschwäche) und unerwünschte emotionale Eigenschaften hervorrufen (wie Angst, Unsicherheit, Aggressivität), denn diese würden zum Ausbleiben von Leistungsfähigkeit führen.

Schon die Motive zur neuropharmakologischen Optimierung sind geschlechtsspezifisch gefärbt: Während Frauen eher als Personen dargestellt werden, die Neuro-Enhancer aufgrund fehlender individueller Ressourcen wie zu geringen Lernkapazitäten (2) und einem ungenügenden Repertoire an Coping-Strategien (13) anwenden, würden Männer eher aufgrund nicht individuell zu beeinflussender Ereignisse wie der Wirtschaftskrise (13), einem Skiunfall (13), dem kalendarischen Alter (16) oder den gestiegenen beruflichen Anforderungen (17) zu diesen greifen.

Des Weiteren unterscheiden die Artikel Neuro-Enhancer hinsichtlich ihrer Wirkung in solche, die eher rationale Denkfähigkeiten von Menschen unterstützen, und solche, die der Emotionsregulierung dienen (6, 8, 10, 13, 14, 15, 16). Sechs Artikel nehmen auf die Studie der DAK (vgl. DAK 2009) Bezug, in der eine geschlechtsspezifische Nutzung von Neuro-Enhancern dahingehend festgestellt wurde, dass Männer eher zu Substanzen greifen würden, die ihre Konzentration und ihr Erinnerungsvermögen fördern, und Frauen eher zu solchen, die ihre Stimmung aufhellen und Angstgefühle mindern (3, 5, 7, 8, 13, 14). Diese Studienergebnisse ordnen Männer und Frauen einer spezifischen Medikamentengruppe zu. Damit haben sie eine konkrete Wirkweise der Neuro-Enhancer im Blick, die letztlich auf die Ausrichtung auf effiziente Fähigkeiten „kapitalismuskompatibler Körper“ (Degele/Schmitz 2009) fokussieren: Während erfolgsorientierte Männer eher die Steigerung ihrer rationalen Fähigkeiten beabsichtigen würden, zielten erfolgsorientierte Frauen eher auf eine Regulierung ihres Gefühlshaushalts.⁵

1.2 Das Prinzip des Erfolgs

Was an dieser Aufzählung von Charaktereigenschaften auffällt, ist die Steigerungsform, die mit Ausnahme der Regulierung nicht optimal bewerteter emotionaler Eigenschaften auf ein *Mehr* der spezifischen Fähigkeiten des erfolgsorientierten Menschen fokussiert. Damit ist die Botschaft verknüpft, dass nur die besten Eigenschaften ein Maximum an Leistung versprechen: Diese führten letztlich zum Erfolg. Erfolg als Ausdruck von maximaler Wertschätzung ist hierbei an die reine Nützlichkeit des Handelns für eine effektive Verwertung je eigener Interessen gebunden, die sich in Form wirtschaftlicher Gewinne und sozialer Macht artikulieren können. Nicht mehr der vormals sprichwörtlich beschriebene Weg ist das Ziel, sondern ausschließlich das Resultat, das heißt das Durchsetzen im sozialen Wettbewerb. Dieser Aspekt kommt zum Ausdruck, indem das

4 Zur Analyse der Begriffe Emotionalität und Rationalität aus Genderperspektive s. Kapitel 2.1.

5 Zur ausführlichen Analyse dieser Geschlechterzuschreibungen s. Kapitel 2.1.

ökonomische Leistungsprinzip nicht als separate Variable thematisiert wird, sondern an die Kategorie *erfolgreich sein* gebunden ist. So heben die Beiträge weniger den Prozess einer spezifischen Handlung hervor, sondern deren herausragende Resultate wie das Erlangen einer sehr guten Note (1, 17), die Steigerung der bereits hohen Leistungsfähigkeit (13, 16) oder die Anzahl der gearbeiteten Überstunden pro Monat (17).

Im Diskurs zum Neuro-Enhancement verschwindet das Leistungsprinzip aber nicht gänzlich. Vielmehr wird Leistung als unsichtbare Voraussetzung für Erfolg redefiniert, die zwar nötig ist, aber weniger auf persönlichem Einsatz beruht. Denn es wird herausgestellt, dass neuropharmakologische Substanzen eine *optimale* Lösung bieten könnten, dem ausgeprägten Konkurrenzkampf und dem hohen Leistungsdruck ohne große Überwindung zu begegnen (3, 9, 10, 13, 20). Neuropharmakologische Interventionen setzen daher auf die Unsichtbarkeit von geistiger und körperlicher Anstrengung im Rahmen des Arbeitsprozesses als Voraussetzung für herausragende Ergebnisse. Dies wird deutlich, wenn die Bereitschaft von Menschen beschrieben wird, auf leistungssteigernde Medikamente zu setzen, um dem sozialen Erwartungsdruck ohne großen zeitlichen Aufwand (13) und durch die Wahl eines geeigneten Optimierungsmittels entgegenzutreten (1), wenn die Möglichkeit diskutiert wird, sich Lernstoff „im Handumdrehen“ (1) und mit „Leichtigkeit“ (3) anzueignen, oder wenn die Folgen von Neuro-Enhancement auf die Persönlichkeit von Menschen diskutiert werden, die sich durch deren Konsum für Erfolge nicht mehr anstrengen müssen (13). Durch die Nutzung von Neuro-Enhancern müssen Menschen prinzipiell über keine besonderen Fähigkeiten mehr verfügen. Um erfolgreich zu sein, so die implizite Botschaft, könnten neuropharmakologische Substanzen helfen, denn diese verbesserten bei ökonomischer Verwendung die als nicht optimal bewerteten Fertigkeiten⁶ (1, 2, 3, 9, 14).

1.3 Das Prinzip der Eigenverantwortung

Um im sozialen Wettkampf erfolgreich zu sein, gilt es, das Prinzip der Eigenverantwortung zu befolgen. Es artikuliert sich im Kontext des neuropharmakologischen Optimierungsparadigmas im Anstieg der Produktivität des erfolgsorientierten Menschen, indem *er* sein Können beobachtet und seine Fähigkeiten ggf. optimiert (13, 14, 16, 20). Auffällig ist schon hier die fast durchgängige Verwendung der männlichen Form in der Mehrheit der Artikel mit Ausnahme des Begriffs „Studierende“ (1, 10, 20). Wir behalten daher bewusst diese gegenderte Schreibweise bei. Das Erreichen einer *optimalen* Leistungsfähigkeit ist dabei die zentrale Anforderung. So ist von einem ehrgeizigen Universitätsassistenten die Rede, der mittels Neuro-Enhancern 32 Arbeitsstunden im Monat „dazugewinnen“ könne (17) und von Studenten, die selbige konsumieren, „um das Beste aus sich rauszuholen“ (1). Neben dem Postulat zur Leistungssteigerung gilt das Erfordernis zur Produktion fitter Arbeitskräfte, die weder „überheerzig“ (16) sind

6 Diese Botschaft erweist sich im Rahmen der Analyse von Fähigkeiten, die den neuropharmakologisch optimierten Frauen und Männern in den Artikeln zugeschrieben werden, jedoch als Trugschluss, s. Kapitel 2.1.2.

noch zu „Größenwahn“ (13) oder zur Überschätzung eigener Fähigkeiten tendieren und damit ein zu hohes Risiko für Dritte eingehen würden (20).

Das Prinzip der Eigenverantwortung ist auch an die Forderung gebunden, Sorge für sich zu tragen. Diese trägt der erfolgreiche Mensch dann, wenn er auf seine Gesundheit achtet. Mehrheitlich werden Bedenken hinsichtlich der bisher wenig untersuchten Nebenwirkungen von Neuro-Enhancern beim gesunden Menschen geäußert. Acht Mal wird auf die Notwendigkeit der *richtigen* Dosierung hingewiesen, die sich bei Nichtbeachtung im körperlichen Zusammenbrechen, im Erleiden von irreparablen körperlichen Veränderungen oder in einer psychischen Abhängigkeit niederschlagen könne (1, 2, 6, 7, 8, 10, 11, 13). Die Sorge für sich bezieht sich auch auf ein angemessenes Risikomanagement im Hinblick auf das Abwägen zwischen dem Erfahren kurzfristiger, positiver Effekte und möglichen gesundheitlichen Langzeitschäden (12, 22). Ebenso wird darauf hingewiesen, dass die Steigerung der körperlichen Leistungsfähigkeit nur begrenzt möglich sei (3, 8, 20).

Die Sorge für sich bezieht sich vorwiegend auf die individuelle Verantwortung zum gewissenhaften Umgang mit Neuro-Enhancern. Nur selten wird dazu aufgefordert, gesellschaftliche Entwicklungen zu reflektieren. Dabei ist der Hinweis zentral, dass leistungssteigernde Substanzen zwar die Symptome der sich verändernden Gesellschaftsstrukturen behandeln, nicht jedoch deren Ursache, den wachsenden Erfolgsdruck, beheben (6, 7, 8, 9). Somit – und darauf gehen wir im Folgenden noch ein – werden auch strukturelle Ursachen von Geschlechterungleichheiten nicht thematisiert.

1.4 Erfolg und Wettbewerb

Während das Leistungsprinzip auf einem Austausch von Arbeitskraft und Wissen gegen vergleichbare Entschädigungen basierte, gehört zu den Merkmalen des Erfolgsprinzips ein kurzfristiges, meist singuläres, wenig voraussehbares Vorgehen. Damit löst der Erfolg als Maxime der sozialen Statusverteilung Mechanismen gegenseitiger Verpflichtungen ab: „Das Leistungsprinzip lädt letztlich noch immer zu Kooperation ein, das Erfolgsprinzip hingegen stiftet Feindseligkeit“ (Neckel 2008: 64). Die Orientierung am Resultat eines Arbeitsprozesses äußert sich pointiert in einem Artikel, in dem in Bezug auf den beruflichen Wettkampf Folgendes konstatiert wird: „[H]ier bekommen die Besten alles. Wenn sie also besser sind als ihre Mitstreiter, gewinnen sie. Der Rest geht leer aus, auch wenn seine Leistung nur minimal schlechter ist“ (7). Damit wird ein weiteres Merkmal deutlich. Nicht das Resultat einer Handlung führt zum Erleben von Erfolg, sondern erst der Vergleich des erreichten Ergebnisses mit den Resultaten anderer. Erfolg konstituiert sich im Rahmen des Konkurrenzkampfes mit anderen Erfolgsorientierten und wird damit zu einer Kategorie des sozialen Wettbewerbs. Auch hier deutet sich schon durch die verwendeten Genui eine implizite Fokussierung auf männliche Wettbewerber an, mehr noch unterscheiden sich in den Artikeln aber die Reaktionen des sozialen Umfelds auf die Ergebnisse, die neuropharmakologisch optimierte Frauen und Männer erbringen (s. Kapitel 2.1.2).

Deutlich wird diese Diagnose auch, wenn auf das Potenzial von Neuro-Enhancern hingewiesen wird, mittels denen das Resultat eines Wettkampfs zugunsten eigener Vorteile beeinflusst und das Prinzip des offenen Spielausgangs weitestgehend ausgehebelt werden kann: „[Es] verschafft sich jeder Konsument von Hirnverstärkern [...] Vorteile gegenüber Konkurrenten. Es beginnt ein Wettrennen, bei dem jeder verliert, der sich den neuen Hirncocktails verweigert“ (13). Bei der Analyse zeigt sich, dass der Konsum von leistungssteigernden Substanzen allerdings kein Garant für den dauerhaften Gewinn sozialer Wettbewerbssituationen ist. In den Artikeln werden vielmehr über Geschlechterkategorien ungleiche Voraussetzungen für soziale Wettbewerbssituationen konstruiert (s. detailliert in Kapitel 2.1.2).

Interessant ist zudem das Spannungsfeld zwischen diesen auf Wettbewerb orientierten Ausdrucksformen und den Warnungen, die in Bezug auf den Konsum von Neuro-Enhancern formuliert werden, wie „mit dem Feuer spielen“ (7), „blauäugig sein“ (7) und „scheinbare Harmlosigkeit“ (8). Dieses Spannungsfeld zwischen Triumph und Scheitern ruft die gesellschaftlich verbreitete Phrase „Wer nicht wagt, der nicht gewinnt“ auf den Plan. Teilweise wird die Botschaft vermittelt, dass es sich lohnen könnte, mittels stimulierender Substanzen nachzuhelfen und gesundheitliche Beeinträchtigungen zu riskieren, denn am Ende wartet möglicherweise das Bessere als andere, ganz im Sinne der Botschaft „Wer nachhilft, gewinnt und erfolgreiche Menschen helfen nach“:

„[Viele [...] nehmen solche Pillen ganz ohne medizinische Indikation ein. Und ihnen geht es recht gut damit. Sie haben damit ihr Leben verändert [...], ihre Unsicherheit überwunden oder ihre Selbstzweifel, vielleicht das Kurzzeitgedächtnis auf Vordermann gebracht [...]. Sie haben ihren Geist oder ihre Persönlichkeit optimiert für den globalen Wettbewerb. Immer vorn dran bleiben, als glücklicherer, klügerer Mensch.“ (3)

Das Prinzip der Eigenverantwortung wird also in Verbindung mit sozialem Wettkampf gesetzt, denn das Abwägen von Nutzen und Kosten zwischen den beiden Positionen *wagen* und *gewinnen/verlieren* obliegt letztlich jeder Person selbst, wobei jedoch unterschiedliche Konsequenzen für Frauen und Männer postuliert werden (8, 16) (s. Kap. 2.1.2).

Schließlich wird angemerkt, dass nicht nur die „Funktionselite“ (16) zur Optimierung eigener Fähigkeiten auf Neuro-Enhancer zurückgreife, sondern ebenso „viele Lehrer, Polizisten, Ärzte, Mittelständler“ (16) positiv dazu eingestellt seien. Auch an dieser Stelle verstärkt sich der Eindruck, dass eher Männer mittels Neuro-Enhancern zur Gruppe der Elite aufsteigen können. Dabei gilt das Ziel, zum Besten der Besten zu werden. Es ist von „organisch weitgehend gesunden Spitzenkräften“ die Rede, die „noch besser werden oder das hohe Niveau dauerhaft halten [wollen]“ und die „mehr leisten als andere“ (16). Allerdings ist die Normalisierung des Erfolgs zu bedenken, die teilweise Erwähnung findet: „Wenn wir alle unsere Leistung mit Pillen steigern, verschwindet der Nutzen“ (7). Exklusivität avanciert in der Erfolgsgesellschaft also zu einem außergewöhnlichen Wert, der durch den Konsum von Neuro-Enhancern heute (noch) erreicht werden kann.

2 Das Geschlecht des erfolgreichen Menschen

Genderkonstruktionen innerhalb des neuropharmakologischen Optimierungsparadigmas im medialen Diskurs analysieren wir im Folgenden genauer anhand zweier Gruppen, den KonsumentInnen und den ExpertInnen im Bereich Neuro-Enhancement.

2.1 KonsumentInnen

Inwiefern kann von einer geschlechtlichen Markierung des neuropharmakologisch optimierten und dadurch erfolgreichen Menschen gesprochen werden? Sieht man von der einseitigen Verwendung der männlichen Genui einmal ab, wird die Fähigkeit zur emotionalen Regulierung bei verminderter Leistungsfähigkeit auf den ersten Blick als geschlechterübergreifende Kompetenz und Anforderung für alle KonsumentInnen von Neuro-Enhancern beschrieben. Die differenzierte Analyse geschlechtlicher Konnotationen zeigt jedoch auf, wie sowohl weibliche Defizite der emotionalen Gesundheit konstruiert als auch die Leistungssteigerung in eine männlich konnotierte Leistungsnorm eingebunden werden.

2.1.1 Emotionale Regulierungsfähigkeit gegendert

Die Artikel verwenden den Begriff *emotionale Gesundheit* scheinbar geschlechtsneutral. So werden Gefühlslagen wie Angstzustände, Zwangsstörungen oder Depressionen in vier Beiträgen (11, 13, 16, 20) nicht mit Geschlecht in Verbindung gebracht, sondern als emotionale Fehlregulierungen gedeutet, die es zu behandeln gilt. Allerdings wird der Begriff *emotionale Krankheit* mit Weiblichkeit verknüpft, wenn das Antidepressivum Prozac[®] thematisiert wird, das als „Glückspille“ (22) gegen eine schlechte „seelische Verfassung“ (12) und gegen Depressionen, Zwangsstörungen und Bulimie helfen soll (12, 22), die nach wie vor als typische Frauenkrankheiten gelten (vgl. Mauerer 2010). Dementsprechend berichtet ein Arzt: „Natürlich sprechen mich jetzt [nach Erscheinen einer Studie] bei jeder Visite besorgte Patienten darauf an. Ich antworte jeweils: Wenn meine Frau eine Depression hätte, würde ich keine Sekunde zögern, ihr ein Antidepressivum zu verschreiben“ (12). In dieser Darstellung ist die implizite Annahme leitend, dass Frauen häufiger emotional krank seien als Männer.⁷ Wenn *emotionale Krankheit* mit Weiblichkeit in Verbindung gebracht wird, erfolgt eine geschlechtliche Markierung des Gesundheitsbegriffs. In diesem Beispiel zu Depressionen und Prozac[®] erfolgt die Verknüpfung von Männlichkeit und Krankheit nur dadurch, dass der Mann als gesunder, rational denkender Experte konstruiert wird, der emotionale Fehlregulierungen von Frauen mit Hilfe seiner fachlichen Kompetenzen zu behandeln weiß. Mit seinem Rat könne er kranken Frauen zum gesellschaftlichen Normstatus *emotionale Gesundheit*

7 Konkrete Angaben zur emotionalen Verfasstheit des erfolgreichen Mannes bleiben hier außen vor. Eine Erklärung wäre, dass das emotionale Kapital (vgl. Illouz 2009) des erfolgreichen Mannes als implizites Attribut vorausgesetzt wird.

verhelfen⁸, der wiederum als Voraussetzung für eine hohe Leistungsfähigkeit gilt. Linda Blum und Nena Stracuzzi (2004) weisen in ihrer Analyse zum Antidepressivum Prozac[®] eben jene Verbindung zwischen Weiblichkeit und Emotionalität nach, die sich in dieser Argumentationslinie andeutet. Allerdings zeigt unsere Untersuchung, dass im Kontext von Genderkonstruktionen die Leistungsfähigkeit mehr noch als die emotionale Regulierung verhandelt wird.

2.1.2 Leistungsfähigkeit gegendert

Solche sozialen Differenzierungsmechanismen, die den leistungsfähigen Menschen geschlechtlich markieren, veranschaulichen wir mittels der Analyse zweier Beispiele, die die Erfahrungen von zwei neuropharmakologisch optimierten Personen beschreiben. Hier geht es um einen kurz vor der Pension stehenden IT-Spezialisten, der im Sinne des klassischen Ernährermodells seit vielen Jahren einer beruflichen Beschäftigung nachgeht. Dieser sei prinzipiell „ein sehr leistungsstarker Mensch“ (16), werde jedoch mit zunehmendem Alter „von Depressionen und Angstzuständen geplagt“ (16). Um „einfach nur wieder [zu] funktionieren“ (16), das heißt, um seine aktuell eingeschränkte Leistungsfähigkeit wieder zu aktivieren, erhalte er neuropharmakologische Substanzen. In dieser Darstellung erfolgt eine Abgrenzung zwischen dem gesellschaftlichen Ideal der Leistungsfähigkeit, die der Mann viele Jahre seines Arbeitslebens erbracht hat, von der emotionalen Fehlregulierung, die sich kurz vor der Pension in Form von Angstzuständen und Depressionen artikuliert. Aus dieser Darstellung resultiert die Kausalkette Mann – hohe Leistungsfähigkeit → zunehmendes kalendarisches Alter – emotionale Fehlregulierung → Überwindung der emotionalen Fehlregulierung und Reaktivierung der vormals hohen Leistungsfähigkeit durch Neuro-Enhancement.

Ein anderes Mal wird eine 44-jährige Frau beschrieben, die sich wegen beruflicher, privater und gesundheitlicher Schwierigkeiten unter „unmenschliche[m] Druck“ (13) fühle. Sie greift zu Ritalin[®] und wurde

„mit den Tabletten so leistungsfähig wie nie“, „managte [...] [morgens] perfekt den Apothekerbetrieb“, war „[nachmittags] Übermutter und paukte ihre Jungs durch die Schularbeiten“, „bereitete [nebenbei] Vorträge für die Elternschaft vor. Keine gewöhnlichen Referate, bewahre – das Ritalin in ihr stachelte sie zu Höherem an“ und las, „sobald ihre Kinder im Bett waren, [...] den SPIEGEL an einem Stück durch. Dann Fachliteratur über Psychologie, Medizin, Philosophie, Theologie. Sie verschlang Schopenhauer und Nietzsche [...] Sie leistete nun so viel wie nie, und sie wusste so viel wie niemals zuvor.“ (13)

Die neuropharmakologische Optimierung zielt hier zwar ebenso wie im Beispiel des Mannes auf die Regulierung des Gefühlshaushalts. Allerdings ist die Überwindung der persönlichen Überforderungsphase mittels Neuro-Enhancer mit einem spezifischen Nebeneffekt verbunden: die Herstellung einer bis dato unbekanntenen Produktivität, womit eine vorab durchschnittliche Leistungsfähigkeit der Frau konstruiert wird. Daraus resultiert die Kausalkette Frau – durchschnittliche Leistungsfähigkeit → persönliche Über-

8 Auf die Analyse des Erfahrungswissens von ExpertInnen aus Genderperspektive geht Kapitel 2.2. genauer ein.

forderung aufgrund beruflicher, privater und gesundheitlicher Probleme – emotionale Fehlregulierung → Überwindung der emotionalen Fehlregulierung und Herstellung einer bis dato unbekannt hohen Leistungsfähigkeit als Effekt von Neuro-Enhancement.

Den Beispielen ist gemein, dass sowohl der Mann als auch die Frau – wenn auch aufgrund unterschiedlicher Ursachen – eine emotionale Fehlregulierung erleben, die sie mittels Neuro-Enhancer beheben wollen. Die Darstellungen unterscheiden sich jedoch im Leistungsniveau, das den beiden Personen vor und nach der neuropharmakologischen Optimierung zugeschrieben wird. Während der Mann seine vormals hohe Leistungsfähigkeit wiedererlangen könne, erlebt die Frau mit vormals durchschnittlicher Produktivität durch den Konsum von Neuro-Enhancern eine deutliche Steigerung ihrer rationalen Fähigkeiten. Dass der Status quo der Denkleistungen von nicht neuropharmakologisch optimierten Frauen und Männern variiert, wird auch durch folgenden Hinweis deutlich: „[Ritalin erhöht] die Konzentrationsfähigkeit – aber nicht unbedingt die Intelligenz, es werden lediglich vorhandene Potentiale stimuliert. [...] Bei mittelmäßigen Studenten führen die Mittel nämlich zu vergleichsweise großen Verbesserungen. Überdurchschnittliche Hochschüler spüren nur kleine Effekte“ (13). Da in diesem Artikel zuvor die neuropharmakologisch optimierte Frau als hochkonzentriert arbeitend und auffallend aktiv dargestellt wurde, ist sie vorher analog der mittelmäßigen Studenten an eine durchschnittliche Leistungsfähigkeit gebunden. Im Gegensatz dazu, so kann gefolgert werden, ist die Gruppe der „überdurchschnittliche[n] Hochschüler“ (13) männlich konnotiert. Diese These wird durch die Aussage eines Interviewten in einem anderen Artikel gestützt, der vor dem Konsum von neuropharmakologischen Substanzen durch Ärzte warnt: „Die Substanzen wirken ja nicht immer gleich. Bei einem Chirurgen etwa, der vor einer Operation bereits hellwach und konzentriert ist, kann Hirndoping sogar gegenteilige Effekte haben. Statt seine Leistung zu verbessern, werden die Medikamente ihn nur unruhig machen und seine Konzentration schwächen“ (20). Ein anderes Mal werden Idealbilder in Bezug auf eine *optimale* Leistungsfähigkeit konstruiert, die glorifizierte Männlichkeitsvorstellungen symbolisieren: So ist vom „Neuro-Held“ (5) die Rede, dessen Gedächtnis einer Festplatte und dessen Konzentration der eines „Zen-Meisters“ (5) gleicht, der „Neuro-Superman [...] mit verdoppeltem IQ“ (5) gilt als erstrebenswert. Hier werden geschlechtsspezifische Denkfähigkeiten suggeriert, welche die männlich konnotierte, scheinbar biologisch determinierte hohe Leistungsfähigkeit zur geltenden Norm erheben, während eine durchschnittliche Leistungsfähigkeit mit Weiblichkeit verbunden wird, die als Pendant des männlichen Ideals konstruiert wird.

Der erfolgsorientierte Mensch bedarf demnach unter zwei Bedingungen der neuropharmakologischen Optimierung, nämlich dann, wenn individuell nicht zu beeinflussende Ereignisse die Leistungsfähigkeit begrenzen und eine Reaktivierung der vormals hohen Produktivität angestrebt wird, wie dies für die Gruppe der Männer beschrieben wurde, oder wenn der erfolgsorientierte Mensch weiblich ist. Dementsprechend wird die Botschaft vermittelt, dass neuropharmakologische Substanzen Frauen dabei unterstützen können, sich der männlichen Norm *hohe Leistungsfähigkeit* anzunähern. Symbolisiert wird eine solche Aufwertung der Frau durch den synonymischen Nachnamen der bereits vor-

gestellten Ritalin®-Konsumentin. Frau „Westermann“ verweist, so unsere These, auf den *idealisierten* Mann, der aufgrund seiner rationalen Fähigkeiten und seines umfassenden Wissens als anzustrebende Norm gilt. Sie erlangt erst durch den regelmäßigen Konsum von Ritalin® die Eintrittskarte in die Männergruppe. Durch Ritalin® nahm ihr Verhalten zunehmend männlich konnotierte Züge an. Sie entwickelte eigennützige Verhaltensattribute, die sich einerseits im großen Engagement für ihre selbst initiierten Projekte, andererseits im wachsenden Desinteresse an der Erziehung ihrer Kinder und damit in der Abkehr von der traditionellen Mutterrolle artikulierten: „Hatte sie sich in eines ihrer Projekte vergraben, konnten die Kinder noch so viel maulen“ und „Die [Kinder] waren dann nur noch Störfaktoren“ (13), beschreiben ihr Partner und sie selbst im Nachhinein dieses Durchbrechen vergeschlechtlichter Verhaltensweisen. Auch distanzierte sie sich von anderen Frauen: „Warum sind die anderen nur so langsam, so träge? Blöde Hausfrauen“ (13).

Ein anderes Mal erfolgt die Aufwertung der Frau mittels folgender Konstruktion: „Ritalin oder Modafinil [verhelfen] Möchtegern-Superfrauen und -männern zu ihrem Kick“ (13). Genau betrachtet ist hier also von „Möchtegern-Superfrauen“ und von „Möchtegern-Männern“ die Rede, denen neuropharmakologische Interventionen bei der Steigerung der Leistungsfähigkeit helfen können. Es finden zwar „Superfrauen“, nicht jedoch Supermänner Erwähnung. Superfrau und Mann sind demzufolge in ihrer gesellschaftlichen Position gleichzusetzen. Diese Hierarchisierung verweist auf das soziale Konstrukt des weiblichen Mängelwesens, das erst durch den Zusatz „Super“ eine Gleichsetzung mit der gesellschaftlichen Norm Mann erfährt. Die für Frauen anzustrebende Norm Superfrau, die analog der Ritalin®-Konsumentin ein perfektes Selbstmanagement und die Übererfüllung der ihr zugewiesenen Aufgabenbereiche verspricht (13), kann jedoch nur durch den Konsum von Neuro-Enhancern erreicht werden.

Eine weitere Möglichkeit zur Angleichung der Frau an die männliche Norm wird unter der Überschrift „Schöne neue Hirne“ (3) beschrieben. Während Optimierungsbestrebungen in der Vergangenheit über den nach außen sichtbaren Körper ausgetragen wurden (vgl. Höppner 2011), fungiere heute und zukünftig das Gehirn als entscheidender Faktor für Leistungsfähigkeit und Erfolg. Demzufolge ist nicht mehr von operativen Schönheitspraxen die Rede, sondern vom Betonen von Unterschieden im Vergleich zum Mainstream, das heute nur noch mittels des Konsums von Neuro-Enhancern gewährleistet werden könne: „Damit kann man wenigstens noch herausstechen aus der Masse – dünn, das kann ja jeder, und neue Nasen und Brüste kann man sich schon längst von der Stange kaufen“ (3). Trotz der positiven Haltung zu Neuro-Enhancement weist der Artikel darauf hin, dass es eine unbegrenzte Optimierung des Körpers nicht gäbe: „Wacher zu sein“, lästerte der Medizin-Anthropologe [Name] kürzlich in der FAZ, „bedeutet nicht automatisch, auch klüger zu sein“ (3). Diese Bemerkung eines Experten und die Adressierung des Artikels an die Gruppe der Leserinnen⁹ verweist auf das weibliche Mängelwesen, das

9 Die wiederholte Verwendung des Personalpronomens „wir“ durch die Autorin des Artikels, der Rückgriff auf das weibliche Schönheitsideal, das auf einen schlanken Körper mit neuen Brüsten rekurriert, und das Bedienen weiblicher Stereotypisierungen durch die Nennung der Freizeitbeschäftigungen „Einkaufen“ und „Informieren über Prominente“ sind Hinweise darauf, dass dieser Artikel eher an die Gruppe der Leserinnen gerichtet ist.

zwar der körperbezogenen Optimierung bedarf, um im sozialen Wettkampf mithalten zu können, dessen Versuche, sich der männlichen Norm anzunähern, aber letztlich unerfüllt bleiben. So wurde auch die Persönlichkeitsveränderung der Ritalin®-Konsumentin von ihrem Lebenspartner zunächst mit Unbehagen beobachtet: „Langsam wurde sie mir unheimlich“ (13), später sogar deutlich kritisiert: „Schlau sei sie zwar gewesen, erzählt ihr Mann, aber ihr ‚gesunder Menschenverstand‘ war verlorengegangen“ (13). Diese Aussagen deuten auf die Diskrepanz in der Bewertung weiblich konnotierter Rollenzuschreibungen und den Kompetenzen hin, über die die Frau unter dem Einfluss von Ritalin® verfügt. Insbesondere die Zunahme von rationalen Fähigkeiten auf Kosten des „gesunde[n] Menschenverstand[s]“ stößt hier auf Missmut. Auch Bekannte und Verwandte, so wird berichtet, empfanden die Frau unter dem Einfluss von Ritalin® als ungewöhnlich und sanktionierten ihr Verhalten mit negativen Bewertungen¹⁰: „Sie erzählte ihren Bekannten und Verwandten, was sie alles auf dem Kasten hat. Die empfanden sie zunehmend als abgedreht“ (13). Anstatt ihre erbrachten Leistungen im Nachhinein als positiven Effekt dieser Lebensphase zu werten, wird die Frau zitiert: „Ich war arrogant, hochnäsiger, hatte eine Art Größenwahn, weil ich so voller Wissen, Kraft und Tatendrang steckte“ (13). Rückblickend beurteilte sie ihre hohe Leistungsfähigkeit also als negativen Effekt der neuropharmakologischen Substanz. Frauen, die sich mithilfe von Neuro-Enhancern der männlichen Norm anzunähern versuchen, so wird hier suggeriert, erfahren demzufolge nicht nur negative Rückmeldungen aus dem sozialen Umfeld aufgrund der Präsentation nicht normkonformer Verhaltenspraxen, sondern erleben auch selber ein Gefühl des Unbehagens, das wiederum als eigenes Unvermögen und als Scheitern dieses Experiments offenbart wird. Frau Westermann scheiterte nach drei Jahren regelmäßigen Ritalin®-Konsums und ließ sich in eine Klinik für Suchtkranke einliefern: „Das war wie eine Hinrichtung“, sagt sie, „ich war auf dem Abstellgleis angekommen“ (13).

Frau Westermann befand sich also in einem Dilemma zwischen der – weiblich konnotierten – Sorge für sich bzw. für ihre Familie und dem – männlich konnotierten – auf Erfolg zielenden Optimierungsparadigma. Die Botschaft, die hier vermittelt wird, bezieht sich auf die Wahlmöglichkeiten, die Frau Westermann in der Gegenwartsgesellschaft zur Verfügung stehen, nämlich der Entscheidung zwischen den Optionen *emotional krank und erfolglos* oder *von neuropharmakologischen Substanzen abhängig und befristet erfolgreich* zu sein.

2.2 ExpertInnen

In elf Beiträgen (1, 2, 3, 4, 6, 8, 13, 14, 16, 17, 21) wird zwar auf Aussagen von sechs namentlich genannten Expertinnen zum Neuro-Enhancement zurückgegriffen, diese allerdings jedes Mal in Verbindung zu Meinungen von Experten gesetzt.¹¹ Im Gegensatz

10 Auf Ablehnung trifft auch eine Expertin, die ihre positive Haltung zu Neuro-Enhancement artikuliert. Ihren Standpunkt kommentiert der Autor des Artikels folgendermaßen: „Man beginnt zu frösteln, wenn man [Expertin] eine Weile zuhört“ (14).

11 In Bezug auf eine Expertin wird außerdem angemerkt, dass sie „gerade auf Anfrage des Bundestages erstmals ein Gutachten zum Thema Neuro-Doping verfasst hat“ (6). Während suggeriert

dazu beruht die Argumentation in sieben Artikeln (5, 9, 10, 11, 12, 15, 22) ausschließlich auf Aussagen von Männern, die dadurch die Rolle des alleinigen Experten übernehmen. Ausführlich werden drei Männer (7, 11, 20) und eine Frau zum Neuro-Enhancement befragt (2). In allen vier Interviews ist die fragende Person eine Frau, die durch die Rolle der Interviewerin den Status der Unwissenden präsentiert.

Die Expertinnen argumentieren, dass keine grundlegenden Einwände gegen Neuro-Enhancement vorzubringen seien (2, 3, 6, 13, 14, 17). Vielmehr heben sie die Notwendigkeit hervor, einen öffentlichen Diskurs anzustoßen, um so die bisher hypothetische Debatte zu konkretisieren und ethische Fragen zu diskutieren (8, 6, 14, 17). Zwar äußern sie sich zu Nebenwirkungen (1, 2, 3, 6, 8, 13, 14), relativieren diese jedoch umgehend (3, 6, 8, 13): „Gewiss, die Mittel sind keine Kaugummi“, so eine Expertin, „[a]ndererseits gibt es Schlimmeres: Rauchen etwa“ (13). Eine andere Expertin wird zudem als potenzielle Konsumentin präsentiert. Sie könne sich vorstellen, Neuro-Enhancer zu konsumieren, wenn diese frei von Nebenwirkungen wären (14). Ein anderes Mal liegt der Fokus auf einem verantwortungsvollen Umgang: „Es schadet sicher nichts, wenn ich das einmal mache“ (2). Zwei Expertinnen beantworten die Frage der sozialen Verteilungsgerechtigkeit, indem sie auf ohnehin bestehende soziale Ungleichheiten in der Gesellschaft hinweisen (3), und verstehen den Wunsch zur körperbezogenen Verbesserung als legitimen Anspruch von Menschen, die in der Gegenwartsgesellschaft leben (2, 4, 8, 13, 14). Der Befürchtung, dass sich dadurch die Persönlichkeit eines Menschen verändern könnte, wird durch den Hinweis widersprochen, dass sich die „Seele“ und das „Bewusstsein“ von Menschen ohnehin stetig wandeln würden (3). Der Großteil der 33 namentlich genannten Experten weist demgegenüber auf mögliche Nebenwirkungen von Neuro-Enhancern hin, ohne diese zu relativieren (1, 7, 8, 9, 10, 11, 13, 17, 20, 21), warnt vor deren Gebrauch (4, 7, 23), stellt ihren Nutzen infrage (4, 6, 12, 17, 23) und/oder bindet das neuropharmakologische Optimierungsparadigma in einen gesellschaftlichen Veränderungsprozess ein, mit dem die Forderung eines steten Anstiegs der Leistungsfähigkeit einhergehe (6, 7, 8, 9, 13, 14, 16, 23).

Diese konträren Haltungen lassen sich als Merkmale spezifischen Erfahrungswissens deuten, welche die beiden Argumentationslinien geschlechtlich markieren: Während Frauen mit dem Status Expertin präsentiert werden, die eher auf kurzfristige Erfolge durch Neuro-Enhancer setzen, mögliche gesundheitliche Langzeitschäden ausblenden und nicht auf eine Reflexion gesellschaftlicher Veränderungen fokussieren, sondern diese durch ihre positive Haltung zu Neuro-Enhancement selbst reproduzieren, erscheinen Männer mit dem Status Experte erfahrener, umsichtiger und reflektierter. Nicht zu klären ist an dieser Stelle, inwieweit diese Differenzen der Auswahl und der Präsentation der ExpertInnen den Artikeln entspringen oder *reale* Differenzierungen darstellen. In jedem Fall wird deutlich, dass strukturelle Geschlechterungleichheiten diese Einstel-

wird, dass sie sich erstmals mit Neuro-Enhancement auseinandersetzt, wird betont, dass die drei im gleichen Artikel erwähnten Experten dieses Phänomen mehrfach analysiert haben und einer für seine Gedächtnisforschung den Medizin-Nobelpreis erhalten habe. Damit wird das Wissen der Expertin untergraben und unterstellt, dass ihr die Experten in Bezug auf neuropharmakologische Analysen einen Schritt voraus sind.

lungen (oder ihre Präsentationen) entscheidend prägen, ohne dass dies explizit gemacht geschweige denn diskutiert wird. Die Meinungen bleiben geschlechtlich personalisiert und scheinbar losgelöst von soziokulturellen Kontexten.

3 Erfolgreich optimiert – in Geschlechterrollen gefangen?

Das neuropharmakologische Optimierungsparadigma ist in der erfolgsorientierten Gesellschaft nicht frei von geschlechtlichen Implikationen. Denn es wird vorausgesetzt, dass Männlichkeit an eine überdurchschnittliche Leistungsfähigkeit und an rationale Fähigkeiten wie Erfahrung, Umsichtigkeit und Reflexivität gebunden ist, während Weiblichkeit mit einer durchschnittlichen Leistungsfähigkeit verknüpft wird, die kurzsichtige Erfolge im Blick hat und mögliche gesundheitliche Langzeitschäden oder gesellschaftliche Veränderungsprozesse nicht berücksichtigt. Durch diese geschlechtsspezifische Darstellungsweise werden unterschiedliche Zugangsvoraussetzungen unterstellt, die Frauen und Männer für den sozialen Wettbewerb mitbringen.

Die Botschaft, die in der medialen Debatte zum neuropharmakologischen Optimierungsparadigma vermittelt wird, ist eindeutig: Um wettbewerbsfähig und erfolgreich zu sein, scheinen Neuro-Enhancer bei ökonomischer Verwendung als Optimierungspraktik für beide Geschlechter geeignet. Doch auch dieser Aspekt beruht auf einer geschlechtsspezifischen Differenz: Während Frauen regelmäßig auf neuropharmakologische Substanzen zurückgreifen müssten, um das ideale Leistungsniveau dauerhaft zu halten, genüge Männern ein gelegentlicher Konsum, um ihre scheinbar biologisch determinierte hohe Leistungsfähigkeit punktuell zu optimieren, mit dem Ziel, zur Gruppe der Elite aufzusteigen bzw. in dieser Gruppe zum Besten der Besten zu werden.

Frau Westermann hat ihren Erfolg analog der gesellschaftlichen Phrase „Wer nicht wagt, der nicht gewinnt“ zu optimieren versucht. Beim Abwägen zwischen möglichen Kosten und dem zu erwartenden Nutzen der Optimierungsstrategie hat sie allerdings eine Variable außer Acht gelassen, nämlich ihr Geschlecht als entscheidenden Faktor für das Erfolgreichsein. Das Erfolgsprinzip, das die Gegenwartsgesellschaft durchdringt, ist demnach auch im Kontext von Neuro-Enhancement in der „Gewinner-Verlierer-Semantik“ (Neckel 2008: 156) geschlechtlich markiert: Im Wettbewerb wiederholte Erfolge zu erleben und damit langfristig besser zu sein als andere wird lediglich als Möglichkeit männlicher Erfolgsbestrebungen dargestellt. Denn der dauerhafte Konsum von Neuro-Enhancern würde bei Frauen letztlich als Scheitern offenkundig, wobei sich der individuelle Misserfolg sowohl in einem Gefühl des Unbehagens als auch in negativen Reaktionen seitens des sozialen Umfelds artikulieren würde.

Was in dieser Debatte zum erfolgreichen Menschen in fast allen Artikeln außer Acht bleibt, sind Hinweise auf strukturelle Bedingungen einer Gesellschaft, die soziale Hierarchien perpetuieren. Die fehlende Diskussion zu ungleichen Geschlechterverhältnissen lässt das Postulat der Individualisierung als *Maxime* erscheinen, die Frauen und Männer in der erfolgsorientierten Gesellschaft auf den ersten Blick gleichermaßen

erfüllen können. Das neuropharmakologische Optimierungsparadigma reproduziert jedoch biologische Ursachenzuschreibungen an gegenderte Fähigkeiten (durchschnittliche – überdurchschnittliche rationale Kompetenzen) und psychische Verfasstheiten (Depression – Erfolgsstreben), die sich auch heute noch als resistente Konstruktionen erweisen (vgl. Schmitz 2010). Neuropharmakologische Optimierung verhindert demnach nicht nur eine Angleichung der Geschlechterrollen, sondern unterstützt im Gegenteil ein Fortschreiben geschlechtsspezifischer Ungleichheiten.

Literaturverzeichnis

- Baumann, Heidrun. (Hrsg.). (2000). *„Frauen-Bilder“ in den Medien. Zur Rezeption von Geschlechterdifferenzen*. Münster: Daedalus Verlag.
- Blum, Linda M. & Stracuzzi, Nena F. (2004). Gender in the Prozac Nation. Popular Discourse and Productive Femininity. *Gender & Society*, 18 (3), 269–286.
- Bröckling, Ulrich. (2007). *Das unternehmerische Selbst: Soziologie einer Subjektivierungsform*. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- DAK. (2009). *Gesundheitsreport. Analyse der Arbeitsunfähigkeitsdaten. Schwerpunktthema Doping am Arbeitsplatz*. Berlin.
- Damasio, Antonio R. (1994). *Descartes' Error: Emotion, Reason and the Human Brain*. New York: Putnam.
- Degele, Nina & Schmitz, Sigrid. (2009). Kapitalismuskompatible Körper. Zum wechselseitigen ‚Enhancement‘ gesellschaftstheoretischer und naturwissenschaftlicher Körperdiskurse. In Boike Rehbein & Klaus-Wilhelm West (Hrsg.), *Globale Rekonfigurationen von Arbeit und Kommunikation* (S. 115–129). Konstanz: UVK.
- Flick, Uwe. (2010). *Qualitative Sozialforschung. Eine Einführung*. Reinbek: Rowohlt Taschenbuch Verlag.
- Frank, Robert H. & Cook, Philip J. (1995). *The Winner-Take-All-Society. How more and more Americans compete for ever fewer and bigger prizes, encouraging economic waste, income inequality, and an impoverished cultural life*. New York: Free Press.
- Gladwell, Malcom. (2009). *Überflieger. Warum manche Menschen erfolgreich sind – und andere nicht*. Frankfurt/M.: Campus Verlag.
- Hecht, Martin. (2004). *Das große Jagen. Auf der Suche nach dem erfolgreichen Leben*. München: Deutscher Taschenbuch Verlag.
- Hochschild, Arlie R. (2006 [1983]). *Das gekaufte Herz. Zur Kommerzialisierung der Gefühle*. Frankfurt/M.: Campus Verlag.
- Höppner, Grit. (2011). *Alt und schön. Geschlecht und Körperbilder im Kontext neoliberaler Gesellschaften*. Wiesbaden: VS-Verlag.
- Illouz, Eva. (2009). Emotional Capital, Therapeutic Language, and the Habitus of “The New Man”. In Nicole C. Karafyllis & Gotlind Ulshöfer (Hrsg.), *Sexualized Brains. Scientific Modeling of Emotional Intelligence from a Cultural Perspective* (S. 151–177). Cambridge: The MIT Press.
- Jäger, Margarete & Jäger, Siegfried. (2007). *Deutungskämpfe. Theorie und Praxis Kritischer Diskursanalyse*. Wiesbaden: VS-Verlag.
- Mauerer, Gerlinde. (Hrsg.). (2010). *Frauengesundheit in Theorie und Praxis. Feministische Perspektiven in den Gesundheitswissenschaften*. Bielefeld: transcript.
- Neckel, Sighard. (2008). *Flucht nach vorn. Die Erfolgskultur der Marktgeseellschaft*. Frankfurt/M.: Campus Verlag.

- Schmitz, Sigrid. (2010). Gehirnoptimierung – (k)ein geschlechtsloses Feld? In Waltraud Ernst (Hrsg.), *Ethik – Geschlecht – Medizin. Körpergeschichten in politischer Reflexion* (S. 111–130). Berlin: LIT Verlag.
- Schöne-Seifert, Bettina; Talbot, Davinia; Opolka, Uwe & Ach, Johann S. (Hrsg.). (2009). *Neuro-Enhancement. Ethik vor neuen Herausforderungen*. Paderborn: Mentis.
- Spiegel Online. (2008). *Die Reichweite*. Zugriff am 19. Mai 2011 unter www.spiegelgruppe.de/spiegelgruppe/home.nsf/0/678DDD243C957C8FC1256F5F00350BDB?OpenDocument
- Stern.de. (2011). *Zielgruppe*. Zugriff am 19. Mai 2011 unter <http://ems.guj.de/online/portfolio/objektdetailseite/angebot/26/1//begriff//7708f81488/>
- Sueddeutsche.de. (o. J.). *Die Mediakraft von Sueddeutsche.de*. Zugriff am 19. Mai 2011 unter <http://mediadaten.sueddeutsche.de/online/mediadaten.php>
- Zeit Online. (2011). *Leserzahl der Zeitschrift Die Zeit von 1995 bis 2009*. Zugriff am 19. Mai 2011 unter <http://de.statista.com/statistik/daten/studie/13218/umfrage/leserzahl-der-zeitschrift-die-zeit-von-1995-bis-2009/>

Internetquellen der untersuchten Artikel

- Blech, Jörg; Demmer, Ulrike; Ludwig, Udo & Scheuermann, Christoph. (2009). *Wow, was für ein Gefühl!* Zugriff am 12. Mai 2011 unter www.spiegel.de/spiegel/print/d-67510034.html (13)
- Bölsche, Jochen. (2007). *Dahinter stehen Milliardenmärkte*. Zugriff am 12. Mai 2011 unter www.spiegel.de/schulspiegel/wissen/0,1518,464131,00.html (15)
- Brüser, Elke. (2011). *Riskanter Muntermacher*. Zugriff am 10. Mai 2011 unter www.sueddeutsche.de/wissen/hirndoping-riskanter-muntermacher-1.1061605 (4)
- Gutsch, Jochen-Martin. (2009). *Mahlzeit*. Zugriff am 12. Mai 2011 unter www.spiegel.de/spiegel/print/d-64197242.html (14)
- Herden, Birgit. (2008). *Die Gedanken-Beschleuniger*. Zugriff am 10. Mai 2011 unter www.sueddeutsche.de/wissen/2.220/hirn-doping-die-gedanken-beschleuniger-1.376056 (6)
- Maier, Josephina. (2008). *Eine Pille für die Eins*. Zugriff am 10. Mai 2011 unter www.zeit.de/2008/52/M-Doping/komplettansicht?print=true (17)
- Ochmann, Frank. (2008). *Hirndoping für alle*. Zugriff am 10. Mai 2011 unter www.stern.de/wissen/mensch/kopfwelten-hirndoping-fuer-alle-648243.html (10)
- Schnabel, Ulrich. (2008). *Ein Placebo namens Prozac*. Zugriff am 13. Mai 2011 unter www.zeit.de/2008/10/Ein_Placebo_namens_Prozac (22)
- Schuh, Claudia. (2008). *Doping-Kontrolle für Studenten*. Zugriff am 10. Mai 2011 unter www.sueddeutsche.de/karriere/universitaeten-doping-kontrolle-fuer-studenten-1.260102 (2)
- Shafy, Samiha. (2008). *Entzauberte Glückspillen*. Zugriff am 12. Mai 2011 unter www.spiegel.de/spiegel/print/d-56047455.html (12)
- Steinberger, Petra. (2010). *Schöne neue Hirne*. Zugriff am 10. Mai 2011 unter www.sueddeutsche.de/leben/lebenshilfe-durch-desgignerpillen-schoene-neue-hirne-1.948041 (3)
- Stern.de. (2009). *Forscher fordern offene Debatte*. Zugriff am 13. Mai 2011 unter www.stern.de/gesundheit/gehirndoping-forscher-fordern-offene-debatte-1514151.html (9)
- Stern.de. (2011). *Suchtexperten warnen vor „Hirndoping“ mit Pillen*. Zugriff am 13. Mai 2011 unter www.stern.de/gesundheit/gesundheitsnews/suchtexperten-warnen-vor-hirndoping-mit-pillen-1697449.html (23)
- Sueddeutsche.de. (2010). *Einmal schlucken für die Bestnote*. Zugriff am 10. Mai 2011 unter www.sueddeutsche.de/karriere/gehirndoping-im-studium-einmal-schlucken-fuer-die-bestnote-1.977784 (1)
- Szentpétery, Veronika. (2008). *Die gedopte Elite*. Zugriff am 12. Mai 2011 unter www.spiegel.de/wissenschaft/mensch/0,1518,560804,00.html (16)

- Teuffel, Friedhard. (2010). *Doping fürs Gehirn*. Zugriff am 13. Mai 2011 unter www.zeit.de/sport/2010-04/doping-gehirn-neuro (21)
- Viciano, Astrid. (2010). „*Da macht unser Gehirn nicht mit*“. Zugriff am 13. Mai 2011 unter www.zeit.de/2010/11/M-Neuro-Enhancement (20)
- Weber, Christian. (2009). *Superhirn fliegt noch nicht*. Zugriff am 10. Mai 2011 unter www.sueddeutsche.de/wissen/doping-fuers-denken-superhirn-fliegt-noch-nicht-1.44705 (5)
- Wolz, Lea. (2009). „*Gehirndoping ist ein Spiel mit dem Feuer*“. Zugriff am 12. Mai 2011 unter www.stern.de/gesundheits/leistungssteigernde-medikamente-gehirndoping-ist-ein-spiel-mit-dem-feuer-1514494.html (7)
- Wolz, Lea. (2009). *Zwei Millionen greifen zu Medikamenten*. Zugriff am 12. Mai 2011 unter www.stern.de/wissen/mensch/doping-am-arbeitsplatz-zwei-millionen-greifen-zu-medikamenten-654570.html (8)
- Zander, Brigitte. (2006). *Pillen gegen die Prüfungsangst*. Zugriff am 12. Mai 2011 unter www.stern.de/wissen/mensch/gedopte-studenten-pillen-gegen-die-pruefungsangst-567443.html (11)

Zu den Personen

Grit Höppner, MA, wissenschaftliche Mitarbeiterin der Professur Gender Studies, Universität Wien. Sie promoviert zum Phänomen „schön sein“ im Alter in der österreichischen Gegenwartsgesellschaft. Arbeitsschwerpunkte: Gender Studies, Körperdiskurse, Embodiment, Soziologie des Alter(n)s.

E-Mail: grit.hoepfner@univie.ac.at

Sigrid Schmitz, Prof. Dr., Professorin für Gender Studies am Institut für Kultur- und Sozialanthropologie, Universität Wien. Arbeitsschwerpunkte: Gender & Science Technology Studies, Hirnforschung, Neurokulturen und Geschlecht, Körperdiskurse, Embodiment, Feministische Epistemologie .

E-Mail: sigrid.schmitz@univie.ac.at

Embodying Schwangerschaft: pränatales Eltern- Werden im Kontext medizinischer Risikodiskurse und Geschlechternormen

Zusammenfassung

Schwangerschaft ist eine körperbasierte Passage, die unter Vorbehalt steht und gleichzeitig von Beginn an durch Selbstfuhrungstechniken im Namen des kommenden Kindes geprägt ist. Diese paradoxe Konstituierung von Schwangerschaft ist Ausgangspunkt für unsere Überlegungen zur Verschränkung körperlicher Dimensionen von Schwangerschaft mit Risikodiskursen und moralischen Imperativen pränataler Mütterlichkeit (und Väterlichkeit). Auf der Grundlage von Interviewmaterial rekonstruieren wir aus praxisanalytischer Perspektive drei Aspekte des körperbasierten Vollzugs von Schwangerschaft: Identifizierung körperlicher Sensationen als Kindebewegungen und Individuierung des Kindes; Kindebewegungen als Indizien für die Lebendigkeit des Kindes; Schwangerschaft als familiäre Vergemeinschaftung – „doing family“.

Schlüsselwörter

Schwangerschaft, Körper, Familie, Elternschaft, Praktiken, Wissen

Summary

Embodying pregnancy: The prenatal process of coming to be a parent in the context of medical risk discourses and gender norms

Pregnancy is an embodied but conditional status passage. Nevertheless, this status passage evolves around a set of self-management techniques which are assessed according to the criterion of the future child's well-being. This constitutional paradox is the point of departure for our analysis of the entanglement between the embodied dimension of pregnancy, discourses of risk and the moral imperatives of prenatal motherhood (and fatherhood). Based on interviews and adopting a practice-oriented perspective, the article focuses on three main aspects of the enactment of pregnancy: Bodily sensations, which are identified as foetal movements and the individuation of the child; foetal movements as a sign of the child's vitality; pregnancy as a shared process – “doing family”.

Keywords

pregnancy, body, family, parenthood, practices, knowledge

Insbesondere seit das medizinische Risikokzept in die Schwangerenvorsorge und Geburtshilfe eingegangen ist (Lindner 2010), gestaltet sich Schwangerschaft als eine technologieabhängige und dienstleistungsbedurftige Passage. Diese Umgestaltung verändert, Barbara Duden (2002) folgend, das Körpererleben Schwangerer entscheidend. So habe sich dieses historisch von einer vornehmlich haptischen Selbstwahrnehmung im 18. Jahrhundert, die durch „bewegungsbezogenes Orientierungserleben“ (Duden 2007: 109) geprägt war, hin zu einer stark durch Technologien vermittelten Körpererfahrung verschoben. Diese Verschiebung markiere, so Duden, einen epistemischen Bruch:

Technologisch vermittelte Wahrnehmung ersetze weitgehend den Tast-, Geruchs-, Geschmacks- und Spürsinn und führe zur Entkörperung Schwangerer.

Dass zeitgenössische Schwangerschaften in modernen westlichen Industriegesellschaften als beobachtungsbedürftige körperliche Vorgänge gesehen werden und medizinischer Kontrolle und Überwachung unterworfen sind, ist unbestritten (Brandl 2007; Kolip 2000). Die ärztliche Schwangerenvorsorge umfasst pränatale diagnostische Maßnahmen, wie z. B. das integrierte Screening zur Berechnung einer Wahrscheinlichkeit für das Vorliegen von Trisomien wie dem Down-Syndrom, oder die Fruchtwasseruntersuchung, mit der Trisomien chromosomal diagnostiziert werden. Die weitverbreitete Anwendung dieser Diagnose- und Screeningverfahren (vgl. Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung 2006) und die Möglichkeit, die Schwangerschaft beim Vorliegen einer unerwünschten Diagnose abbrechen, führen zur „Schwangerschaft auf Abruf“, wie das Barbara Katz-Rothman (1989) bereits Ende der 1980er Jahre treffend beschrieben hat (vgl. zu pränataler Diagnostik Baldus 2006; Morgenroth 2002; Waldschmidt 2002; Rapp 2000).

Wir möchten Barbara Dudens These, dass die Fremdbestimmung durch medizinische Technologien in einer Entkörperung von Schwangeren resultiere, relativieren. Einige Studien zur Körperlichkeit und der Nutzung medizinischer Technologien in der Schwangerschaft legen die Annahme nahe, dass körperbezogene Wahrnehmungsformen wie Tasten und Spüren nicht verschwunden sind, sondern sich verändern (Sandelowski 1994; Saetnan 2000; Foltys 2008; Heimerl 2012). Die Überwachung durch Wehenschreiber, Ultraschall und Blut-Screenings korrespondiert zudem mit dem Bedürfnis Schwangerer nach Informationen über ihre Schwangerschaft und den Fötus sowie dem Bedürfnis nach Sicherheit. Medizinische Vorsorge, technische Überwachung und ärztliche Begleitung werden von den Schwangeren aktiv nachgefragt. Das „Bedürfnis“ nach Sicherheit und Kontrolle fällt jedoch nicht vom Himmel: Zum einen wird es durch die Risikokommunikation der Schwangerenvorsorge evoziert (Rose/Schmied-Knittel 2011: 84ff.; Baumgärtner/Stahl 2005), zum anderen gilt die Inanspruchnahme ärztlicher Vorsorgeuntersuchungen sowie die Befolgung medizinischer Vorschriften zur Ernährung und Lebensweise als Ausweis „verantwortlicher“ Elternschaft (Ruhl 1999; Lupton 1999).

„Eltern-Werden“ vor der Geburt steht folglich unter paradoxen Vorzeichen: Die Paradoxie besteht in der Responsibilisierung Schwangerer, ihre Lebensführung und ihren Körper zum Wohle des Ungeborenen zu optimieren und gleichermaßen pränatale Diagnose- und Screeningmaßnahmen zu nutzen, die den späten Abbruch einer Schwangerschaft als Handlungsoption implizieren. Hinzu kommt, dass sich im Prozess des Eltern-Werdens die Sorge um das Wohl des kommenden Kindes vermehrt im Konsum von Produkten und schwangerschaftsbezogenen Dienstleistungen ausdrückt (Clarke 2004). Diese paradoxe Konstituierung von Schwangerschaft als eine körperbasierte, medizinisch „gerahmte“ Passage, die unter Vorbehalt steht und gleichzeitig durch Selbstführungstechniken im Namen des kommenden Kindes geprägt ist, ist Ausgangspunkt für unsere Überlegungen, in welchem Verhältnis Risikodiskurse, pränatales Eltern-Werden

und die Verkörperung von Schwangerschaft stehen. Die Verschränkung der materiellen und körperlichen Dimensionen von Schwangerschaft mit Risikodiskursen und den moralischen Imperativen pränataler Mütterlichkeit (und Väterlichkeit) ist bislang, mit Ausnahme einer sozialwissenschaftlichen, leibphanomenologisch orientierten Interviewstudie von Kati Mozygemba (2011), aus geschlechtertheoretischer und sozialwissenschaftlicher Sicht im deutschsprachigen Raum nicht analysiert worden.

Unser Beitrag ist wie folgt aufgebaut: Nach einer Darlegung unserer analytischen Prämissen (1) rekonstruieren wir auf der Grundlage von Interviewmaterial drei Aspekte des körperbasierten Vollzugs von Schwangerschaft: Identifizierung körperlicher Sensationen als Kindsbewegungen und Individuierung des Kindes (2); Kindsbewegungen als Indizien für die Lebendigkeit des Kindes (3); Schwangerschaft als gemeinschaftlicher Prozess – „doing family“ (4).

Dem Beitrag liegen 32 narrative Leitfadeninterviews aus zwei Forschungsprojekten zugrunde. Die 19 Interviewten aus dem Projekt „Die Performanz des Körperlichen in der Schwangerschaft“¹ wurden nach dem Schneeballsystem rekrutiert. Sie gehörten mehrheitlich der Mittelschicht an und hatten einen akademischen Abschluss. Die 13 Interviewten aus dem DFG-Forschungsprojekt „Enacting Pregnancy. Ultraschallbilder in der pränatalen Diagnostik“² hatten mehrheitlich Migrationshintergrund, keinen akademischen Bildungsabschluss und wurden gezielt ausgesucht. In einer Gesamtauswertung jedes Interviews wurden die Aussagen verstehend rekonstruiert und zu Themen zusammengefasst. Für den vorliegenden Beitrag wurden sämtliche Interviewsequenzen zum korpervermittelten Schwangerschaftserleben identifiziert.

1 Geschlechtertheoretische und praxisanalytische Prämissen

Schwangerschaft stellt ein in besonderem Maße korperbasiertes Geschehen dar, das die Verfertigung eines Organismus im Körper einer anderen Person umfasst. Iris Marion Young hat diese Verfertigung aus leibphanomenologischer Perspektive als einen Prozess beschrieben, in dem das Innere des eigenen, subjektiv erlebten Körpers zur flexiblen Grenze für den eines anderen Subjektes wird: „Pregnancy challenges the integration of my body experience by rendering fluid the boundary between what is within, myself, and what is outside, separate. I experience my insides as the space of another, yet my own body“ (Young 1990: 163). Diese „Zweiheit in Einheit“ ist charakterisiert

-
- 1 Das Projekt wurde im Rahmen der Förderlinie „Kleine Genderprojekte“ der Goethe-Universität Frankfurt durchgeführt. Das Projektteam bestand aus den Verfasserinnen dieses Beitrags sowie Nina Auth. Wir führten Interviews mit Schwangeren und Frauen durch, deren Entbindung maximal ein Jahr zurücklag.
 - 2 Die Interviews wurden von Eva Sänger und Sarah Dionisius erhoben. Wir führten mehrheitlich Interviews mit Schwangeren sowie mit vier Frauen durch, deren Entbindung acht bis zwölf Wochen zurücklag. Bei allen Interviewten handelte es sich um in einer heterosexuellen Beziehung lebende Frauen.

dadurch, dass der Organismus des Ungeborenen zwar distinkt, aber gleichzeitig auf den Organismus der schwangeren Frau bezogen ist, wodurch „der embryofötale Organismus zugleich besonders *und* bezogen ist“ (Arni 2012: 54).

Als Herausforderung für eine feministische Perspektive stellt sich die Frage, wie diese psychophysische Bezogenheit *und* Besonderung sowie der verkörperte und verkörpernde Prozess des Mutter-Werdens (bzw. Eltern-Werdens) nachvollzogen werden können, ohne zur Naturalisierung des Geschlechtskörpers und zur Festschreibung des Ungeborenen als einer autonomen Entität beizutragen (Morgan/Michaels 1999). Luc Boltanski (2007) bezeichnet den Prozess der Erschaffung neuer menschlicher Wesen beispielsweise als „Singularisierung“. Das Ungeborene werde von der Schwangeren symbolisch adoptiert, in das „elterliche Projekt“ integriert und als „Wesen durch das Wort“ (Boltanski 2007: 96) qualifiziert. Allerdings erfährt man bei Boltanski wenig über das körperbasierte *Wie* dieser Annahme (vgl. die Kritik von Hirschauer et al. 2009). Aus feministischer Perspektive ist zwar die Entbiologisierung von Mutterschaft begrüßenswert, jedoch insofern problematisch, als dass Boltanski zur ontologischen Setzung des Fötus als ahistorische Naturtatsache und autonome Entität beiträgt (Boltanski 2007: 267). Um die Festschreibung einer ontologischen und epistemologischen Trennung zwischen Fötus/Schwangerer in der Konzeptualisierung der Verkörperung von Schwangerschaft zu vermeiden, folgen wir geschlechtertheoretischen Strängen, die nicht „auf ein naturalisierendes oder entmaterialisierendes Körperkonzept“ (Bath et al. 2005: 12) zurückgreifen. Gemäß dieser sind Körper keine materiellen Entitäten, die über feste Grenzen verfügen, sondern Körpergrenzen materialisieren sich erst in Prozessen der Grenzziehung und in sozialer Interaktion (Haraway 1995: 96) und werden durch Normzitation stabilisiert (Butler 1995: 9ff.; Schmitz/Degele 2010). Auch körpersoziologische Ansätze weisen der Vollzugsebene körperlichen Handelns einen zentralen Stellenwert für die gesellschaftliche Wissens- und Bedeutungsproduktion zu (Hirschauer 2004; Klein 2005; Meuser 2006; Villa 2010).³ Insbesondere praxisanalytische Zugänge, die Praktiken als kleinste Einheit des Sozialen fokussieren, richten ihre Perspektive auf den Vollzugscharakter von körperlichen Tätigkeiten und auf das implizite Wissen, welches in Praktiken enthalten ist. Sie stellen die materiale Basis in den Vordergrund, insofern jedwede Praxis körper- und artefaktvermittelt ist (Reckwitz 2003: 290ff.). Aus praxisanalytischer Perspektive gehen wir dementsprechend davon aus, dass „Schwangerschaft“ ein artefakt- und körpervermittelter Zusammenhang von „doings and sayings“ (Schatzki 1996: 47) ist. Der Vollzug von Praktiken der Schwangerschaft nötigt Körpern vergeschlechtlichte Darstellungsformen und erlernbare Kompetenzen und Fertigkeiten ab. In diese Praktiken sind subjektivierende Positionen eingeschrieben, welche die Mobilisierung von Wissen und die Entwicklung spezifischer Motive und Emotionen verlangen (Schatzki 1996: 35f., 85f.). Eine solche praxisanalytische Orientierung erlaubt es, die materielle Dimension des Prozesses der Hervorbringung neuer Gesellschaftsmit-

3 Gesa Lindemann hat gezeigt, dass die leiblich-affektive Erfahrung entscheidend zur Stabilität sozialer Konstruktionen beiträgt, da mit leiblichen Verankerungen ein Element der Unausweichlichkeit verbunden ist (vgl. Lindemann 1996).

glieder zu fokussieren, ohne naturalisierende A-priori-Aussagen über den ontologischen Status des Ungeborenen oder von Geschlechtskorpeln vorzunehmen.

2 Korpeliche Sensationen werden zur Kindsbewegung: die Individuierung des Kindes

Der „Beginn“ einer Schwangerschaft ist nicht eindeutig. In den Interviews zeigt sich anschaulich, dass eine „Einübung“ in die korpelichen Praktiken und Zustände stattfindet, die die Schwangerschaft signifizieren: Das Verspüren von Schwangerschaftsanzeichen wie Übelkeit und Müdigkeit, das Spüren von Kindsbewegungen sowie der wachsende Bauch tragen entscheidend zur Konkretisierung der Schwangerschaft bei. Wenngleich das korpeliche Spüren in den Interviews oftmals als unmittelbar und unhintergebar dargestellt wird, muss diesen Sensationen Bedeutung zugeschrieben werden. Dieser Signifikationsprozess geschieht im Horizont des popularisierten medizinischen Wissens darüber, was wann in einer Schwangerschaft erwartungsgem zu verspüren ist und wie es sich „normalerweise“ anfühlen sollte. Die Identifizierung und Signifizierung von korpelichen Sensationen im Inneren des eigenen Körpers als Bewegungen eines anderen Wesens finden hierbei sukzessive als *Prozess* statt:

„In den Büchern steht oft dann, ja, dass das Kind-, oder wenn du das zweite Kind kriegst, weit du das dann, aha, das ist mein Kind oder so. Und mir war das sehr lange überhaupt nicht klar, ob es das ist oder-, ich weiß bis heute nicht, war es das Kind oder war es jetzt irgendwie eine Magenbewegung oder so. Und ich habe das gespürt sehr spät eigentlich erst, ich habe es erst, glaube ich, Ende fünfter Monat oder so-, oder fünfter Monat, Ende fünfter Monat habe ich erst so deutlich gespürt, okay, das war jetzt nicht irgendeine Verdauungsbewegung, das war ganz klar-, wurschtelt da grad irgendwas.“ (Isabelle Grün)

Korpeliche Sensationen werden zunächst im Rahmen von Mustern interpretiert, die sich in Bezug auf den eigenen Köper als Schemata der Wahrnehmung etabliert haben, wie z. B. Verdauungsvorgänge, und werden dann – hier in leicht verniedlichender Weise – als fremdkorpeliche Bewegungen uminterpretiert. Isabelle Grün problematisiert hier vor allem die Mehrdeutigkeit der korpelichen Sensationen in Bezug auf ein in der Ratgeberliteratur vorkommendes Anforderungsprofil, *eindeutig* wissen zu müssen, dass es sich bei dem Erleben korpelicher Sensationen um Kindsbewegungen handelt.

Wie wird die Schwangerschaft gewusst? Zuallererst wird das Wissen um die Schwangerschaft als Wissen um einen externen Sachverhalt übermittelt. Selbst wenn koperbasierte Vermutungen über das Vorhandensein einer Schwangerschaft vorliegen, wird die Schwangerschaft in der Regel von einem selbst durchgeführten Schwangerschaftstest bestätigt und durch den Besuch beim Gynäkologen/der Gynäkologin und eine Ultraschalluntersuchung abgesichert. Wenn die Schwangerschaft dann auf diese Art *gewusst* wird, werden zunächst vorhandene Erfahrungsschemata irritiert. Das Wissen darüber, dass eine Schwangerschaft vorliegt – und das Fehlen einer entsprechen-

den körperlichen Erfahrung und unmittelbaren Spürbarkeit – wird von den meisten Interviewpartnerinnen als Kluft thematisiert, die als „irreal“, „seltsam“, „eigenartig“, „komisch“ oder „irritierend“ beschrieben wird. Insbesondere für Frauen, die ihr erstes Kind erwarten, passt die neuartige Erfahrung (noch) nicht in eigenkörperliche Wahrnehmungs- und Erfahrungsschemata.

Wenngleich einige Interviewpartnerinnen – vor allem bei zweiten oder dritten Schwangerschaften – über ein schwangerschaftsrelevantes biografisches Wissen verfügen, wie sich Schwangerschaften körperlich bemerkbar machen können, informieren sie sich aktiv und selbstständig außerhalb der professionellen Betreuung in Schwangerschaftsratgebern und -foren im Internet. Sie holen dort Informationen über die „richtige“ Lebensführung ein, insbesondere in Bezug auf Ernährung und Körperpflege, sowie über ärztliche Untersuchungen und diagnostische Maßnahmen (vgl. Rose/Schmied-Knittel 2011; Sontowski 2010; Sardadvar 2008). Des Weiteren entwickeln Schwangere auf der Grundlage popularisierten entwicklungsbiologischen Wissens eine „Vorstellungsschablone“ (Mozygamba 2011: 187) über die „planmäßige“, linear verlaufende Entwicklung des Embryo/Fötus.⁴ Sie eignen sich so ein Wissen über einen idealen Schwangerschaftsverlauf an. Dieser Verlauf beinhaltet spezifische Wendepunkte, z. B., dass nach der zwölften Woche eine „sichere“ Phase beginnt (Lupton 1999: 72; Mozygamba 2011: 159, 312) und im zweiten Trimester, ab der 20. Woche, Kindsbewegungen gut spürbar sind.

Vor Eintreten der Kindsbewegungen wird beispielsweise Übelkeit von den meisten Interviewpartnerinnen als ein herausragendes Symptom für Schwangerschaft gedeutet. Allerdings benötigt sie, wie alle anderen körperlichen Symptome, das vorangehende, durch diagnostische Instrumente oder ärztliche Beglaubigung abgesicherte Wissen um das Vorhandensein einer Schwangerschaft. Sie ist oftmals als Einzelphänomen nicht ausreichend und es müssen weitere „Vergegenständlichungshilfen“ (Mozygamba 2011: 172) zur Konkretisierung herangezogen sowie Formen der Einübung in eine Subjektposition als „Schwangere“ oder „werdende Mutter“ praktiziert werden. Ärztliche Ultraschalluntersuchungen stellen insbesondere in der Frühschwangerschaft eine solche Unterstützungspraxis dar. Ein Großteil der Interviewpartnerinnen schreibt dem Sehen von „Etwas“ auf dem Ultraschallmonitor eine sehr große Bedeutung hinsichtlich der Erfahrung der Schwangerschaft als real und bestätigt zu (Sänger 2010). Materielle Artefakte, wie z. B. Ultraschallbilder oder der Mutterpass, der jeder Schwangeren – jedoch nicht immer schon beim ersten Frauenarztbesuch – ausgehändigt wird, können ebenfalls dazu beitragen, die Subjektposition als „Schwangere“ material abzusichern.

Über die Ultraschalluntersuchungen hinaus kann sich das Gefühl, *wirklich* schwanger zu sein, auch auf die körperbasierte Wahrnehmung des Ungeborenen konzentrieren.

4 Sogenannte „Schwangerschaftsticker“ stellen auf der Grundlage des letzten Regel- oder des Entbindungstermins die biophysische Entwicklung des Fötus auf einer Zeitleiste grafisch dar. Sie können nach persönlichen Vorlieben gestaltet und multimedial eingesetzt werden (vgl. z. B. www.lilypie.com, Zugriff am 26. Januar 2013). Eine solche Grafik informiert des Weiteren über „richtiges“, an der optimalen Entwicklung des Kindes ausgerichtetes Verhalten und Vorsichtsmaßnahmen sowie anstehende medizinische Untersuchungen.

Die haptische Wahrnehmung körperlicher Sensationen, die mit Kindsbewegungen assoziiert werden, kann ein exklusives, sich aufdrangendes und herausragendes Zeichen dafür sein, dass eine Schwangerschaft vorliegt und sich ein Kind im eigenen Körper befindet. Aus den Interviews geht allerdings auch hervor, dass diese körperlichen Sensationen unter dem Erwartungsdruck normativer Mütterlichkeit als angenehm qualifiziert werden müssen. Die Norm, dass Kindsbewegungen freudige und erwartungsvolle Gefühle auslösen, und die Wahrnehmung von körperlichen Sensationen müssen in Deckung gebracht werden:

„Und ich konnte mir nicht vorstellen, wie das ist, schwanger zu sein, ich habe mich damit nie auseinandergesetzt. Und die erste Zeit ging auch wirklich so, also mir war morgens ein bisschen übel irgendwie die ersten Monate, und als ich dann das erste Mal so die Kindsbe-, also als ich gespürt habe, dass es sich bewegt, das war schon toll, aber-. Also ich kann mich erinnern, als ich das erste Mal auch richtig gemerkt habe, dass da jetzt grade so eine Beule rauskommt, das war relativ spät, das fand ich sehr eklig (lacht). Also ich war total angewidert und habe mich so erschreckt, dass ich heulend dann irgendwie, ich glaube, meine Schwester und meinen Schwager anrief und sagte, oh Gott, ich weiß nicht, was ich tun kann, also was ich hier fühlen muss, weil eigentlich ist es doch ein Wunder der Natur und toll. Aber ich fand das alles andere als toll, dass sich wie so ein Wurm irgendwas in dir durchbohrt und man das durch die Haut sieht, ich finde es auch heute auch nicht schön. [...] Also ich denke manchmal, das ist wie so ein Alien in dir, das sich so durch-, ja, weiß auch nicht. Das ist wahrscheinlich nicht normal (lacht), ich liebe mein Kind trotzdem und ich freue mich trotzdem drauf, sie zu sehen und sie kennen zu lernen, aber ich finde es nicht angenehm, wenn sie sich bewegt.“ (Sophie Sonne)

Zwar werden die Kindsbewegungen vor dem Hintergrund des mütterlichen Anforderungsprofils zunächst als „toll“ qualifiziert, die Interviewpartnerin relativiert diese Einschätzung jedoch umgehend. Im Vordergrund steht die Bezugnahme auf die Figur des Aliens – des nicht-menschlichen Außerirdischen. Mit besonderer Eindringlichkeit wird die Ausbeulung des Bauchraums beschrieben, eine Sensation, die die körperliche Integrität auflöst und Ekel und Verzweiflung auslöst. Diese Gefühle lassen sich nur mühsam mit der Norm einer sich an der Wahrnehmung von Kindsbewegungen erfreuenden Schwangeren in Übereinstimmung bringen. Körperliche Sensationen werden als „natürliche“ und unverfügbare Kennzeichen einer Schwangerschaft interpretiert, stellen jedoch keinen kommunikativen Ausdruck eines menschlichen Wesens dar, sondern sind Lebenszeichen einer niederen, abstoßenden Tiergattung (des Wurms) und eines Außerirdischen.

Kindsbewegungen werden allerdings mehrheitlich von Schwangeren als eine kommunikative Äußerung des Ungeborenen gedeutet und unterstellt, dass sich dieses auf die Außenwelt beziehe und auf die körperliche Haltung der Schwangeren, die örtliche Umgebung und das unmittelbare Geschehen reagiere. Die „mütterliche“ Subjektposition ermöglicht neben dem Ausdruck erwartungsvoller Freude eine Bandbreite weiterer Emotionen, wie z. B. ärger oder Unwillen über die Lage des Ungeborenen oder die Intensität seiner Tritte. Dieser Unwillen oder ärger wird jedoch zumeist scherzhaft und in einer spielerischen Zitierung der Norm der „strengen“ oder auch „opferbereiten“ Mutter geäußert, die durch die Tritte ihres Kindes diszipliniert wird:

„Also es gab mal eine Zeit, da hatte sie sich dann gedreht und die Füße immer nach oben, und dann hat sie mir immer unter der rechten Rippe gesessen. Das habe ich dann schon irgendwann mit Ärger wahrgenommen, (lacht), weil das war halt so, dass sie mich, wie so, Mama, sitz aufrecht.“ (Isabelle Grün)

Kindbewegungen werden nicht nur als Willensbekundungen des Ungeborenen interpretiert. Die Bewertung der Bewegungen in Bezug auf ihre Häufigkeit und Intensität kann zudem Anlass zur Zuschreibung von Charaktereigenschaften oder sich ankündigenden Defiziten geben:

„I: Und kannst du dich noch daran erinnern, wann du die ersten Kindbewegungen gespürt hast?

A: Oh, ganz früh. Ich weiß nicht mehr wann, in welcher Woche, aber ich glaube, genau in dem Moment, wo man sagt, dass man überhaupt etwas spüren kann, weiß nicht, 16. Woche, ganz früh. Und deswegen dachte ich auch, was ist denn das hier für ein ADHS-Kind, es hat sich voll viel bewegt.“ (Carmen Alvarez)

Hier manifestiert sich eine Dimension pränataler Mütterlichkeit, die aus einer Beobachtungskompetenz der und einer Aufmerksamkeit für die Entwicklung des Kindes besteht. Auf der Grundlage der Bewertung der Kindbewegungen als „früh“ und in hohem Ausmaß stattfindend werden die Bewegungen als Indiz für eine mögliche Störung, das Aufmerksamkeitsdefizithyperaktivitätssyndrom (ADHS)⁵, gesehen.

Wir halten fest: Die Einübung in eine verkörperte Subjektposition besteht in der Signifizierung von körperlichen Sensationen als schwangerschaftsrelevant. Die prozesshafte Interpretation (und Wahrnehmung) von körperlichen Sensationen als Kindbewegungen ist verschränkt mit Mutterschaftsnormen und dient der Darstellung einer Beziehung mit und zu dem Ungeborenen, sei sie verärgert, erfreut, besorgt oder aufmerksam.

3 Kindbewegungen als Indizien für die Lebendigkeit des Kindes

Körperliche Sensationen werden im Kontext des „Risikodispositivs“ (Rose/Schmied-Knittel 2011: 77) als Zeichen für die Lebendigkeit des Kindes interpretiert. Der Begriff des Risikodispositivs macht in diesem Zusammenhang deutlich, dass Schwangerschaft als kontroll- und beobachtungsbedürftiger Zustand aufgefasst wird und die Schwangere sich nie sicher sein kann, dass „alles in Ordnung“ ist. Vor diesem Hintergrund werden Kindbewegungen von einer Reihe von Frauen als Indizien gesehen, die das Wohlergehen und die Vitalität des Ungeborenen bedeuten. Diese Indizien müssen allerdings geradezu aufgespürt werden. Manche Frauen entwickeln auf diese Weise eine gesteigerte Aufmerksamkeit für die Kindbewegungen, da das Nicht-Bewegen ebenfalls als Indiz aufgefasst werden kann:

5 ADHS ist eine populäre psychiatrische Krankheitsdiagnose, die vor allem bei Jungen gestellt wird, die durch Unaufmerksamkeit und Konzentrationsschwäche in der Schule auffallen.

„Man ist ja immer froh, wenn man es auch merkt. Einmal dachte ich so, oh Gott, das ist so still, hoffentlich ist alles okay. Und dann habe ich sie so wachgeschuttelt, damit sie sich wieder bewegt und so: ach gut, lebt noch.“ (Miriam Frank)

Werden die Kindsbewegungen als Indizien für die Realität des Sachverhalts „lebendig/tot“ gedeutet, kann dies – paradoxerweise – dazu führen, dass diejenige Zeit der Schwangerschaft, in der solche Indizien nicht verfügbar waren, als angenehmer, weil sorgenfreier empfunden wird. Dies geschieht vor dem Hintergrund, dass nahezu alle Interviewpartnerinnen die ersten zwölf Wochen der Schwangerschaft als „unsichere“ Zeit deklarieren, nämlich als eine Zeit, in der möglicherweise mit einer Fehlgeburt zu rechnen ist:

„Wie gesagt, nach der 6. Woche, nach der 12. Woche bist du ja immer noch nicht sicher, dass das alles so bleibt, und hast noch Ängste da irgendwie. Der Anfang ist nicht einfach, die ersten drei Monate. Obwohl, wie gesagt, also da habe ich mir noch gar nicht so viele Gedanken gemacht, weil es sich noch nicht bewegt hat, also klar, ich habe es nicht gespürt, also hatte ich keinen Anlass. Jetzt, wenn der sich nicht genug bewegt, dann mache ich mir sofort Gedanken.“ (Monika Blumer)

Die retrospektive Einordnung der „unsicheren“ als „gedankenfreie“ Zeit gründet darin, dass in den ersten 15–20 Wochen der Schwangerschaft die besondere Situation der unmittelbar körperlichen Beteiligung nicht gegeben ist und die Abstimmung auf die körperlichen Manifestationen des Ungeborenen noch nicht besteht. Ohne das unmittelbar haptisch-körperliche Involviert-Sein kann nicht auf den Sachverhalt „lebendig/tot“ geschlossen werden (was nicht bedeutet, dass es keine anderen Indizien für diesen Sachverhalt gibt, wie z. B. medizinische oder technisch vermittelte). Auf der Grundlage des unmittelbaren und andauernden körperlichen Aufeinander-Bezogen-Seins werden Erwartungen ausgebildet, wie oft und wie sehr sich das Kind bewegen sollte. Die Häufigkeit und Intensität der Kindsbewegungen werden auf der Grundlage bereits erfolgter haptischer Wahrnehmungen bewertet:

„Ab November, wo es sich bewegt hat, da hast du ewig drauf geachtet und ewig diese Erwartungshaltung, oh, wann bewegt es sich denn wieder. Und das war halt für mich total cool, dass der sich jeden Abend zur selben Zeit bewegt hat, war dann irgendwie wie so ein kleiner Wecker. Da warst du halt wieder irritiert nach vier, fünf Tagen, wenn er das auf den ganzen Tag verlegt hat. Aber war eigentlich auch beruhigend, weil dann hat er das ja wieder so den ganzen Tag gemacht und hat es vielleicht dann nicht mehr abends um halb zehn gemacht.“ (Monika Blumer)

Erst gegen Mitte der Schwangerschaft werden Kindsbewegungen zu Indizien für ein Wissen über die Lebendigkeit des Ungeborenen. Dieses Wissen kann – wie einige Interviewpartnerinnen hervorheben – das technikvermittelte Wissen ablösen oder relativieren und sich als eine körperbasierte Wissensquelle über das Kind etablieren:

„Ich finde, immer, wenn man sie gesehen hat, dann wusste man so, ja, sie ist da und überhaupt, und am Anfang konnte man es sich halt nicht vorstellen, dass da was ist, weil man hat noch nichts gespürt, der Bauch ist so langsam gewachsen und so. Aber dann, wo ich sie wirklich dann auch gespürt habe, wo sie mich ja dann getreten hat und so und ich jeden Tag die Lebenszeichen von ihr hatte, da war der Ultraschall dann auch nicht mehr so wichtig gewesen.“ (Hannah Blum)

Festzuhalten ist: Auf der Grundlage des unmittelbaren Körperlich-beteiligt-Seins gelten Kindsbewegungen als Indizien für die Lebendigkeit des Kindes. Im Kontext der Verdachtslogik, dass etwas nicht „in Ordnung“ sein könnte, stellen Kindsbewegungen eine körperbasierte Informationsquelle über das Wohlergehen des Ungeborenen dar. Es werden körperbasierte Erwartungsschemata in Bezug auf die Häufigkeit und Intensität der Kindsbewegungen ausgebildet.

4 Familiäre Vergemeinschaftung – „doing family“

Ein zentraler Bestandteil der Praktiken, die die Schwangerschaft als eine verkörpernde und verkörperte Passage ausmachen, ist der Vollzug von „elterlichen“ Verhaltensweisen, also von Handlungen und Gesten, die sich kommunikativ auf das Ungeborene als werdendes Kind beziehen. Hierbei steht die Einübung in eine elterliche Position im Kontext der heteronormativen Kleinfamilie im Vordergrund.

Seit den Umbrüchen in der Schwangerenvorsorge und Geburtshilfe in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts werden Männer auf vielfältige Weise in die Praktiken der Schwangerschaft und Geburt einbezogen, z. B. indem Männer an der Geburt, an Geburtsvorbereitungskursen oder ärztlichen Vorsorge- und Ultraschalluntersuchungen teilnehmen. Dies lässt sich auf veränderte Vorstellungen von Männlichkeit und Vaterschaft zurückführen (Rose/Schmied-Knittel 2011; Wulf 2008: 59). In den Interviews zeigt sich, dass die überragende Mehrzahl der Schwangeren die körperliche Wahrnehmung der Schwangerschaft mit dem werdenden Vater teilt. Die väterliche Subjektposition kann jedoch als fragil bezeichnet werden, da sie in Abhängigkeit zur Vermittelbarkeit von körperbasierten Anzeichen der Schwangerschaft steht. In den Interviews wird deutlich, dass die werdenden Väter – insbesondere in der Frühschwangerschaft – nur in geringem Ausmaß an der haptisch-taktilen Qualität der Wahrnehmung von Schwangerschaft teilhaben können und es außer über die Imagination, das Gespräch und den Ultraschall keine Möglichkeit der sinnlichen Wahrnehmung des Ungeborenen gibt:

„Und da konnte ich das ja schon ganz lange spüren und habe halt immer erzählt, oh, wie schön und jetzt merke ich es grade, und er hat halt immer gesagt, ja super, ich merke nichts (lacht).“ (Antonia Schön)

Die Möglichkeit der unmittelbaren, haptischen Wahrnehmung wird hier – wenngleich spielerisch – als Privileg dargestellt. Mit zunehmendem Verlauf der Schwangerschaft können Bewegungen des Kindes allerdings auch von anderen erfahren werden und diese an der Schwangerschaft partizipieren. Wenn sich Körperteile und Bewegungen des Kindes von außen auf dem Bauch abzeichnen, können sie gezeigt und vom Partner – vermittelt über den Körper der Schwangeren – als körperlich-haptische Sensationen wahrgenommen werden. Die Möglichkeit der Wahrnehmung von Kindsbewegungen wird oftmals als Sonderstellung und Privileg von Müttern gedeutet, jedoch auch als

Chance für die familiäre Vergemeinschaftung. Insbesondere die praktizierte Geste des Hände-auf-den-Bauch-Legens ist ein gemeinschaftlicher, haptischer Vollzug von Väterlichkeit bzw. Elternschaft. Von einigen Frauen werden diese Geste und das gemeinsame Spüren des Kindes als eine ergreifende Situation beschrieben, wobei die emotionale Aufladung der Situation in der raumzeitlich geteilten Wahrnehmung der Kindsbewegungen gründet:

„I: Und weit du noch, wann du die Kindsbewegung zum ersten Mal gespürt hast?

A: Ja, da haben wir abends Fernsehen geguckt (lacht), Herr der Ringe, ich weiß noch sogar (lacht)-, ich weiß aber gar nicht mehr, welcher Teil es war, aber da lag ich da und hatte die Hand auf dem Bauch liegen und da habe ich es gemerkt. Und es war irgendwie-, und da habe ich sofort zu meinem Mann gesagt, sofort die Hand her, ich glaube, ich merke ihn. Und dann hat er auch dran gefasst und da hat er ihn auch gespürt. Aber das war total ein tolles Gefühl, es war wirklich schön.“ (Miriam Frank)

In vielen Interviews wird über das korpliche Erleben Frauen ein Privileg im Zugang zum Kind und Wissen um dieses im Unterschied zum Mann zugesprochen. Als Beispiele für vom Partner abweichendes, distinktes geschlechtsspezifisches Erleben werden verschiedene Punkte hervorgehoben: Zum einen wird betont, dass Partner sich komplett außerhalb pränataler Vaterschaft positionieren bzw. sich weigern, den Bauch anzufassen. Andere Interviewpartnerinnen betonen unverfügbare und situativ aufscheinende Widrigkeiten, die außerhalb ihrer Kontrolle liegen, wie z. B. eine tiefliegende Plazenta an der Bauchvorderwand, die für beide die haptisch-taktile Wahrnehmung verhindere, oder das Einstellen der Bewegungen seitens des Kindes, wenn der Partner diese spüren will:

„Und für ihn ist das natürlich jetzt auch, also witzigerweise wenn er mal die Hand drauflegt oder so, ist es natürlich still, das ist ja der Vorfuhreffekt. Er hat, glaube ich, nur ein- oder zweimal mitgekriegt, dass es sich dann wirklich so bewegt hat.“ (Monika Blumer)

Heike Blau erzählt auf die Frage, wie es für ihren Partner war, das Kind auf dem Ultraschall zu sehen, wie sie selbst neben Bewegungen auch das Wachstum spüren könne:

„Aufregend. Weißt du, die Männer, dann ist das wirklich der einzige Bezug, also der über den Bauchgro-Werden (beide lachen). Also die Mutter spürt auch irgendwann mal Bewegungen drin, den Ellenbogen oder wenn es sich einfach bewegt. Das sind komische-, wenn so Purzelbäume (...) gemacht werden, dass die Luftbläschen aufgehen, spürt man, dass es ein Wesen ist, das wächst. Aber der Papa hat das bis zur Geburt nicht, er sieht nur, dass der Bauch der Mutter wächst. Und klar, wenn er Glück hat, vielleicht die Hand oder das Ohr auf dem Bauch zu halten in dem Moment, wenn das Kind sich bewegt, aber es passiert auch oft- oder uns ist es so passiert, dass genau just in dem Moment dann war sie, meine Tochter, halt ganz ruhig. Genau als ich ihn gerufen habe, hat sie aufgehört.“ (Heike Blau)

In dieser (Selbst-)Positionierung Schwangerer und Mütter wird der werdende Vater als jemand dargestellt, dem die taktile Erfahrung der Kindsbewegungen bis auf wenige Ausnahmen verwehrt bleibt. Hier ist es insbesondere die Unverfügbarkeit des Korplichen und die Willkürlichkeit der Kindsbewegungen, vor deren Hintergrund die väterliche Kontaktaufnahme als gescheitert dargestellt wird. Die Möglichkeit der unmittelbaren

haptischen Wahrnehmung wird zudem als Erfahrungs- und Wissensvorsprung thematisiert, den die Schwangere vor dem werdenden Vater hat. Die väterliche Subjektposition hingegen ist fragil.

Vor dem Hintergrund, dass die Kindsbewegungen als angenehm und beglückend qualifiziert werden, scheint es naheliegend, dass Väter daran beteiligt werden sollen. Die Beteiligung des Vaters kann gleichwohl unter anderen Vorzeichen thematisiert werden. So antwortet Sophie Sonne auf die Frage, ob sie die Kindsbewegungen als „schön“ empfinde:

„Ja, also das ist immer so geteilt. Also natürlich finde ich es auch toll, wenn es sich bewegt, also wenn mein Freund mal neben mir sitzt und ich dann seine Hand auf den Bauch lege und sage, schau mal, da tritt mich grade deine Tochter, sie sollte dich mal treten. Das sind natürlich schon irgendwie ergreifende Momente und das ist dann schön, wenn man es teilen kann mit jemandem, und der einzige Mensch, mit dem man eigentlich so was teilen will, ist halt der Freund und der Vater von dem Kind, aber-. Also ich freue mich da unheimlich drüber, aber ich finde, das fühlt sich nicht toll an.“ (Sophie Sonne)

Sophie Sonne wertet die Möglichkeit der körperlichen Wahrnehmung des Ungeborenen als unangenehme Erfahrung. Ihr Partner wird haptisch in das Eltern-Werden von ihr mit einbezogen, um selbst die Tritte „seiner“ Tochter mit der Hand zu spüren zu bekommen. Die heterosexuelle Kernfamilie als exklusiven Bezugspunkt nehmend, stellt sie die Wahrnehmung des Ungeborenen als eine Verpflichtung dar, der auch der werdende Vater nachkommen soll. Nicht nur die Freude, auch die Last soll geteilt werden.

Wir fassen zusammen: Praktiken pränataler Elternschaft werden vollzogen durch Tasten bzw. Zeigen körperlicher Sensationen, welche die Trennlinie zwischen Bauch-innerem/-äußerem überschreiten und als Kindsbewegungen signifiziert werden. Dies erscheint als essentiell für ein „doing family“, denn so wird Schwangerschaft gemeinsam haptisch erlebbar. Gleichzeitig zu dieser die Elternschaft konstituierenden Komponente werden über die Praktiken des Tastens und Zeigens vergeschlechtlichte „mütterliche“ und „väterliche“ Subjektpositionen realisiert, die zueinander in einem Verhältnis der differentiellen Möglichkeit von körperbasierter Teilhabe stehen.

5 Fazit

Wir haben in unserem Beitrag aufgezeigt, wie körperliche Sensationen vor dem Hintergrund des popularisierten medizinischen Wissens um Schwangerschaft und vor der Folie eines idealen Verlaufs von Schwangerschaft als schwangerschaftsrelevant signifiziert werden und wie in dieser Rahmung die Identifizierung mit „mütterlichen“ und „väterlichen“ Subjektpositionen und Begehrensstrukturen vorgesehen ist. Als Praktiken von Schwangerschaft wurden hierbei herausgearbeitet: Die Konkretisierung der Schwangerschaft durch die Deutung von körperlichen Sensationen als frühe Schwangerschaftszeichen – in Abhängigkeit von technikvermitteltem Wissen – sowie die Signifizierung von körperlichen Sensationen als Kindsbewegungen. Zweitens haben wir herausgear-

beitet, dass die Signifizierung von körperlichen Sensationen als Kindsbewegungen im Horizont des medizinischen Risikodispositivs geschieht. Dieses artikuliert sich als Verdacht, dass etwas nicht „in Ordnung“ sein könnte. Die Anzeichen für die Lebendigkeit und das Wohlergehen des Kindes sind eine körperbasierte Informationsquelle für die Schwangeren, die neben die Information oder Bestätigung durch Apparate wie den Ultraschall tritt. Drittens haben wir gezeigt, wie sich pränatale Elternschaft durch Gesten des Tastens und Zeigens vollzieht, die väterliche Subjektposition sich jedoch von der mütterlichen unterscheidet, da sie nicht über die gleiche Mittelbarkeit der körperlichen Wahrnehmung verfügt.

Der von Duden diagnostizierte epistemische Bruch in der Schwangerschaftswahrnehmung besteht unseres Erachtens nicht in einer *Verlagerung* des Tast-, Geruchs-, Spur- und Geschmackssinns auf die technologisch vermittelte Wahrnehmung, indem diese Sinne *ersetzt* werden. Vielmehr lässt sich eine *spezifische Verkörperung* von Handlungsimperativen und Wissensbeständen ausmachen: Diese Verkörperung besteht darin, dass körperliche Sensationen im Horizont des medizinischen Risikodispositivs signifiziert werden und verschränkt sind mit moralischen Imperativen mütterlicher (und väterlicher) Subjektpositionen im Kontext der heteronormativen Kleinfamilie. Wie sich diese Verschränkung intersektional, also z. B. entlang von Klassen- und ethnischer Zugehörigkeit entfaltet, ist hierbei eine offene Forschungsfrage.

Festzuhalten ist: Biomedizinisches (Expert_innen-)Wissen, technikvermitteltes sowie korperbasiertes Wissen sind unseres Erachtens gleichermaßen ko-konstitutiv für die körperbasierten sozialen Praktiken der Schwangerschaft als Passage und für die Herstellung von (Un-)Sicherheit. Durch Körperbewegungen und die Narration von „adäquaten“ Gefühlen gegenüber dem kommenden Kind wird eine Beziehung zum Ungeborenen dargestellt, die am „mütterlichen“ (und „väterlichen“) Anforderungsprofil orientiert ist, das auf das Wohlergehen des Kindes hin ausgerichtet ist, und zugleich praktisch dieses Profil einubt.

Literaturverzeichnis

- Arni, Caroline. (2012). Vom Unglück des mütterlichen „Versehens“ zur Biopolitik des „Pränatalen“. Aspekte einer Wissensgeschichte der maternal-fötalen Beziehung. In Eva Sänger & Malaika Rödel (Hrsg.), *Biopolitik und Geschlecht. Zur Regulierung des Lebendigen* (S. 44–63). Münster: Westfälisches Dampfboot.
- Baldus, Marion. (2006). *Von der Diagnose zur Entscheidung. Eine Analyse von Entscheidungsprozessen für das Austragen der Schwangerschaft nach der pränatalen Diagnose Down-Syndrom*. Bad Heilbrunn: Klinkhardt.
- Bath, Corinna; Bauer, Yvonne; Bock von Wulfingen, Bettina; Saupe, Angelika & Weber, Jutta. (2005). *Materialität denken. Studien zur technologischen Verkörperung – Hybride Artefakte, posthumane Körper*. Bielefeld: transcript.
- Baumgärtner, Barbara & Stahl, Katja. (2005). *Einfach schwanger? Wie erleben Frauen die Risikoorientierung in der ärztlichen Schwangerenvorsorge?* Frankfurt/M.: Mabuse-Verlag.

- Boltanski, Luc. (2007). *Soziologie der Abtreibung. Zur Lage des fötalen Lebens*. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Brandl, Yvonne. (2007). „Wir schauen nach, ob auch alles in Ordnung ist“. Kritische Anmerkungen über Machbarkeitsfantasien zur Schwangerschaft und die Planbarkeit des Lebens. *Psychosozial*, 110, 49–60.
- Butler, Judith. (1995). *Körper von Gewicht. Die diskursiven Grenzen des Geschlechts*. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung. (BZgA). (2006). *Schwangerschaftserleben und Pränataldiagnostik. Repräsentative Befragung Schwangerer zum Thema Pränataldiagnostik*. Köln.
- Clarke, Alison. (2004). Maternity and Materiality. Becoming a mother in consumer culture. In Janell Taylor, Linda Layne & Danielle Wozniak (Hrsg.), *Consuming Motherhood* (S. 55–72). New Brunswick: Rutgers University Press.
- Duden, Barbara. (2002). Entkörperungen in der Moderne – Zur Genese des diagnostischen (Frauen-)Körpers zwischen Nachkrieg und heute. In Ellen Kuhlmann & Regine Kollek (Hrsg.), *Konfigurationen des Menschen. Biowissenschaften als Arena der Geschlechterpolitik* (S. 121–133). Opladen: Leske + Budrich.
- Duden, Barbara. (2007). *Der Frauenleib als öffentlicher Ort. Vom Mißbrauch des Begriffs Leben*. Frankfurt/M.: Mabuse-Verlag.
- Foltys, Julia. (2008). Geburt als körperliches und mediales Ereignis. In Christoph Wulf, Birgit Althans, Julia Foltys, Martina Fuchs, Sigrid Klasen, Juliane Lamprecht & Dorothea Tegethoff (Hrsg.), *Geburt in Familie, Klinik und Medien. Eine qualitative Untersuchung* (S. 127–143). Opladen: Verlag Barbara Budrich.
- Graumann, Sigrid. (2012). Die Geburt als Grenze zur Konstitution sozialer Personen, ihre historischen Wurzeln und ihre heutige Irritation durch Spätabbrüche und die Behandlung von Frühchen. In Jan Joerden, Eric Hilgendorf, Natalia Petrillo & Felix Thiele (Hrsg.), *Menschenwürde in der Medizin: Quo vadis?* (S. 15–32). Baden-Baden: Nomos.
- Haraway, Donna. (1995). Situiertes Wissen. Die Wissenschaftsfrage im Feminismus und das Privileg einer partialen Perspektive. In Carmen Hammer & Immanuel Stieß (Hrsg.), *Donna Haraway. Die Neuerfindung der Natur. Primaten, Cyborgs und Frauen* (S. 73–97). Frankfurt/M.: Campus.
- Heimerl, Birgit. (2012): Kinästhetisch-haptische Kontaktformen zwischen Schwangeren und Ungeborenen. In Hans-Georg Soeffner (Hrsg.), *Tansnationale Vergesellschaftungen. Verhandlungen des 35. Kongresses der Deutschen Gesellschaft für Soziologie in Frankfurt am Main 2010*. Wiesbaden: VS. CD-Rom.
- Hirschauer, Stefan. (2004). Praktiken und ihre Körper. Über materielle Partizipanden des Tuns. In Karl H. Hörning & Julia Reuter (Hrsg.), *Doing Culture. Neue Positionen zum Verhältnis von Kultur und sozialer Praxis* (S. 73–91). Bielefeld: transcript.
- Hirschauer, Stefan; Heimerl, Birgit; Hofmann, Peter & Hoffmann, Anika. (2009). Soziologische Embryonenforschung. Ein Aufbruch und ein Abbruch. *Soziologische Revue*, 32 (1), 30–38.
- Katz-Rothman, Barbara. (1989). *Schwangerschaft auf Abruf. Vorgeburtliche Diagnose und die Zukunft der Mutterschaft*. Marburg: Metropolis.
- Klein, Gabriele. (2005). Das Theater des Körpers. Zur Performanz des Körperlichen. In Markus Schroer (Hrsg.), *Soziologie des Körpers* (S. 73–91). Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Kolip, Petra. (2000). Frauenleben in ärztlicher Hand. Die Medikalisierung weiblicher Umbruchphasen. In Petra Kolip (Hrsg.), *Weiblichkeit ist keine Krankheit* (S. 9–30). Weinheim: Juventa.
- Lindemann, Gesa. (1996). Zeichentheoretische Überlegungen zum Verhältnis von Körper und Leib. In Annette Barkhaus, Matthias Mayer, Neil Roughley & Donatus Thurnau (Hrsg.), *Identität, Leiblichkeit, Normativität. Neue Horizonte anthropologischen Denkens* (S. 146–175). Frankfurt/M.: Suhrkamp.

- Lindner, Ulrike. (2010). Sicherheits- und Präventionskonzepte im Umbruch: von der Gruppenvorsorge zur individualisierten medizinischen Risikoprevention für Schwangere. In Martin Lengwiler & Jeannette Madarasz (Hrsg.), *Das préventive Selbst. Eine Kulturgeschichte moderner Gesundheitspolitik* (S. 229–249). Bielefeld: transcript.
- Lupton, Deborah. (1999). Risk and the ontology of pregnant embodiment. In Deborah Lupton (Hrsg.), *Risk and sociocultural theory. New directions and perspectives* (S. 59–85). Cambridge University Press: New York.
- Meuser, Michael. (2006). Körper-Handeln. Überlegungen zu einer praxeologischen Soziologie des Körpers. In Robert Gugutzer (Hrsg.), *body turn. Perspektiven der Soziologie des Körpers und des Sports* (S. 95–116). Bielefeld: transcript.
- Morgan, Lynn W. & Michaels, Meredith W. (Hrsg.). *Fetal Subjects, Feminist Positions*. Philadelphia: University of Pennsylvania Press.
- Morgenroth, Christine. (2002). Pränataldiagnostik als Eingriff in das subjektive Schwangerschaftserleben. *Feministische Studien*, 2, 228–240.
- Mozygemba, Kati. (2011). *Die Schwangerschaft als Statuspassage. Das Einverleiben einer sozialen Rolle im Kontext einer nutzerorientierten Versorgung*. Bern: Hans Huber.
- Rapp, Rayna. (2000). *Testing Women, Testing the Fetus. The Social Impact of Amniocentesis in America*. New York: Routledge.
- Reckwitz, Andreas. (2003). Grundelemente einer Theorie sozialer Praktiken. *Zeitschrift für Soziologie*, 32 (4), 282–301.
- Rose, Lotte & Schmied-Knittel, Ina. (2011). Magie und Technik: Moderne Geburt zwischen biografischem Event und kritischem Ereignis. In Paula-Irene Villa, Stephan Moebius & Barbara Thiessen (Hrsg.), *Soziologie der Geburt. Diskurse, Praktiken und Perspektiven* (S. 75–100). Frankfurt/M.: Campus.
- Ruhl, Lealle. (1999). Liberal governance and prenatal care: risk and regulation in pregnancy. *Economy and Society*, 28 (1), 95–117.
- Sandelowski, Margarete. (1994). Separate, but less unequal: Fetal Ultrasonography and the Transformation of Expectant Mother/Fatherhood. *Gender and Society*, 8 (2), 230–245.
- Sänger, Eva. (2010). „Einfach so mal schauen, was gerade los ist“. Biosoziale Familialisierung in der Schwangerschaft. In Katharina Liebsch & Ulrike Manz (Hrsg.), *Leben mit den Lebenswissenschaften. Wie wird biomedizinisches Wissen in Alltagspraxis übersetzt?* (S. 43–61). Bielefeld: transcript.
- Satnan, Ann Rudinow. (2000). Thirteen Women’s Narratives of Pregnancy, Ultrasound, and Self. In Ann Rudinow Satnan, Nelly Oudshoorn & Marta Kirejczyk (Hrsg.), *Bodies of Technology. Women’s Involvement with Reproductive Medicine* (S. 331–354). Columbus: Ohio St University Press.
- Sardadvar, Karin. (2008). „Dass es mit unserem Alter nicht mehr leicht ist, ist bekannt“. Wissen, Deutungen und Diskurse zu ‚später Mutterschaft‘. In Angelika Wetterer (Hrsg.), *Geschlechterwissen und soziale Praxis – Theoretische Zugänge und empirische Erträge* (S. 125–143). Königstein/Taunus: Helmer.
- Schatzki, Theodore. (1996). *Social Practices. A Wittgensteinian Approach to Human Activity and the Social*. Cambridge: Cambridge University Press.
- Schmitz, Sigrid & Degele, Nina. (2010). Embodying – ein dynamischer Ansatz für Körper und Geschlecht in Bewegung. In Nina Degele, Sigrid Schmitz & Marion Mangelsdorf (Hrsg.), *Gendered Bodies in Motion* (S. 13–36). Opladen: Budrich UniPress Ltd.
- Sontowski, Claudia. (2010). Körper und Geschlecht in der Schwangerschaft. Aneignung medizinischen Wissens durch Gynakolog_innen und schwangere Frauen. *Onlinejournal Kultur & Geschlecht*, 6, 1–17.

- Villa, Paula-Irene. (2010). Subjekte und ihre Körper. Kultursoziologische Überlegungen. In Monika Wohlrab-Sahr (Hrsg.), *Kultursoziologie. Paradigmen – Methoden – Fragestellungen* (S. 252–271). Wiesbaden: VS.
- Waldschmidt, Anne. (2002). Normalität, Genetik, Risiko: Pränataldiagnostik als „government by security“. In Ulrike Bergermann, Claudia Breger & Tanja Nusser (Hrsg.), *Techniken der Reproduktion. Medien – Leben – Diskurse* (S. 131–144). Königstein/Taunus: Helmer.
- Wulf, Christoph. (2008). Die Geburt der Väter. In Christoph Wulf, Birgit Althans, Julia Foltys, Martina Fuchs, Sigrid Klasen, Juliane Lamprecht & Dorothea Tegethoff (Hrsg.), *Geburt in Familie, Klinik und Medien. Eine qualitative Untersuchung* (S. 59–94). Opladen: Verlag Barbara Budrich.
- Young, Iris Marion. (1990). *Throwing like a girl. A Phenomenology of Feminine Body Compartment, Motility and Spatiality*. Bloomington: Indiana University Press.

Zu den Personen

Eva Sänger, Dr. phil, MA Soziologie, Wissenschaftliche Mitarbeiterin, Fachbereich Gesellschaftswissenschaften, Goethe-Universität Frankfurt am Main. Arbeitsschwerpunkte: Körper-, Technik- und Wissenssoziologie, Geschlechter- und Frauenforschung, Biopolitik.
Kontakt: Robert-Mayer-Str. 5, 60054 Frankfurt am Main
E-Mail: saenger@soz.uni-frankfurt.de

Annalena Dörr, Studentin der Kunstpädagogik, Goethe-Universität Frankfurt am Main, Trainerin in der außerschulischen politischen Bildungsarbeit. Arbeitsschwerpunkte: Antirassismus, Antisexismus.
Kontakt: DGB Jugendclub U68 Frankfurt, c/o DGB Hessen-Thüringen, Wilhelm-Leuschner-Straße 69–77, 60329 Frankfurt am Main
E-Mail: annalena.doerr@web.de

Judith Scheunemann, Dipl. Soz., Wissenschaftliche Mitarbeiterin, Institut für Soziologie, Bildungs- und Erziehungssoziologie. Arbeitsschwerpunkte: Gender Studies, Queer Theory, Sexualforschung, Professionssoziologie.
Kontakt: Helmut-Schmidt-Universität, Holstenhofweg 85, 22043 Hamburg
E-Mail: j.scheunemann@hsu-hh.de

Patricia Treusch, Dipl. Soz., Doktorandin, Zentrum für Interdisziplinäre Frauen- und Geschlechterforschung TU Berlin, Stipendiatin des Graduiertenkollegs „Geschlecht als Wissenskategorie“, Humboldt-Universität zu Berlin. Arbeitsschwerpunkte: Queer_feministische Technowissenschaftsforschung, Körper- und Materialitätstheorie.
Kontakt: c/o Viola Beckmann, Grako: „Geschlecht als Wissenskategorie“, Institut für Kulturwissenschaften, Georgenstr. 47, 10117 Berlin
E-Mail: pat_treusch@yahoo.com

Vom Aussterben Europas. Eine kritische Einschätzung von Fortpflanzungsdiskursen in europäischen Gesundheitsprogrammen

Zusammenfassung

Der Text untersucht neue Formen der Bevölkerungspolitiken im europäischen Raum. Am Beispiel der Weltgesundheitsorganisation (WHO Regional Office for Europe) zeigen die folgenden Ausführungen, dass Fortpflanzung auf der Grundlage einer biopolitischen Konzeptualisierung von Gesundheit auf neue Weise regulierbar wird. Dabei stehen drei Aspekte im Vordergrund: das Primat der Bevölkerung über Gesundheit, die Ausdifferenzierung von Risikokalkulationen und die vergeschlechtlichte Dimension der Fortpflanzungsdiskurse. Der Text arbeitet die biopolitische Figuration von Gesundheit als ein historisches Kontinuum heraus und macht die Regulierung der (weiblichen) Fortpflanzung als ein Organisationsprinzip von Nation sichtbar.

Schlüsselwörter

Biopolitik, Gouvernementalität, Gesundheit, Bevölkerung, Demographie, Weltgesundheitsorganisation, WHO, Sexualität, Fortpflanzung, Medikalisierung

Summary

The extinction of Europe? A critical evaluation of reproductive health policies in Europe

This text investigates how the World Health Organization (WHO Regional Office for Europe) introduced the 2001 UN programme on sexual and reproductive health in Europe. It appears that the WHO health programmes constitute a new regime of interventions in the area of population control: sexuality and reproduction are regulated based on a biopolitical conceptualization of health. At the same time, the analysis reveals that the biopolitical signature of health and reproduction is a historical continuum. The following text will go into three aspects of this biopolitical signature: Firstly the primacy of population over health (with the demographic focus on Europe). Secondly the differentiation of risk calculations. And thirdly the gendered discourse of reproduction, making women the central figure of governmental policies.

Keywords

biopolitics, governmentality, health, population, demography, World Health Organization, WHO, sexuality, reproduction, medicalization

Einleitung

Als 2007 in Deutschland das Elterngeld eingeführt wurde, betonte Bundeskanzlerin Angela Merkel, es gehe nicht darum, Väter für die Erziehung ihrer Kinder zu aktivieren, sondern darum, die Geburtenrate unter AkademikerInnen zu erhöhen.¹ Vor dem Hintergrund der oft beschworenen demographischen Schreckensszenarien (Geburten-

1 Rede von Bundeskanzlerin Angela Merkel beim Arbeitgebtag 2006. Zugriff am 14. Januar 2013 unter <http://archiv.bundesregierung.de/Content/DE/Archiv16/Rede/2006/11/2006-11-07-rede-bkin-arbeitgebtag.html>

rückgang, Renten-GAU, überalterte Gesellschaft) starteten viele europäische Regierungen einen neuen „pronatalistischen Aktionismus“ (Auth 2007)² und verfolgten reproduktionsregulierende Maßnahmen. Einen ersten Höhepunkt erreichte die sozialeugenische Diskussion, als Daniel Bahr (FDP) am 23. Januar 2005³ sagte, dass angeblich in Deutschland die Falschen die Kinder bekommen. Einige Jahre später schrieb der Pädagoge Gunnar Heinsohn, das Elterngeld sei eine „Fortpflanzungsprämie für die Unterschicht“ (Heinsohn 2009). Seit Kurzem hat dieser Diskurs mit Thilo Sarrazin („Deutschland schafft sich ab“ 2010) ein weiteres prominentes Sprachrohr erhalten. Die Politik der Fortpflanzung steht in Europa wieder hoch im Kurs. Im Unterschied zu den offensichtlich neo-eugenischen Überlegungen à la Sarrazin operieren andere Politiken der Fortpflanzung unter weitaus ambivalenteren Prämissen und in weniger offensichtlichen Bereichen. So artikulieren bspw. die europäischen WHO-Programme zur reproduktiven Gesundheit geburtensteigernde Ziele. Die vorliegende Analyse macht sich auf die Spurensuche nach diesen weniger sichtbaren Bevölkerungspolitiken im Feld der Gesundheitsförderung.

In der Geschichte staatlicher Gesundheitspolitiken ist die Regulierung von Sexualität und Fortpflanzung kein Novum. Im 19. und 20. Jahrhundert standen Gesundheitsprogramme wie z. B. die Förderung der Müttergesundheit unter dem Zeichen von eugenischen, rassenhygienischen, imperialistischen, nationalistischen und heteronormativen Fortpflanzungspolitiken. Die Optimierung der Fortpflanzung sollte einen „gesunden Staat“, „gesunde Bürger“, eine „gesunde Bevölkerung“ und das „reine Blut“ garantieren. Dabei geriet die Frau als reproduktives Subjekt in den Mittelpunkt biopolitischer Anstrengungen (Bashford 2006, 2004; Porter 1999). Diese Schnittstelle von Gesundheits- und Bevölkerungspolitik setzt sich heute – in abgewandelter Form – z. B. in den UN-Politiken der sexuellen und reproduktiven Gesundheit und Rechte fort.⁴

Die UNO formuliert das Ziel, sexuelle und reproduktive Gesundheit und eine selbstbestimmte Sexualität und Fortpflanzung zu fördern. Seit der UN-Weltbevölkerungskonferenz 1994 in Kairo grenzt sich die UNO deutlich von jeglicher Bevormundungs- bzw. Zwangspolitik (wie Zwangssterilisationen) ab. Aber hat die neue Agenda die bevölkerungspolitischen Implikationen wirklich hinter sich gelassen? Susanne Schultz (2006) zeigt in der (bislang einzigen) umfassenden Analyse, dass die Verschiebung des Fortpflanzungsdiskurses zum Thema „Gesundheit“ die weiterhin bestehenden bevölkerungspolitischen Ziele unsichtbar macht: Unter dem Deckmantel der Gesundheitsförderung verfolgen Entwicklungspolitiken im globalen Süden nach wie vor geburtensenkende Ziele und verhandeln, wer sich auf welche Weise fortpflanzen darf.

Im Anschluss an Schultz' Untersuchung zur Entwicklungspolitik fragt der vorliegende Text, welche Wirkungsweisen die Politik der reproduktiven Gesundheit im eu-

2 Zu Deutschland vgl. Kahlert (2007), Auth/Holland-Cunz (2007); zu Italien vgl. Krause (2006).

3 Interview mit Daniel Bahr in der BILD am Sonntag vom 23. Januar 2005.

4 Die UN-Agenda der reproduktiven Gesundheit wurde auf der Weltbevölkerungskonferenz 1994 in Kairo verabschiedet. Seither orientieren sich internationale Organisationen und NGOs an diesen Konzepten. Im europäischen Raum wurden die Konzepte 2001 von der WHO Europa offiziell eingeführt und auf die europäische Situation übertragen.

ropäischen Raum hat. Im Fokus des ersten Teils steht die Agenda der WHO Europa (2001), die „reproduktive Gesundheit“ explizit für den europäischen Raum spezifiziert. Diskutiert wird, in welcher Weise sich die WHO Europa auf eine biopolitische und gouvernementale Konzeptualisierung von Gesundheit stützt. Im zweiten Teil steht exemplarisch die Analyse einer Ausgabe der WHO-Broschüre „Entre Nous“ (2006) im Blickpunkt. Die WHO Europa gibt in dieser Broschürenreihe regelmäßig Empfehlungen an Regierungen und NGOs ab. Drei Aspekte dieser biopolitischen Signatur werden untersucht: das Primat der Bevölkerungsgesundheit, mit dem die Zukunft der „Nation Europa“⁵ an eine optimale Fertilitätsrate gekoppelt wird, die Ausdifferenzierung von Risikogruppen, deren reproduktive Verhaltensweisen auf diese Weise als ideal oder weniger ideal konstituiert werden, und die vergeschlechtlichte Dimension der Fortpflanzungsdiskurse. Abschließend wird die Frage untersucht, auf welche Weise die biopolitische Signatur von Gesundheit an ein historisches Kontinuum anknüpft und als ein Organisationsprinzip von Nationalstaatlichkeit gesehen werden muss.

1 Die Agenda der sexuellen und reproduktiven Gesundheit und Rechte

1.1 Die Konferenz von Kairo – ein Paradigmenwechsel

Die UN-Agenda der sexuellen und reproduktiven Gesundheit und Rechte (United Nations 1994) gilt als Zäsur in den internationalen Bevölkerungspolitiken seit dem Zweiten Weltkrieg. In den Jahrzehnten nach dem Zweiten Weltkrieg richtete sich die Bevölkerungspolitik auf das „Überbevölkerungsproblem“ in der sogenannten Dritten Welt. Paul R. Ehrlich (1968) und andere WissenschaftlerInnen vertraten die Auffassung, Familienplanung sei die wichtigste entwicklungspolitische Intervention. Argumentiert wurde damals nicht primär gesundheitlich, sondern ökonomisch (vgl. Connelly 2008; Rainer 2005)⁶: Überbevölkerung wurde als entscheidende Ursache von Armut und Unterentwicklung dargestellt und ein internationales Netzwerk aus Bevölkerungs- und Entwicklungsorganisationen⁷ – bekannt als *population establishment* – setzte mithilfe von Regierungen und NGOs weltweit (teilweise repressive) Programme zur Geburtenkontrolle durch. Die Politiken des *population establishments* wurden jedoch zunehmend als rassistisch und frauenfeindlich kritisiert (Hartmann 1995). Als Reaktion auf diese Kritiken verabschiedete das *population establishment* die Agenda von Kairo

5 Im Anschluss an Arndt (2005) verstehe ich „Europa“ in diesem Zusammenhang als Metapher für Nation.

6 Fortpflanzung wurde ab der Mitte des 20. Jahrhunderts gesundheitlich gerahmt: Die WHO begründete 1968 Familienplanung offiziell als „important component of basic health services“. Diese Betonung der Gesundheit wurde jedoch erst mit der Konferenz 1994 in Kairo paradigmatisch.

7 International Planned Parenthood Federation (IPPF), United Nations Population Fund (UNFPA), die WHO, US-AID, US-Entwicklungsbehörde und die Weltbank.

(United Nations 1994), in der Sexualität und Fortpflanzung auf die Grundlage von Gesundheit und Menschenrechten gestellt wurden. Damit wandten sich die internationalen AkteurInnen offiziell von bevölkerungspolitischen Interventionen ab und verpflichteten sich dem Prinzip der Gesundheitsförderung (Müttergesundheit, Zugang zu Verhütungsmitteln, AIDS-Prävention usw.) und Menschenrechte. Von nun an wollte man für die Gesundheit der Frauen sorgen, statt deren Fortpflanzungsverhalten zu kontrollieren.⁸

Wie ist dieser Paradigmenwechsel einzuschätzen? Haben die neuen Ansätze die problematischen demographischen Interventionen hinter sich gelassen? Schultz (2006) und Hartmann (1995) kommen zu dem Schluss, dass sich in Entwicklungsprogrammen eine neue Form von Fortpflanzungspolitik etabliert hat. Fortpflanzung erscheint einerseits als Thema der individuellen Rechte, wird aber auf der Grundlage von Risikokalkulationen regierbar. Wichterich (1994) kritisiert außerdem, dass der als feministisch deklarierte Fokus auf die („Dritte-Welt“-)Frau und ihre reproduktive Gesundheit und Selbstbestimmung sich mit der Forderung an Frauen richtet, bestimmte reproduktive Verhaltensweisen zu „lernen“. Selbstbestimmung erscheint als etwas, das den „Dritte-Welt-Frauen“ erst durch die Programme beigebracht werden muss. Anders gesagt: Die individualisierende Tendenz der neuen Programmatik delegiert sozioökonomische Probleme in die Verhaltensweisen der Individuen – Unterstützungsformen wie Gesundheitsversorgung, der Bau von Krankenhäusern usw. geraten in den Hintergrund. Die Kairo-Kritikerinnen zeigen, dass Frauengesundheit auf der Makroebene (wieder) im Dienst der Demographie steht und dies über die Verbesserung einer individuellen „reproduktiven Gesundheit“ legitimiert wird.

Im Jahr 2001 wurden die Konzepte der sexuellen und reproduktiven Gesundheit auch für den europäischen Raum eingeführt (durch die WHO Europa). „The purpose of this document is to provide strategic guidance to Member States collaborating in the development and implementation of policies and programmes to improve the sexual and reproductive health of their populations“ (WHO Europa 2001: 2). Der Transfer der Kairo-Direktiven (1994) in den europäischen Raum ist von der kritischen Forschung bislang kaum beachtet worden.

1.2 Gesundheit ist alles und alles ist Gesundheit

Auf den ersten Seiten der europäischen WHO-Agenda (2001) wird die Einführung der Programme mit einem speziellen Bedarf im europäischen Raum begründet. Die europäischen Regierungen, NGOs und Familienplanungsorganisationen werden von der WHO Europa dazu angehalten, sich künftig verstärkt für die reproduktive Gesundheit einzusetzen und sich dabei auf die Direktiven der WHO zu stützen. Die Organisation adressiert sowohl EU-Staaten als auch Nicht-EU-Staaten und betont einen verstärkten Förde-

8 Die Distanzierung von Zwangsmaßnahmen ist ein wichtiger Fortschritt, und die einzelnen Programme stellen wertvolle Gesundheitsversorgung bereit. Problematisch ist jedoch die Kontinuität bevölkerungspolitischer Ziele in einigen Programmen.

rungsbedarf im Osten Europas (WHO Europa 2001: 2).⁹ Die Gesundheitsterminologie der WHO-Agenda verweist auf eine Entwicklung, die von der Gesundheitssoziologie seit den 1970er Jahren als „Prozess der Medikalisierung“ beschrieben wird (Illich 1995; Nettleton 1997). Die These von der Medikalisierung besagt, dass immer mehr Lebensbereiche – z. B. Schwangerschaft, Sexualität oder Fortpflanzung – unter den Blick medizinischer Wissensformen geraten. Diese objektivieren sowohl die Körper der Einzelnen als auch den Gesellschaftskörper. Dabei verbinden sich medizinische Expertise und Praxis mit Herrschaftsstrukturen und Machtverhältnissen. Gesundheit, Leben, Tod oder eben Sexualität und Fortpflanzung werden zu politischen Objekten medizinischer Regime (Krajic/Forster/Mixa 2009: 4). In den letzten Jahren hat sich gezeigt, dass der Begriff der Medikalisierung zu eng gefasst ist, da sich der Gesundheitsbegriff auf Bereiche jenseits von medizinischem Wissen ausgedehnt hat. Macht im Bereich der Gesundheit operiert nicht nur über medizinische Expertisen, sondern auch im Rahmen einer neuen „Kultur der Gesundheit“ (Brunnett 2007).¹⁰ Mit dem Begriff der sogenannten „Gesundheitsförderung“, der auch in den Konzepten der reproduktiven Gesundheit maßgeblich ist, wurde in den internationalen Strategien und Organisationen der Public Health ein sehr weit gefasster Gesundheitsbegriff etabliert: Soziale und psychische Dimensionen von Gesundheit wurden integriert und „Gesundheit und Wohlbefinden“ auf die gesamte Bevölkerung bezogen (Brunnett 2007: 172). Der neue Gesundheitsbegriff legte auch eine neue Konzeption des Subjekts nahe: Menschen wurden nicht mehr als passive PatientInnen medizinischer ExpertInnen gesehen, sondern erhielten eine aktive Rolle – die Kompetenzen der Einzelnen im Umgang mit Gesundheit wurden zum Hauptfokus der Gesundheitsförderung. Diese Idee der Selbsthilfe und des „Empowerments“ weist widersprüchliche Elemente auf: Naidoo/Wills (2003) und Petersen/Lupton (1996) zeigen, dass Gesundheitsförderung einerseits sozialpolitisch ausgerichtet ist, andererseits aber auch eine neoliberale Programmatik aktiver, eigenverantwortlicher Individuen installiert. Gouvernementalitätstheoretische Gesundheitsanalysen im Anschluss an Foucault (Bröckling/Krasmann/Lemke 2000; Nettleton 1997; Rose 2007; Greco 2000; Petersen/Lupton 1996) thematisieren die Propagierung von individueller Machbarkeit als eine Regierungs-Technologie, mit der Individuen steuernd auf sich selbst einwirken. In den neuen Gesundheitskonzepten verbinden sich Macht- und Herrschaftsweisen mit Subjektivierungsweisen¹¹, die Regulierung der Gesundheit stützt sich auf die Freiheit der Individuen (Rose 2007; Nettleton 1997), sich rational und präventiv für Gesundheit zu entscheiden und z. B. auf Risikoverhalten oder ungesunde Gewohnheiten zu verzichten

9 Die WHO Europa versteht sich zwar als transnationale Organisation, stellt in ihren Bezugnahmen jedoch gleichzeitig auf nationale Perspektiven, Besonderheiten und Verantwortlichkeiten ab. Zum Verhältnis nationaler und transnationaler Bio-Souveränität vgl. Caldwell (2007).

10 Die Gesundheitssoziologie untersucht heute kulturelle Vorstellungen von Gesundheit und Krankheit, die als sozio-kulturell erzeugte, historische und politisch umkämpfte Konstruktionen in den Blick kommen (Duden/Schlumbohm/Veit 2002; Sawicki 1991; McNay 1992).

11 Die Imperative der Selbsttechnologien sind *programmatische* Leitbilder, die keine Auskunft über soziale Wirkungen geben (Pieper 2007). Auch die vorliegende Untersuchung ist eine *Programm-analyse*, die Reaktionen von Individuen auf solche Programmatiken nicht erfasst.

(Greco 2000).¹² Prävention bedeutet, sich permanent zu optimieren und an die Verhältnisse anzupassen.¹³

Die Idee der Gesundheitsförderung ist nach Schultz (2006, 2003a, 2003b) und Lengwiler/Madarász (2010) im Anschluss an Foucault (2004) das Resultat epidemiologischer Expertise. Die Epidemiologie befasst sich mit der Verbreitung von Krankheiten in der Bevölkerung, sie bezieht sich nicht auf Abläufe im einzelnen Körper, sondern auf die Erforschung von Bevölkerungsgruppen. Dabei stützt sie sich auf ein Paradigma der Risikominimierung und Prävention und wird heute als Synonym für Public Health verwendet. „Die Epidemiologie zieht entlang von Korrelationen zwischen bestimmten, als relevant erklärten Risikofaktoren (soziale, psychische, verhaltensbezogene oder körperliche Konstitutionen) und der Häufung bestimmter Krankheiten Rückschlüsse auf mögliche ursächliche Zusammenhänge“ (Schultz 2006: 220). Wie Schultz (2003a) am Beispiel der internationalen Safe-Motherhood-Initiative demonstriert, werden einzelne Phänomene als Risikofaktoren isoliert und aus dem sozialen Zusammenhang gerissen. Auf der Grundlage dieser Risikofaktoren werden Normen definiert, wie das reproduktive Verhalten zu gestalten sei. Dabei privilegiert die Epidemiologie Faktoren, die sich als messbar erweisen und leicht zu identifizieren sind: Alter, Erwerbstätigkeit oder biologisches Geschlecht werden im Vergleich zu komplexeren Kategorien bevorzugt.

Die Ausweitung des Gesundheitsbegriffs und die epidemiologischen Risikokalkulationen sind für die Agenda von Kairo (United Nations 1994), aber auch für die europäischen Programme zentral, Gesundheit wird definiert „(...) as a state of complete physical, mental and social wellbeing, and not merely the absence of disease or infirmity, reproductive health addresses the reproductive processes, functions and systems at all stages of life“ (WHO Europa 2001: 7). Es wird deutlich, dass die WHO Europa sehr viele Bereiche des menschlichen bzw. reproduktiven Lebens unter die Ägide der Gesundheit stellt und dadurch ein breites Spektrum an möglichen Risikofaktoren in den Blick kommt, wie Alter, Migration, Geschlecht, mangelnde medizinische Versorgungsstrukturen, mangelndes Wissen, Gewalt, Geschlechtskrankheiten, HIV, Abtreibung. Die Risikofaktoren werden mit Problemen wie Müttersterblichkeit oder Geschlechtskrankheiten verknüpft und bestimmten Bevölkerungsgruppen zugeordnet. Problematisch dabei ist, dass die WHO die Risikofaktoren als einzelne Ursachen für die Häufung von bestimmten Problemen kalkuliert und in ein vereinfachendes Ursache-Wirkungs-Modell überführt. Komplexere, multidimensionale Analysen bleiben aus. Kalkulationen von Risiken installieren nicht zuletzt eine Perspektive, bei der es grundsätzlich um die Berechnung von Wahrscheinlichkeiten in der Zukunft geht. Die Berechnung von Möglichkeiten installiert also ein Handlungskonzept, das eher die Zukunft imaginiert als die Gegenwart transformiert (Lengwiler/Madarász 2010). Daran schließt die Strategie

12 Gouvernentalitätstheoretisch werden staatliche Strategien und individuelle Selbstbestimmung nicht als Gegensatz gedacht. Gefragt wird vielmehr nach Verbindungen zwischen Fremdführung und Selbstregierung, ohne zu behaupten, beides falle in eins (Schultz 2006).

13 Ein wesentlicher Aspekt neoliberaler Programmatik von Gesundheit ist, den Abbau wohlfahrtsstaatlicher Sicherungssysteme politisch zu legitimieren. Krankheit erscheint zunehmend als selbst zu verantwortendes Versagen (Nettleton 1997).

der Prävention an, in der die Verhaltensweisen von Individuen vorsorglich optimiert werden sollen. So ermöglicht der weite Gesundheitsbegriff zwar die Thematisierung gesellschaftspolitischer und sozioökonomischer Dimensionen, gleichzeitig ist der Risiko-Zuschnitt äußerst verhaltensorientiert, gesellschaftliche Bereiche werden in die Verantwortung der Individuen delegiert. So wirbt die WHO-Programmatik für den Wechsel von einem kurativen zu einem präventiven Fokus (WHO Europa 2001: 25) und nennt als wichtigste Ziele „health promotion“ und die Förderung von „personal skills“: „SRH is determined to a large extent by behavioural factors. The objective of health promotion is to enable men and women, boys and girls, to increase control over, and to improve, their health“ (Ottawa Charter 1986). Oder wie es die WHO Europa in ihrer Agenda (2001: 16) formuliert: „People should be enabled, through information and education, to acquire and maintain behaviour that promotes their own reproductive health“.

Sexualität und Fortpflanzung erscheinen als Frage des Gesundheits-Know-hows und des Verhaltens der oder des Einzelnen. Vor diesem Hintergrund definiert die WHO ein Gesundheitswissen, das Menschen sich optimalerweise aneignen sollten bzw. das ihnen beigebracht werden sollte. Als ein Ziel formuliert die WHO Europa „(...) to increase the knowledge of individuals and couples on their right to make free and informed choices on the number and timing of children and to promote the goal of every child being a wanted child“ (WHO Europa 2001: 14). Die freie Wahl hat hier eine normative Implikation: Sie soll auf der Grundlage von rationalem Wissen getroffen werden – Selbstbestimmung ist überhaupt erst auf der Grundlage eines bestimmten Wissens über Körper möglich, z. B. dann, wenn Schwangerschaften *geplant* werden. Frauen, die ungeplant schwanger sind, werden nicht als selbstbestimmte AkteurInnen erwähnt. In der WHO-Agenda ist Wahlfreiheit kein universeller Ausgangspunkt, sondern wird vielmehr als *Resultat* einer erfolgreichen Gesundheits-Promotion definiert.¹⁴

Zuletzt möchte ich auf den Status von MigrantInnen und Flüchtlingen in den Gesundheitsprogrammen eingehen: Die Agenda variiert in ihren Bezügen zwischen europäischen Gesamteinschätzungen, regionalen Ausdifferenzierungen und einer direkten Verortung von Problemen in bestimmten Risikogruppen. Zunächst werden die Bereiche der sexuellen und reproduktiven Gesundheit an Themen und Regionen festgemacht. Relativ unvermittelt geht die Problemdefinition in die Differenzierung der Risikogruppen „MigrantInnen“ und „Flüchtlinge“ über (WHO Europa 2001: 6) – bestimmte Probleme werden nun nicht mehr in Bereichen oder Regionen verortet, sondern in den Verhaltensweisen der Risikogruppen. Die Individualisierung bestimmter Probleme positioniert MigrantInnen und Flüchtlinge jenseits Europas als TrägerInnen dieser Probleme jenseits ihrer sozioökonomischen und örtlichen Bedingungen. Die WHO fokussiert auf MigrantInnen und Flüchtlinge als besondere Zielgruppe, deren Risikostatus zum einen mit ihrem Status als NichteuropäerInnen begründet wird, deren Vulnerabilität zum anderen auch als Ausdruck bestimmter „kultureller Gepflogenheiten“ eingeschätzt wird: „Unwanted pregnancy is common (within migrants), with its attendant risks of induced

14 Schultz (2006) hat diese eingeschränkte Rechtsdefinition bereits in der Agenda von Kairo (United Nations 1994) kritisiert.

abortion and obstetric complications. Migrants are also at risk of STDs and HIV/AIDS as some of them are forced into unprotected sexual relations. There is a high rate of violence against women, including sexual assault such as rape“ (WHO Europa 2001: 8). Der spezielle Risikostatus von MigrantInnen und Flüchtlingen wird durch den ausgedehnten Gesundheitsbegriff unter sozialen und politischen Aspekten wie Gewalt und Aufenthaltsstatus problematisiert. Das macht es im Prinzip möglich, reproduktive Gesundheit von MigrantInnen in einem komplexeren Rahmen als statistischen Berechnungen von Abtreibungskomplikationen oder Müttersterblichkeit zu diskutieren. Gleichzeitig sind die Schwerpunkte stark individualisierend: Bestimmte Probleme werden in gewalttätigen Verhaltensweisen migrantischer Bevölkerungsgruppen verortet und nicht in den Kontext gesellschaftlicher und politischer Diskriminierungsstrukturen gestellt. So wird auch die Forderung nach besseren und spezifischen Versorgungsstrukturen für MigrantInnen mit der These diskutiert, dass kulturelle Gepflogenheiten verändert werden müssen, die bestimmte Gruppen daran hindern, die Angebote in Anspruch zu nehmen. So wird empfohlen: „To actively address all types of gender discrimination among migrant populations, which are violations of internationally accepted gender equity rights“ (WHO Europa 2001: 32). Das Recht auf reproduktive Gesundheit gerät zu einer Frage der Veränderung von genderdiskriminierenden Verhaltensweisen unter migrantischen Bevölkerungsgruppen. Das Gleiche wird in Bezug auf „einheimische“ Risikogruppen nicht gefordert. Die gouvernementalitätstheoretische Einschätzung der europäischen WHO-Agenda zeigt, dass die epidemiologische Fundierung der reproduktiven Gesundheit die *individuellen* Verhaltensweisen in den Vordergrund stellt und gleichzeitig „Bevölkerung“ bzw. bestimmte Bevölkerungsgruppen als Interventionsobjekte auf die Agenda europäischer bzw. nationalstaatlicher Politiken rücken.

Diese biopolitisch-gouvernementale Signatur von Gesundheit ist der Aspekt, an dem einige Jahre später die WHO-Broschüre „Entre Nous“ mit dem Titel: „Low fertility – the future of Europe?“ (WHO Europa 2006) reproduktive Gesundheit mit dem Szenario des Geburtenrückgangs verbindet und die Regulierung der Fortpflanzung diskutiert. Im Folgenden zeige ich anhand dieser Broschüre, wie die Bezugnahme auf eine „europäische“ Geburtenkrise die reproduktive Gesundheit in den Dienst (neo-)nationaler Bevölkerungsziele stellt und dabei als genuin weibliche Domäne re-biologisiert.

2 Vom Aussterben Europas

2.1 Das Primat der Bevölkerungsgesundheit

In der Broschüre¹⁵ lässt die WHO ExpertInnen (ReproduktionsmedizinerInnen, DemographInnen usw.) zu Wort kommen, die die Förderung der sexuellen und reproduktiven

15 In der Broschüre wird nicht immer deutlich, welche ExpertInnen-Positionen die WHO als ihre eigenen übernimmt. Ich schlage deshalb vor, die Broschüre als ein diskursives Feld zu definieren, das hier beispielhaft untersucht wird, jedoch nicht als die WHO-Position angesehen werden kann.

Gesundheit als Mittel gegen die demographische Krise in Europa einschätzen sollen: „We have invited authors, specialist in this field from academic institutions, professional associations and UN agencies to discuss the role of the health care services in increasing the birth rates“ (WHO Europa 2006: 3). Nygren/Lazdane (WHO Europa 2006: 11) kommen zu dem Schluss: „Fertility healthcare is part of the actions to increase the fertility of the population and consists of prophylactic measures and available and effective infertility treatment“. Die ExpertInnen greifen die These über die Krise des Geburtenrückgangs unhinterfragt auf¹⁶. Die Frage der Gesundheit gerät zu einer Frage der optimalen Fertilitätsrate für die Zukunft der „Nation Europa“. Botev (WHO Europa 2006: 6) konstituiert ein Primat der Bevölkerungsgesundheit, indem er die Frage nach der Notwendigkeit pronatalistischer Interventionen als Frage des Seins oder Nicht-Seins diskutiert: „To Be or Not To Be. This Hamletian question has been on the minds of many policy-makers in Europe“. Die Geburtenkrise erscheint als dramatische Existenzkrise: „All this raises the issue of finding the most effective and efficient ways and means to react to the dramatic demographic changes in Europe“ (Botev, WHO Europa 2006: 7). Am Beispiel der Reproduktionstechnologien wird das biopolitische Primat ebenfalls deutlich: Die ExpertInnen formulieren ein Recht auf Reproduktionstechnologien als Unterstützung der individuellen Planung und Wünsche („individual goals“) von Paaren, gleichzeitig stehen die ExpertInnen im Dienst demographischer Ziele: „Fertility healthcare is part of the actions to increase the fertility of the population and consists of prophylactic measures and available and effective infertility treatment“ (Nygren/Lazdane, WHO Europa 2006: 11). Dabei wird die Wirkung der Technologien ausnahmslos positiv eingeschätzt: „The increasing success rates and the better availability in some countries is now reaching the level when the effects of these treatments reach a significant level also for population growth“ (Nygren/Lazdane, WHO Europa 2006: 11). Doch wem genau sollen die „treatments“ zur Verfügung stehen? Hier zeigt sich eine implizite Ausdifferenzierung der Bevölkerung, da der Zugang zu Technologien anhand von „Paaren“ diskutiert wird: „The possibility of a thorough and correct medical investigation and diagnosis of a couple’s infertility problem is today in Europe excellent, in most areas. There are hormone tests, ultra-sound and x-ray more readily available, whereas 40 years ago there were hardly any of these“ (Nygren/Lazdane, WHO Europa 2006: 11). Der zweite Teil des Zitates zeigt auch, dass das Thema „Zugang“ nicht auf der gesetzlichen Ebene, sondern als Frage der Verbreitung und technologischer Möglichkeiten diskutiert wird. Es fehlt die Diskussion über ein universelles Zugangsrecht für alle – homosexuelle Paare, Einzelpersonen, nicht-verheiratete Paare oder Mehrfach-Beziehungen bleiben unerwähnt. Ausgeklammert wird auch die Frage, ob Reproduktionstechnologien für nicht-europäische StaatsbürgerInnen zugänglich sein sollen und welche behindertenfeindlichen Implikationen die Technologien haben (können). Es gibt keine Reflexion darüber, dass Reproduktionstechnologien im Kontext gesellschaftlicher Machtverhältnisse stehen. Ich interpretiere diese „Blindheit“ als Symptom dafür, dass eine bestimmte (ideale) Reproduktionsweise zugrunde gelegt wird, die im Sinne der demographischen Ziele nur noch aktiviert werden muss.

16 Zur Kritik demographischer Wissensformationen vgl. Rainer (2005), Kahlert (2007), Correll (2011).

2.2 Risikofiguren

Im Folgenden möchte ich einige Risikofiguren aufzeigen, die in der WHO-Broschüre (2006) der Ausgangspunkt für geburtensteigernde Direktiven sind: die Ausdifferenzierung von West- und Osteuropa sowie die Kategorien Unfruchtbarkeit, Geschlecht und Alter.

Die Broschüre richtet ihr besonderes Augenmerk auf die Länder Osteuropas, denn dort sind die Geburtenraten am niedrigsten. Außerdem erscheint die „Ost-Frau“ – ähnlich wie die „Dritte-Welt-Frau“ in den Entwicklungsprogrammen – als eine reproduktive Risikofigur, die aufgrund von mangelndem Zugang zu Versorgungsstrukturen und Uninformiertheit häufig bestimmten Problemen wie bspw. Müttersterblichkeit oder Abtreibungskomplikationen ausgesetzt ist (vgl. Rašević/Sedlecki, WHO Europa 2006: 16). Auf den ersten Blick geht es um Versorgung, es werden – hier für Serbien – zugängliche und bezahlbare Verhütungsmittel eingefordert, um die hohe Abtreibungsrate zu reduzieren. Die ExpertInnen thematisieren jedoch in einem weiteren Schritt die „konservative Kultur der Verhütung“: „The consequence of the conservative birth control model is the huge number of induced abortions“ (Rašević/Sedlecki, WHO Europa 2006: 16). Der Risikoansatz setzt sich zwar für ein flächendeckendes Angebot von Notfallsystemen und Verhütungsmitteln ein, erklärt aber gleichzeitig das Problem der mangelnden Versorgung aus der mangelnden Fähigkeit der Betroffenen, sich Zugang zu Verhütungsmitteln zu verschaffen. Eine weitere Risikofigur ist Unfruchtbarkeit, die bei heterosexuellen Paaren verortet wird. Sie gilt als Krankheit und formuliert wird ein Recht auf medizinische Unterstützung, ohne jedoch juristische Aspekte des Zugangs auszu-leuchten: „Infertility is a disability and infertile couples deserve the moral, legal and economic support of the society to attain the highest standard of reproductive health“ (Nygren/Lazdane, WHO Europa 2006: 11). Statt rechtlicher Fragen werden Risikofaktoren wie das Alter von Frauen, ungesunde Lebensweisen, Stress, Übergewicht oder das Sexualverhalten der Männer thematisiert (Nygren/Lazdane, WHO Europa 2006: 10). Im Rahmen der Unfruchtbarkeit werden auch Männer – die sonst kaum Thema sind – relevant: Ihr Sexualverhalten wird für die zunehmende Zahl von Geschlechtskrankheiten und für Unfruchtbarkeit verantwortlich gemacht (Nygren/Lazdane, WHO Europa 2006: 11; Botev, WHO Europa 2006: 6). Männer erscheinen als unfähige Zeuger, die von der künstlichen Befruchtungsmaschinerie zum Kampf gegen die demographische Krise einberufen werden. Weibliche Fruchtbarkeit wird im Risikozuschnitt jedoch nicht nur als Frage von Gesundheit oder Alter diskutiert, sondern auch im Rahmen von sozio-ökonomischen Dimensionen wie Gleichstellung, Familie und Beruf. Anders als in den internationalen Diskursen, in denen Berufstätigkeit und Gleichstellung als antinatalistische Faktoren gelten, werden sie im europäischen Diskursfeld als geburtensteigernd konzipiert: Ökonomisch selbstständige und berufstätige Frauen haben in Europa aktuell am meisten Kinder. Die ExpertInnen folgern: Wer die Geburtenrate steigern will, muss Frauen fördern. Damit wird Gleichstellung zum biopolitischen Einsatz in der fruchtbaren Zukunft Europas. Wie ich im nächsten Abschnitt zeige, ist die Vergeschlechtlichung der reproduktiven Gesundheit ein konstitutiver Aspekt von Nation.

2.3 Vergeschlechtlichung

In der WHO-Broschüre (2006) wird der Zusammenhang von Fertilität und Berufstätigkeit analysiert:

„[...] countries with high labour force participation rates for mothers have relatively high rates of fertility and countries with low labour force participation for mothers have low fertility. Similarly, gender equity in the workplace and in society generally is correlated to higher fertility rates in a human rights and reproductive rights based approach to issues of population. These agreements embrace the necessity of securing women's rights and equality and involving women in the formulation of laws and policies relating to population and development“ (Gauthier, WHO Europa 2006: 9).

Gleichstellung und Berufstätigkeit erscheinen als geburtensteigernde Faktoren, insbesondere die skandinavischen Länder werden als Vorbilder genannt, weil sie die höchsten Geburtenraten aufweisen. Im Gegensatz dazu wird Russland mit seiner niedrigen Geburtenrate als rückständig dargestellt: Russische Frauen leben in unverhältnismäßig prekären und patriarchalen Verhältnissen (Gauthier, WHO Europa 2006: 8). Sozioökonomische bzw. politische Faktoren werden in gesundheitliche umgedeutet und werden bevölkerungspolitisch objektivierbar. (Geschlechter-)Gerechtigkeit wird danach verhandelt, wie viele gesunde Kinder europäische Frauen gebären (sollen): „It appears that the combination of the availability of high-quality childcare, extensive equitable parental leave, and a general environment of equality between men and women, work together to contribute to higher levels of fertility“ (Gauthier, WHO Europa 2006: 9). Die emanzipierte europäische Frau wird zur Hoffnungsträgerin für die Zukunft Europas, und ihre biopolitische Fundierung legt ein *bestimmtes* Verhältnis von Frauen zu ihren Körpern, eine *bestimmte* Planung reproduktiver Prozesse, einen *bestimmten* Umgang mit Verhütungsmitteln und – neu – auch einen *bestimmten* Umgang mit Reproduktionstechnologien nahe. Kurz gesagt: In der Programmatik wird „Weiblichkeit“ mit reproduktiven Lebensweisen gleichgesetzt und heteronormativ re-biologisiert. Dadurch werden Frauen zu Schlüsselfiguren staatlicher Fortpflanzungspolitik, zum „öffentlichen Ort“ (Duden/Schlumbohm/Veit 2002). Re-aktualisiert wird ein historischer Topos, der die Gebärfähigkeit von Frauen mit dem Fortbestehen der Nation (bzw. Europas) verbindet und „Bevölkerung“ als genuin „europäisch“ untermauert. Dies führt mich zum letzten Aspekt meiner Ausführungen, in dem ich deutlich machen möchte, dass die WHO-Diskurse an ein historisches Kontinuum anknüpfen, in dem die Verknüpfung von Bevölkerung, Gesundheit und Fortpflanzung ein grundlegendes Organisationsprinzip der modernen Nation ist.

3 Gesundheit und Fortpflanzung – eine historische Allianz

Michel Foucault (1984) untersucht die Politiken der Gesundheit im 18. und 19. Jahrhundert als konstitutives Element in der Fundierung des bürgerlichen Familienideals. Gesundheitsexperten installieren die Familie als *den* Ort der reproduktiven Prozesse

und der Gesundheit. Im Gegensatz zu Foucault analysiert Dorothy Porter (1991, 1999) die Entstehung der öffentlichen Gesundheitspolitiken (Public Health) im 18. Jahrhundert als entscheidende Voraussetzung für die Formierung des (kolonialen) Staates. Porter arbeitet am Beispiel Schwedens, Englands und Deutschlands heraus, auf welche Weise die Soziogenese gesundheitlicher Konzepte eine Zentralisierung der Macht in den Institutionen des Staates ermöglichte: Die Idee der Volksgesundheit fundierte Staatsbürgerlichkeit von Anfang an als „healthy Citizen“: „The strength of the state is calculated in terms of the health of its subjects“ (Porter 1999: 165). Dabei proklamierten schon die „Ärzte der Aufklärung“ in Anlehnung an die antike Philosophie eine Pflicht der persönlichen Hygiene- und Selbstsorge durch Diäten, Sportlichkeit und Sauberkeit (Sarasin 2001). In vielen Ländern wurden im Verlauf des 18. und 19. Jahrhunderts staatliche Überwachungsregime (wie bspw. die „medical police“ in England oder die „medizinische Polizey“ in Deutschland (vgl. Toppe 1998)) eingeführt. Die „Gesundheitspolizei“ verhängt Quarantänegesetze bei Epidemien und kontrolliert das Hygieneverhalten der Bevölkerung. Historische Analysen (Bashford 2004; Porter 1999; King 2002; Brown/Bell 2008) zeigen die koloniale und vergeschlechtlichte Genealogie des gesunden Bürgers. Ideen der Reinheit bzw. Reinlichkeit (purity) und Immunität entstanden als Bollwerk gegen die als kontaminiert und ansteckend imaginierte Drohung aus den Kolonien¹⁷ und ebneten den Weg für rassenhygienische/eugenische Denkweisen im 19. Jahrhundert: „[...] public health was in part about segregation (of the diseased from the clean, the fit from the unfit, the immune from the vulnerable), so was race a segregative discourse“ (Bashford 2004: 2).

Im Zuge von Mütter- und Kindergesundheits-Interventionen wurden die Gesundheitspolitiken vergeschlechtlicht. Bevölkerungsqualität wurde insbesondere in England mit der Gesundheit von Müttern verknüpft. Diese Tendenz verstärkte sich in der Zwischenkriegszeit durch die sinkenden Bevölkerungszahlen. Sexualität, Fortpflanzung und Mutterschaft wurden im 19. und 20. Jahrhundert kontinuierlich von eugenischen Organisationen und ExpertInnen verhandelt.¹⁸ Die Verbesserung der Müttergesundheit zur Steigerung der Geburtenraten entwickelte sich zum zentralen Anliegen britischer Gesundheitspolitiken. Dabei wurde Mutterschaft zur biologischen Garantin des Staates und der reinen Rasse (Hill-Collins 2000; Porter 1999). Bashford (2004; 2006) und Armstrong (1993) stellen für England seit dem Ende des 19. Jahrhunderts eine Prämisse der Eigenverantwortung heraus, die neben der staatlichen Kontrolle vermehrt auch eine gesundheitlich-rassifizierte Selbstsorge und das reproduktive Selbstmanagement betonte: „Healthy habits and conduct were made desirable for the dutiful citizen, a simultaneous desire for self-fulfilment and of personal responsibility for the nation/race“ (Bashford 2004: 173). Das Ineinandergreifen eugenischer und hygienischer Projekte mündete im 19. und 20. Jahrhundert in biopolitische Regulierungen wie rassifizierte und vergeschlecht-

17 Zu den Quarantänepolitiken vgl. Bashford (2004) und Brown/Bell (2008). Eine Fortsetzung infektiöser Gefahrenszenarien sind die heutigen Diskurse zur AIDS-Krise in der „Dritten Welt“ vgl. King (2002).

18 Die Verzahnung von Geburtenkontrollbewegung, Sexologie, Eugenik, Rassenhygiene, soziale Hygiene usw. kann hier nicht vertieft werden, vgl. dazu Porter/Hall (1995). Für die Verschränkung von Public Health und Eugenik vgl. Porter (1991;1999) und Weingart (1998).

lichte Selbstverhältnisse sowie in totalitäre Politiken.¹⁹ Die historische Skizzierung zeigt, dass die Allianz von Gesundheits- und Fortpflanzungspolitiken ein Strukturierungsprinzip moderner Gesellschaften und Nationen darstellt. Diese Allianzen bestehen in den europäischen Konzepten der reproduktiven Gesundheit in abgewandelter Weise fort.

Schlusswort und Ausblick

Meine Eingangsfrage war, ob die menschenrechtsbasierten WHO-Konzepte der reproduktiven Gesundheit Fortpflanzungspolitiken außen vor lassen. Tatsächlich zeigt sich in den WHO-Diskursen zur reproduktiven Gesundheit eine (historische) Machtformation, die bevölkerungspolitische Ziele in die „gesunden“ und „freien“ Entscheidungsprozesse der Individuen selbst verlagert. Am Beispiel der europäischen WHO-Agenda 2001 und der WHO-Broschüre „Entre Nous“ (2006) habe ich untersucht, in welcher Weise Gesundheit, aber auch Geschlechtergerechtigkeit und Selbstbestimmung in der Pflicht eines *europäischen* Bevölkerungsoptimums stehen. Weiter habe ich diskutiert, dass dabei die Fiktion einer (biologischen) „Nation Europa“ installiert wird, die Fortpflanzung als weibliche Domäne (und nationale Pflicht) konstituiert.

Vieles bleibt offen. Meine Analysen beziehen sich – als Ergänzung zu Schultz' Untersuchungen im globalen Süden (2006) – auf das Hauptdokument der WHO Europa zur Einführung der reproduktiven Gesundheit im europäischen Raum sowie auf ein Spezialheft zur sinkenden Fertilität. Es bleibt differenziert zu untersuchen, welche Entwicklung die Konzepte bis heute gemacht haben – z. B. die zunehmende Unterscheidung von reproduktiver und sexueller Gesundheit in den letzten Jahren oder die Rolle der Männer. Offen bleiben auch die Fragen, unter welchen Bedingungen die Programme soziale Wirkmächtigkeit erhalten, und ob reproduktive Gesundheit und Rechte überhaupt als universelles Programm gefasst werden können. Die dringendste Frage aber lautet: Wie kann die reproduktive Gesundheit wieder in feministischer Debatten geholt werden, in denen auch andere Kriterien zur Grundlage individueller Entscheidungen gemacht werden als die der gesundheitlichen Risikominimierung (vgl. Schultz 2006)?

Literaturverzeichnis

- Armstrong, David. (1993). Public Health Spaces and the Fabrication of Identity. *Sociology*, 27(3), 393–410.
- Arndt, Susan. (2005). Mythen des weißen Subjekts: Verleugnung und Hierarchisierung von Rassismus. In Maureen M. Eggers, Grada Kilomba, Peggy Piesche & Susan Arndt (Hrsg.),

19 Dean (1999) hat beschrieben, dass die biopolitische Regulierung des Lebens historisch oft von der Macht des Todes begleitet wurde (wie z. B. im Nationalsozialismus). Die biopolitische Produktion des Lebens muss unterschieden werden von rassenhygienischen Auslöschungspolitiken, die gegen Jüdinnen und Juden und andere gerichtet wurden. Zur Verschränkung von Rassenhygiene, Geschlecht und Gesundheit im Nationalsozialismus vgl. Bock (1983, 1991) und Weindling (1989).

- Mythen, Masken und Subjekte. Kritische Weißseinsforschung in Deutschland* (S. 340–362). Münster: Unrast-Verlag.
- Auth, Diana & Holland-Cunz, Barbara. (2007). *Grenzen der Bevölkerungspolitik. Strategien und Diskurse demographischer Steuerung*. Frankfurt/M.: Barbara Budrich Verlag.
- Bashford, Alison. (2004). *Imperial Hygiene: A Critical History of Colonialism, Nationalism and Public Health*. New York: Palgrave Macmillan.
- Bashford, Alison. (2006). Global Biopolitics and the History of World Health. *History of the Human Sciences*, 19 (1), 67–88.
- Bock, Gisela. (1983). Racism and Sexism in Nazi Germany: Motherhood, Compulsory Sterilization, and the State. *Signs*, 8 (3), 400–421.
- Bock, Gisela. (1991). *Maternity and Gender Policies: Women and the Rise of the European Welfare States, 1880s–1950s*. London: Routledge.
- Botev, Nikolai. (2006). Is Europe trapped in/by low fertility? *Entre nous. The European Magazine for Sexual and Reproductive Health*, WHO Europa (Hrsg.), (63), 4–7.
- Bröckling, Ulrich; Krasmann, Susanne & Lemke, Thomas. (2000). *Gouvernementalität der Gegenwart – Studien zur Ökonomisierung des Sozialen*. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Brown, Tim; Bell, Morag. (2008). Imperial or postcolonial governance? Dissecting the genealogy of a global public health strategy. *Social Science & Medicine*, 67 (10), 1571–1579.
- Brunnett, Regina. (2007). Foucaults Beitrag zur Analyse der neuen Kultur von Gesundheit. In Roland Anhorn; Frank Bettinger & Johannes Stehr (Hrsg.), *Foucaults Machtanalytik und Soziale Arbeit. Eine kritische Einführung und Bestandsaufnahme* (S. 169–184). Wiesbaden: VS.
- Caldwell, Anne. (2007). Die Regierung der Menschheit. Gouvernementalität und Bio-Souveränität. In Susanne Krasmann & Michael Volkmer (Hrsg.), *Michel Foucaults „Geschichte der Gouvernementalität“ in den Sozialwissenschaften. Internationale Beiträge* (S. 107–126). Bielefeld: transcript.
- Connelly, Matthew. (2008). *Fatal Misconception: The Struggle to Control World Population*. Cambridge: Belknap Press.
- Correll, Lena. (2011). Das Gespenst des deutschen Geburtenrückgangs. Eine kritische Analyse wissenschaftlicher Diskurse zum Bevölkerungswandel. *Femina Politica*, 20 (1), 101–110.
- Dean, Mitchell. (1999). *Governmentality: Power and Rule in Modern Society*. London: Sage Publications.
- Duden, Barbara; Schlumbohm, Jürgen & Veit, Patrice. (2002). *Geschichte des Ungeborenen. 20 Jahre Erfahrungs- und Wissensgeschichte der Schwangerschaft: 17.–20. Jahrhundert*. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
- Ehrlich, Paul R. (1968). *The Population Bomb*. New York: Ballantine.
- Foucault, Michel. (1984). The Politics of Health in the Eighteenth Century. In Paul Rabinow (Hrsg.), *The Foucault Reader* (S. 273–289). New York: Pantheon Books.
- Foucault, Michel. (2004). *Geschichte der Gouvernementalität. Bd. 1: Sicherheit, Territorium, Bevölkerung. Vorlesung am Collège de France 1977–1978*. Hrsg. von Michel Sennelart. Frankfurt/M.: Suhrkamp 2004.
- Gauthier, Jane. (2006). Human rights considerations in addressing low fertility. *Entre nous. The European Magazine for Sexual and Reproductive Health*, WHO Europa (Hrsg.), (63), 8–9.
- Greco, Monica. (2000). Homo Vacuus. Alexithymie und das neoliberale Gebot des Selbstseins. In Ulrich Bröckling, Susanne Krasmann & Thomas Lemke (Hrsg.), *Gouvernementalität der Gegenwart – Studien zur Ökonomisierung des Sozialen* (S. 266–288). Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Hall, Lesley & Porter, Roy. (1995). *The Facts of Life: The Creation of Sexual Knowledge in Britain, 1650–1950*. Yale: University Press.
- Hartmann, Betsy. (1995). *Reproductive Rights and Wrongs. The Global Politics of Population Control*. Boston: South End Press.

- Heinsohn, Gunnar. (2009). Elterngeld – Fortpflanzungsprämie für Unterschicht. Welt Online, 3. November 2009. Zugriff am 28. Februar 2013 unter <http://www.welt.de/politik/deutschland/article5061827/Elterngeld-Fortpflanzungspraemie-fuer-Unterschicht.html>
- Herzlich, Claudine. (1998). Soziale Repräsentationen von Gesundheit und Krankheit und ihre Dynamik im sozialen Feld. In Uwe Flick (Hrsg.), *Wann fühlen wir uns gesund? Subjektive Vorstellungen von Gesundheit und Krankheit* (S. 171–180). Weinheim: Juventa.
- Hill-Collins, Patricia. (2000). It's all in the family: Intersections of gender, race, and nation. In Uma Narayan & Sandra Harding (Hrsg.), *Decentering the center: Philosophy for a multicultural, postcolonial, and feminist world* (S. 156–176). Bloomington: University Press.
- Illich, Ivan. (1995). *Die Nemesis der Medizin. Die Kritik der Medikalisierung des Lebens*. München: Beck.
- Kahlert, Heike. (2007). Demographische Frage, „Qualität“ der Bevölkerung und pronatalistische Politik – ungleichheitssoziologisch betrachtet. *Prokla*, 37 (1), 61–75.
- Kickbusch, Illona. (2006). *Die Gesundheitsgesellschaft. Megatrends der Gesundheit und deren Konsequenzen für Politik und Gesellschaft*. Gamburg: Verlag für Gesundheitsförderung.
- King, Nicholas. (2002). Security, disease, commerce: ideologies of postcolonial global health. *Social Studies of Science*, 32 (5–6), 763–789.
- Krause, Elizabeth L. (2006). Dangerous Demographies and the Scientific Manufacture of Fear. Selected Publications of EFS Faculty, Students, and Alumni. Paper 4.
- Krajic, Karl; Forster, Rudolf & Mixa, Elisabeth. (2009). Die Gesundheitsgesellschaft – eine Herausforderung für eine theoretisch orientierte Gesundheits- und Medizinsoziologie? *ÖZS*, 34, 3–12.
- Lengwiler, Martin & Madarász, Jeannette (Hrsg.). (2010). *Das präventive Selbst. Eine Kulturgeschichte moderner Gesundheitspolitik*. Bielefeld: transcript.
- McNay, Lois. (1992). *Foucault and Feminism: Power, Gender and the Self*. Cambridge: Polity Press.
- Naidoo, Jennie & Wills, Jane. (2003). *Lehrbuch der Gesundheitsförderung*. Gamburg: Verlag für Gesundheitsförderung.
- Nettleton, Sarah. (1997). Governing the risky self. How to become healthy, wealthy and wise. In Alan Petersen & Robin Bunton (Hrsg.), *Foucault, health and medicine* (S. 207–222). London, New York: Campus.
- Nygren, Karl & Lazdane, Gunta. (2006). Current trends für fertility – and infertility – in Europe. *Entre nous. The European Magazine for Sexual and Reproductive Health*, WHO Europa (Hrsg.), (63), 10–11.
- Petersen, Alan & Lupton, Deborah. (1996). *The new public health: Health and self in the age of risk*. Thousand Oaks, CA, US: Sage Publications.
- Pieper, Marianne. (2007). Armutsbekämpfung als Selbsttechnologie. In Roland Anhorn; Frank Bettinger & Johannes Stehr (Hrsg.), *Foucaults Machtanalytik und soziale Arbeit. Eine kritische Einführung und Bestandsaufnahme* (S. 93–107). Wiesbaden: VS.
- Porter, Dorothy. (1991). „Enemies of the Race“: Biologism, Environmentalism, and Public Health in Edwardian England. *Victorian Studies*, 34 (2), 159–178.
- Porter, Dorothy. (1999). *Health, Civilization and the State. A history of public health from ancient to modern times*. London, New York: Routledge.
- Porter, Roy & Hall, Lesley. (1995). *The Facts of Life: The Creation of Sexual Knowledge in Britain, 1650-1850*. New Haven: Yale University Press.
- Rainer, Bettina. (2005). *Bevölkerungswachstum als globale Katastrophe. Apokalypse und Unsterblichkeit*. Münster: Westfälisches Dampfboot.
- Rašević, Mirjana & Sedlecki, Katarina. (2006). Low fertility, low modern contraceptive prevalence and the high number of abortions – the case of Serbia. *Entre nous. The European Magazine for Sexual and Reproductive Health*, WHO Europa (Hrsg.), (63), 16–17.
- Rose, Nicolas. (2007). *The Politics of Life itself. Biomedicine, Power, and Subjectivity in the Twenty-First Century*. Princeton: University Press.

- Sarasin, Philip. (2001). *Reizbare Maschinen: Eine Geschichte des Körpers 1765–1914*. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Sarrazin, Thilo. (2010). *Deutschland schafft sich ab. Wie wir unser Land aufs Spiel setzen*. München: DVA.
- Sawicki, Jana. (1991). *Disciplining Foucault: Feminism, Power, and the Body*. London: Routledge.
- Schultz, Susanne. (2003a). Neoliberale Transformationen internationaler Bevölkerungspolitik: Die Politik Post-Kairo aus der Perspektive der Gouvernamentalität. *Peripherie*, 92 (23), 452–480.
- Schultz, Susanne. (2003b). Von der Regierung reproduktiver Risiken. Gender und die Medikalisierung internationaler Bevölkerungspolitik. In Marianne Pieper & Encarnación Gutiérrez Rodríguez (Hrsg.), *Gouvernamentalität. Ein sozialwissenschaftliches Konzept in Anschluss an Foucault* (S. 68–89). Frankfurt/M.: Campus.
- Schultz, Susanne. (2006). *Hegemonie – Gouvernamentalität – Biomacht. Reproduktive Risiken und die Transformation internationaler Bevölkerungspolitik*. Münster: Westfälisches Dampfboot.
- Toppe, Sabine. (1998). Die Polizey und die Mütter. *Einblicke. Forschungsmagazin der Carl von Ossietzky Universität Oldenburg*, 14 (27), 14–16.
- United Nations. (1994). *Programme of Action of the United Nations International Conference on Population & Development*. Kairo.
- Weindling, Paul. (1989). *Health, Race and German Politics Between National Unification and Nazism 1870–1945*. Cambridge, New York: Cambridge University Press.
- Weingart, Peter. (1998). The *Thin Line* Between Eugenics and Medicine. In Norbert Finzch & Dietmar Schirmer (Hrsg.), *Identity and Tolerance* (S. 397–412). Washington, D.C.: Cambridge University Press.
- WHO Europa. (1986). *Ottawa Charter for Health Promotion*. Zugriff am 5. Januar 2013 unter <http://www.euro.who.int/de/who-we-are/policy-documents/ottawa-charter-for-health-promotion>
- WHO Europa. (2001). *Regional Strategy on sexual and reproductive health*. Denmark.
- WHO Europa. (2006). Low fertility – the future of Europe? *Entre Nous. The European Magazine for Sexual and Reproductive Health*, (63).
- Wichterich, Christa. (Hrsg.). (1994). *Mensch nach Maß. Bevölkerungspolitik in Nord und Süd*. Göttingen: Lamuv.

Zur Person

Franziska Schutzbach, MA, Assistentin am Zentrum Gender Studies Basel, Schweiz. Arbeitsschwerpunkte: Biopolitik und Gouvernamentalität, internationale Gesundheitspolitiken, Demographie, Geschlecht.

Kontakt: Petersgraben 9/11, CH-4051 Basel, Tel.: +4176 377 11 91

E-Mail: franziska.schutzbach@unibas.ch

Jule Jakob Govrin

SlutWalk – Resignifizierung von Femitäten und Feminismen

Zusammenfassung

Seit 2011 fanden weltweit Demonstrationen statt, die sich unter der Bezeichnung *SlutWalk* artikulierten. Diese neue feministische Interventionsform nutzt dabei die ambivalente Strategie, sich den Begriff der *slut* visuell und sprachpolitisch anzueignen, um gegen Geschlechternormen zu protestieren. Der Beitrag skizziert das soziale Phänomen der *SlutWalks* und strebt an, diese Protestform feministisch zu kontextualisieren und die visuellen und sprachlichen Strategien als symbolische Politikformen zu erfassen. Hierzu wird Judith Butlers sprachpolitisches Modell der Resignifizierung hinsichtlich der Selbstbezeichnung *slut* erörtert. Diese Theoretisierung der sprachlich-subversiven Strategie wird auf der Ebene visueller und körperpolitischer Interventionen erweitert. Daran anschließend wird die Einbindung feministischer Diskurse in die neoliberale Ideologie unter dem Topos des Postfeminismus diskutiert.

Schlüsselwörter

SlutWalk, Resignifizierung, Postfeminismus, Sexualität, Queer Theory

Summary

SlutWalk – Resignifying femininities and feminisms

Rallies called SlutWalks have been held around the world since 2011. This new form of feminist intervention uses the ambivalent strategy of reclaiming the term “slut” in order to protest against hegemonic gender norms. This article sketches this social phenomenon and aims to contextualize the protest within feminisms and to capture the visual as well as linguistic strategies, which then become forms of symbolic political action. Judith Butler’s linguistic-political model of resignification will be elaborated in regard to the self-designation slut. The approach applied to theorizing this linguistic-subversive strategy is extended to the level of visual and body political interventions. Subsequently, the integration of feminist discourses in neoliberal ideology is explored with respect to the topos of postfeminism.

Keywords

SlutWalk, resignification, postfeminism, sexuality, queer theory

Einleitung

Seitdem im April 2011 der erste *SlutWalk* in Toronto veranstaltet wurde, fanden weltweit daran anschließende Proteste statt. Die Demonstration in Toronto wendete sich gegen die Äußerung des Polizeibeamten Michael Sanguinetti, Frauen sollten sich nicht wie Schlampe kleiden, um nicht Opfer sexueller Übergriffe zu werden.¹ Die Initiator_innen² des *SlutWalks* werten diese Aussage in dem Sinne, dass sie gesellschaftlich

1 Für eine detaillierte Beschreibung des Ereignisses vgl. www.slutwalktoronto.com/about/why; Zugriff am 14. November 2012.

2 In Referenz zu Herrmann (2003) verwende ich „_“, um ein Un_Schreibbares in einem anhand der Geschlechterordnung binär strukturierten Sprachsystem zu markieren. Darüber hinaus verweist die Setzung des „_“ bei Begriffen wie bspw. „_queer_lesbische Feminismen“ auf die Unmöglichkeit, diese Kontexte und ihre Bezeichnungen schematisch voneinander abzugrenzen.

verankerte „Vergewaltigungsmythen“ transportiere und reproduziere.³ Die Äußerung des Polizeibeamten suggeriere, Frauen würden sich aktiv „zum Opfer machen“, verkehre dadurch die Opfer/Täter-Dynamik und verlagere die Verantwortung auf die Opfer sexualisierter Gewalt. Indem kausal von „schlampig“ assoziierter Kleidung auf sexualisierte Gewaltakte geschlossen werde, werde diese geschlechterspezifische Gewaltordnung legitimiert. Auf der Homepage des *SlutWalks Berlin* wird postuliert:

„Menschen protestieren für ihr Recht auf Selbstbestimmung hinsichtlich Körper, Geschlecht und sexuellem Begehren. ‚Slut‘, bzw. ‚Schlampe‘ steht hierbei als Begriff stellvertretend für Mechanismen, die innerhalb unserer Gesellschaft existieren, um Sexualität Regeln unterwerfen zu wollen. Wir haben es satt, in einem System zu leben, das sexualisierte Übergriffe, Gewalt und Belästigungen verharmlost, legitimiert und den Betroffenen die Schuld gibt. Wir stellen uns gegen andere Unterdrückungsmechanismen wie Rassismus, Homo- und Trans* und Queerphobie, weil diese ebenfalls Ursachen sexualisierter Gewalt darstellen“ (Zugriff am 23. November 2012 unter <http://slutwalkberlin.de/info>).

Das soziale Phänomen der *SlutWalks* situiert sich innerhalb des spannungsreichen Aus-handlungsfeldes über vergeschlechtlichte Subjektivitäten und Körper, Sexualitäten und Begehrensformen. Um in die Geschlechterverhältnisse zu intervenieren, bedient sich die Protestform symbolischer Strategien: Auf visueller Ebene wird die stereotypisierte Figur der *slut* reinszeniert, auf sprachlicher Ebene soll die Bezeichnung *slut* als ermächtigende Selbstbezeichnung fungieren. Diese beiden Strategien operieren in unterschiedlichen diskursiven Registern, sprachlich und visuell, dennoch funktionieren sie analog: Bild wie Bezeichnung sollen aus der hegemonialen Besetzung herausgelöst, angeeignet und subversiv umgedeutet werden. Im Folgenden liegt mein Fokus darauf, die Diskursfigur der *slut* zu beleuchten und sie in hegemoniale wie feministische Kontexte einzubetten. Davon erhoffe ich mir, die Anliegen und Strategien der *SlutWalks* aufzuzeigen. Somit konzentriert sich der vorliegende Text auf die performativ-politischen und sprachlich-subversiven Strategien, also politische Interventionsformen, die sich nicht auf der Ebene von Rechten und Forderungen verorten lassen, sondern in symbolisch-kultureller Dimension als hegemoniale Kämpfe betrachtet werden. Um die hegemonietheoretische Unterscheidung von Ernesto Laclau und Chantal Mouffe zu zitieren, so liegt der Fokus auf der Sphäre des Politischen statt auf der Politik. Hegemoniale Kämpfe in der Sphäre des Politischen werden demnach als artikulatorische Praktiken angesehen, die durch Unabschließbarkeit, Ambivalenzen und Spannungen charakterisiert sind.⁴ Hegemoniale und gegenhegemoniale Diskurse werden nicht als gegensätzlich, sondern als intrinsisch miteinander verwoben verstanden. Die aufgeführten Paradoxien im Rahmen des *SlutWalks* legen ein derartiges Politikverständnis nahe. Daher verfolge ich keineswegs, die-

3 Zu den Strategien des „Blaming the Victim“, der Beschuldigung der Opfer sexualisierter Gewaltakte, und der Rolle der Medien vgl. Gerstendörfer (2007: 85ff.). „Vergewaltigungsmythen sind Konsequenzen eines gesellschaftlich anerkannten Verständnisses einer unterschiedlichen männlichen und weiblichen Sexualität. Männern wird demnach Triebhaftigkeit unterstellt und Frauen die Verpflichtung der Kontrolle eigener und männlicher sexueller Aktivität auferlegt. Vergewaltigungsmythen sind also sozial etablierte Meinungen zu Vergewaltigungsdelikten, die auf soziokulturell tradierten moralischen Normvorstellungen, auf biologisch-deterministische Menschenbilder oder auf rechtsinadäquate Vorstellungen zurückzuführen sind“ (Zugriff am 12. Februar 2013 unter <http://de.wikipedia.org/wiki/Vergewaltigungsmythos>).

4 Zu kulturellen Politiken als hegemonialen Kämpfen und der Unterscheidung von Politik und der Sphäre des Politischen gemäß der poststrukturalistischen Hegemonietheorie vgl. Laclau/Mouffe (2000); Engel (2009: 34–39).

se Protestform in konzeptueller Kohärenz darzustellen, sondern herauszuarbeiten und zu diskutieren, wo und wie sie widersprüchlich wirkt. In deskriptiver Manier bezieht sich die vorliegende Arbeit vornehmlich auf das Konzept des *SlutWalks*, wie es von den Initiator_innen in Toronto entwickelt wurde, und mitunter exemplarisch auf den Berliner *SlutWalk* 2011. Meine Betrachtungen sind im westeuropäischen soziokulturellen Kontext verortet und begrenzen sich auf die dort zirkulierenden Geschlechterdiskurse. In diskursanalytischer Methodik werden Ausschnitte aus Blog-Diskussionen und Interviews herangezogen und ausgewertet. Aus textpragmatischen Gründen werden primär Diskussionen rund um die ersten *SlutWalks* 2011 zitiert. Der erste Teil ist der Doppelfigur der Heiligen/Hure gewidmet. Aus intersektionaler Perspektive wird erörtert, wie anhand dieser Diskursfigur Weiblichkeit konstruiert wird, um aufzuzeigen, gegen welche Geschlechterdiskurse sich die *SlutWalks* wenden. Darüber hinaus werden kritische Gegenstimmen zum Konzept der Protestform zitiert als auch skizziert, worauf die Benennung *SlutWalk* referiert. Im zweiten Teil erörtere ich Judith Butlers Resignifizierungsmodell, um die Aneignungsstrategie von *slut* theoretisch fassbar zu machen. Im dritten Teil wird diskutiert, inwiefern *slut* als ein Prototyp neoliberaler Selbstgouvernementalität aufgefasst werden kann und liberale und feministische Diskurse zusammenwirken.

1 Die Doppelfigur der Heiligen/Hure in intersektionaler Perspektive

Das Organisationsteam des *SlutWalks* Berlin formuliert auf seiner Homepage: „Die Kategorisierung als ‚Schlampe‘ [...] basiert auf der gesellschaftlich immer noch sehr präsenten Dichotomie von der ‚Hure‘ und der ‚Heiligen‘, die Frauen* in verschiedenen ehrenvolle Kategorien einteilt“⁵. In einem ersten Schritt erläutere ich, wie weibliches Begehren entweder negiert oder als deviant abgewertet wird. Dann wird im intersektional erweiterten Blickwinkel darauf verwiesen, wie sexistische Stereotype mit rassistischen, homophoben und klassen-degradierenden Diskriminierungen einhergehen bzw. wie sich diese Diskriminierungsmechanismen wechselseitig stärken. Im Anschluss werden kritische Gegenstimmen zum *SlutWalk* benannt, die intersektionale Perspektiven vertreten. Zuletzt folgt ein kurzer genealogischer Abriss darüber, wie *slut* in verschiedenen feministischen Kontexten als emanzipativer Kampfbegriff verwendet wird.

1.1 Die Doppelfigur der Heiligen/Hure

Auf den *SlutWalks* wird gefordert, den Opferstatus anzuerkennen, desgleichen wird sexuelle und körperliche Selbstbestimmung postuliert. Diese Doppelforderung birgt ein widersprüchliches Moment, da sich die Täter/Opfer-Dynamik aus der Subjekt/Objekt-Dichotomie speist. In der ideologischen Formation figuriert Männlichkeit als das aktive Subjekt, während Weiblichkeit als passiv objektiviert wird.⁶ Das Subjektmodell masku-

5 Zugriff am 15. November 2012 unter <http://slutwalkberlin.de/post/8858986094/zu-den-slutwalk-kontroversen-warum-keine-mehr-eine>

6 Für eine dezidierte ideengeschichtliche Einordnung der geschlechtsspezifischen Dimension von Aktivität/Passivität vgl. Newmark (2008a: 33–36; 2008b).

lin assoziierter Aktivität wird in viktorianisch geprägter, essenzialisierender Denkweise fortgeführt. Demzufolge wird angenommen, der vermeintlich natürlich gegebene männliche Sexualtrieb sei aggressiv, während der weibliche schwach bis kaum vorhanden sei und diese Schwäche gesamtcharakteristisch das weibliche Wesen bestimme. Folglich wird die Täterfigur männlich imaginiert und somit der Opferstatus als feminin festgeschrieben. Dass auch ideologische Formationen niemals widerspruchsfrei operieren, bezeugt die heteronormative Geschlechtskonstruktion von hetero-männlichem Begehren. Einerseits wird Maskulinität mit Rationalität gleichgesetzt, andererseits wird der männliche Sexualtrieb als aggressiv und ungebändigt ausgemacht. Dieses widerspruchsvolle Konstrukt heterosexuell und männlich codierter Sexualität wirkt normgebend und bleibt unhinterfragt und unmarkiert.⁷ Hingegen wird weiblich konnotierte Sexualität in der Doppelfigur der Heiligen/Hure komplementär konstruiert. Konträr zum Bild der Heiligen, die entsexualisierte, passive Weiblichkeit repräsentiert, wird in der Figur der Hure (respektive *slut*/Schlampe) animalische Sexualität evoziert. Während die Heilige ein Weiblichkeitsideal verkörpert, eine Weiblichkeit, die kein eigenes Begehren kennt, symbolisiert die Figur der Hure deviantes Begehren. In Konsequenz bedeutet dies, dass weibliches Begehren in sich paradox ist, weil Frauen nicht als Subjekte ihres Begehrens, sondern als Objekte des Begehrens Anderer subjektiviert werden (vgl. Benjamin 1990: 85–131). Vor diesem Diskurshorizont wird weibliches Begehren entweder negiert oder als pervers konstruiert.

1.2 Intersektionale Perspektive auf die Selbstbezeichnung *slut*

Die Doppelfigur der Heiligen/Hure konstituiert sich interdependent mit anderen Machtmechanismen. Wie sich in intersektional erweitertem Blickfeld verdeutlicht, entfaltet sie sich entlang heteronormativer, rassifizierender, klassen-degradierender und körpernormierender Paradigmen. Die Geschlechterhierarchisierung vollzieht sich innerhalb der heteronormativen Matrix, das männliche Begehrenssubjekt wird heterosexuell imaginiert. Darüber hinaus impliziert die Unterscheidung zwischen Heiliger und Hure/*slut* sozioökonomisches Gefälle, was sich in der Etymologie von *slut* deutlich zeigt. Der Begriff transportiert eine klassendegradierende Komponente, da er einstmals als Bezeichnung für *Küchenmädchen* verwendet wurde. Nach wie vor wird der Begriff vordergründig mit unordentlicher sowie freizügiger (weiblicher) Kleidung und mit sexuell „schmutzigen“ Ausschweifungen assoziiert (vgl. Attwood 2007). In komplementärer Abgrenzung dazu suggeriert das Heiligenbild weibliche Reinheit und Sanftheit. Dies sind Attribute, die vornehmlich weißen Frauen zugesprochen werden. Als Kontrastfolie zu diesem Idealbild dient die rassifizierte Figur der *Jezebel*, die in diesem kolonialistischen Ideologiekonstrukt als hypersexuell und animalisch dargestellt und der aufgrund ihrer vermeintlichen sexuellen Devianz der Opferstatus abgesprochen wird (vgl. Strube 2009: 63).⁸

7 An dieser Stelle möchte ich mich bei Catherine Newmark für den wertvollen Hinweis und die anregende Diskussion bedanken.

8 „Die ‚oversexed-black-Jezebel‘ hat gemäß dem kulturellen Imaginären einen nicht zu stillenden sexuellen Hunger; sie sei diejenige, die nackt und aufreizend den Mann verführe, sie sei es, die immerzu Sex wolle und demnach – so die perfide Schlussfolgerung in dieser Konstruktion – gar nicht vergewaltigt werden könne“ (Strube 2009: 64).

1.3 Kritische Gegenstimmen

Wie in der Einleitung dargestellt, vertreten die *SlutWalk*-Organisator_innen einen intersektionalen Anspruch. Dennoch wurde die Aneignung von *slut* aus verschiedenen Perspektiven kritisiert. So verwiesen die Vereine *LesMigras* und *Hydra* im Vorfeld des Berliner *SlutWalks* darauf, dass auf Organisationsebene eine weiße, mittelklassenzentrierte Perspektive vertreten werde. Die Aufforderung, *slut*/Schlampe als politischen Kampfbegriff zu verwenden, verkenne, dass rassifiziert markierte und anderweitig prekarierte Personengruppen mit diesem Term anders angesprochen würden, so z. B. Sexarbeiter_innen.⁹ Im nordamerikanischen Kontext wird die Selbstbezeichnung *slut* in einem offenen Brief kritisiert:

„In the United States, where slavery constructed Black female sexualities, Jim Crow kidnappings, rape and lynchings, gender misrepresentations, and more recently, where the Black female immigrant struggle combine, ‚slut‘ has different associations for Black women. We do not recognize ourselves nor do we see our lived experiences reflected within SlutWalk and especially not in its brand and its label. As Black women, we do not have the privilege or the space to call ourselves “slut” without validating the already historically entrenched ideology and recurring messages about what and who the Black woman is“ (Zugriff am 17. November 2012 unter www.blackwomensblueprint.com/index.php/an-open-letter-from-black-women-to-the-SlutWalk).

Die Kritiken machen darauf aufmerksam, dass die weißen Organisator_innen und Teilnehmenden *slut* bzw. *Schlampe* als einheitliche Benennungspraxis einer homogenen Personengruppe, also Frauen, fassen. Auf diese Weise reproduziert sich ein Gestus, den Feminist_innen of color bereits vor Jahrzehnten stark kritisierten: der universalisierende Gestus, mit dem weiße, sozial privilegierte Feminist_innen einheitliche Unterdrückungsmechanismen ohne intersektionale Verflechtungen annahmen. Dahingehend betrieben sie eine unreflektierte Repräsentations- und Identitätspolitik. Insgesamt verweisen die aufgezeigten Aspekte darauf, das Verletzungspotenzial von *slut* differenzierter zu betrachten.

1.4 Genealogische Skizze der sexpositiv_feministischen *slut*

Um nachzuvollziehen, wieso die Aneignungsstrategie gewählt wurde, sollte benannt werden, an welche Traditionslinie sie anschließt. *Slut* als widerständige Selbstbezeichnung birgt in sich eine Geschichte sexpositiver_feministischer Lebens- und Begehrensformen. So heißt bspw. ein Ratgeber zu Polyamorie, nicht-monogamen Lebensweisen, *The Ethical Slut*.¹⁰ Dossie Easton, eine der beiden Autorinnen, begründet die Titelwahl folgendermaßen:

9 Vgl. www.lesmigras.de/slutwalk-lesmigras-unterstuetzt-hydra-aktivist_innen.html; Zugriff am 13. November 2012; eine vertiefende Kritik äußert Juanita Henning, Sprecherin des Vereins Doña Carmen und Herausgeberin der Prostituiertenzeitung La Muchacha (Zugriff am 13. November 2012 unter <http://jungle-world.com/artikel/2011/34/43838.html>); zur gesellschaftlichen Legitimierung und Trivialisierung sexualisierter Gewalt gegen Sexarbeiter_innen vgl. Gerstendörfer (2007: 129ff.).

10 „In most of the world ‚slut‘ is a highly offensive term, used to describe a woman whose sexuality is voracious, indiscriminate, and shameful. [...] So we are proud to reclaim the word ‚slut‘ as a term of approval, even endearment. To us, a slut is a person of any gender who celebrates sexuality according to radical proposition that sex is nice and good for you. [...] As proud sluts, we believe that [...] every consensual sexual relationship has these potentials and that any erotic pathway, consciously chosen, and mindfully followed, can be a positive, creative force in the lives of individuals and their communities“ (Easton/Hardy 1997/2009: 4).

„Das Wort Schlampe wird in meiner Szene seit Jahrzehnten zu Ehren einer Person verwendet, die Sex offen und mit Forschungsgeist zelebriert. Das Stück Sprache haben wir uns von den Puritanern zurückerobert, welche Frauen mit Lust auf Sex bekanntlich für verdorben, falsch und böse hielten. ‚The Ethical Slut‘ kam mir (als) perfekte Möglichkeit, den Sexualitätsbegriff neu zu definieren. [...] Eine Schlampe mit Verantwortung ist eine sexuelle Abenteurerin, die die Gefühle derjenigen, denen sie auf dieser Reise begegnet, respektiert und wertschätzt“ (Scheuch 2005: 35).

In subkultureller Nähe dazu steht die mit *Macho Sluts* betitelte Kurzgeschichtensammlung von Pat Califia (1988). Zudem ist auf Sexarbeiter_innen-Bewegungen in den 1980er und 1990er Jahren zu verweisen, so veröffentlichte Annie Sprinkle das Video *The Sluts and Goddesses Video Workshop* (Beatty/Sprinkle 1992). Im deutschsprachigen Raum lässt sich die lesbische Schlampen-Kampagne *Schlampagne* anführen.¹¹ Wie die Beispiele zeigen, ist der Aneignungsversuch als emanzipativer Impetus zu verstehen, der einfordert, nicht-normative Begehrensformen ausleben zu können, ohne moralisch abgewertet und normativer Gewalt ausgesetzt zu werden.

Die Bezeichnung *SlutWalk* referiert auf zwei Ebenen: Sie antwortet auf besagte Äußerung des Polizeibeamten und verortet sich darüber hinaus in einer sexpositiven_feministischen Resignifizierungskette. So sagt Heather Jarvis, eine der Initiator_innen aus Toronto:

„We felt that a big part of the picture missing from a lot of discussions around sexual violence and victim-blaming was discussions about the language inherently involved in these things. [...] In our communities, language reappropriation has been incredibly empowering and ‚slut‘ was already reappropriated to be used with positivity. [...] We were aware that this word has been reclaimed and used subversively by some feminists, sex workers, queers, activists and people in non-normative relationships for at least a decade. We wanted to pick up their work and say that language has always shifted and we can have a stake in it“ (unveröffentlichtes Interview von Jule Jakob Govrin).

Diese Möglichkeit, verletzende Anreden anzunehmen und zu verkehren, um sie als ermächtigende Selbstbezeichnungen und politische Kampfbegriffe zu verwenden, verweist auf ein Sprachverständnis, das machttheoretisch fundiert ist und Sprechen als soziale Praxis ausmacht. Im folgenden Abschnitt wird Butlers sprachtheoretisches und gleichermaßen widerstandspolitisches Konzept der Resignifizierung erläutert, um die Aneignungsstrategie des *SlutWalks* theoretisch zu explizieren.

2 Resignifizierung von slut als performativ-politische Strategie

2.1 Judith Butlers sprachpolitisches Modell der Resignifizierung

Die ambivalent inszenierten *SlutWalks* zeigen auf, wie Empowerment-Strategien und heteronormative Besetzungen interferieren, ein Wechselspiel, das sich darin verdeutlicht, wie pejorative Bezeichnungen angeeignet werden können. Das sprachpolitische Konzept der Resignifizierung, das Butler in *Hass spricht* (2006) entwirft, ermöglicht es, nachzuvoll-

11 Vgl. hierzu www.graswurzel.net/245/wortlos.shtml; Zugriff am 12. November 2012; vgl. Heinicke/Blum 2005.

ziehen, wie die Anrufung *slut* aufgegriffen und umgedeutet wird. Ihr Ausgangspunkt ist, Althussers Anrufungsszene, in der das Subjekt ins gesellschaftliche Leben gerufen wird, mit Austins Performativitätskonzept zu kombinieren. Entgegen Althussers Darstellung sei der Anrufungsakt nicht vereinzelt zu begreifen, sondern müsse als eine Reihe performativer Anrufungen verstanden werden (Butler 2006: 249). Diesen Modus der Subjektconstitution bezeichnet Butler als gesellschaftliche Performativität. Um in seiner Existenz anerkannt zu werden, sei der Mensch abhängig davon, angesprochen zu werden. Diese grundlegende menschliche Abhängigkeit bedingt das sprachliche Verletzungspotenzial, da die verletzende Rede der angesprochenen Person androht, sie von ihrem Platz in der soziosymbolischen Ordnung zu vertreiben. Im Diskussionsfeld darüber, ob sogenannte *Hate Speech*, diskriminierende Rede gegen marginalisierte Personengruppen, zensiert werden solle, spricht sich Butler gegen staatliche Eingriffe aus. Dabei argumentiert sie gegen Catherine MacKinnon, welche dafür plädiert, dass pornografische Darstellungen staatlich zensiert werden sollten. Damit vertritt MacKinnon ein illokutionäres Sprechaktmodell, in dem Sprechen und Tun unmittelbar zusammenfallen. Dagegen fallen für Butler Akt und Verletzung nicht notwendigerweise zusammen. Sie deutet diese Verbindung demnach nicht als kausal determiniert, sondern verweist auf einen Zwischenraum von Sprechen/Tun, in dem sich widerständiges Potenzial entfalten kann. Hierzu verwendet sie das Konzept der Iterabilität, das Derrida in seinem Text *Signatur Ereignis Kontext* entwickelt, und modifiziert es. Stark verkürzt dargestellt argumentiert Derrida, eine performative Äußerung müsse, wenn sie konventionell sei, wiederholbar sein. Folglich setze die Annahme der Wiederholbarkeit voraus, dass die Äußerung auch in anderen Kontexten funktioniere, und so ließe sich schlussfolgern, dass sie an keinen Kontext gebunden sei. Die Kraft der performativen Äußerung generiere sich durch die Fähigkeit, dekontextualisiert werden zu können, denn ein Zeichen enthalte die „Kraft eines Bruches mit seinem Kontext“ (Derrida 1999: 335). Das Anliegen Butlers ist es, diese Logik der Iterabilität in eine gesellschaftliche Logik zu übersetzen. Während Derrida Iterabilität als sprachliches Strukturmerkmal ausmacht, erweitert Butler diesen Ansatz um die soziale Dimension und verlagert Derridas Strukturprinzip auf die semantische Ebene.¹² Da degradierende Bezeichnungen stets kulturell und historisch eingebettet seien, so Butler, könne nicht jeder Sprechakt eigendynamisch mit seinem Kontext brechen. Gerade das Phänomen der Hassrede zeige auf, dass gewisse Kontexte und Äußerungen miteinander verbunden seien. Dennoch ist der Äußerungskontext für Butler nie vollständig determiniert und dies ermöglicht es, die Äußerung zu resignifizieren, also aufzugreifen und umzudeuten. Resignifizierung kann als iterativer Bruch begriffen werden, durch den eine konventionelle Äußerung in einem nichtkonventionellen Kontext eine andere Bedeutung annimmt. Dies kann als sprachlich-subversive Strategie benutzt werden, um eine Bezeichnung neu zu besetzen, die kulturell und historisch generiert pejorativ und klassifizierend funktioniert.

12 „Derridas Erklärung tendiert dazu, die relative Autonomie der strukturellen Verfahrensweise des Zeichens zu betonen und die ‚Kraft‘ der performativen Äußerung als Strukturmerkmal jedes Zeichens zu identifizieren, das mit seinen früheren Kontexten brechen muß, um seine Iterierbarkeit als Zeichen zu erhalten. Die Kraft der performativen Äußerung leitet sich daher nicht aus einem früheren Gebrauch ab, sondern entsteht gerade aus dem Bruch mit jedem früheren Gebrauch“ (Butler 2006: 231); hier klafft meines Erachtens eine theoretische Lücke, da nicht ausreichend erklärt wird, wie diese Strukturfunktion auf semantischer Ebene wirkt. Es erschließt sich, dass verletzende Rede durch ihre historische Verwendung und damit durch ihre Semantik Kraft erhält, doch bleibt unklar, ob und wie in resignifizierender Rede Struktur und Semantik zusammenwirken.

2.2 Resignifizierung zwischen Subversion und Renormalisierung

Das vorgestellte Modell Butlers vermag es, sprechakttheoretisch semantische Verschiebungen zu erklären, und ist darüber in konkrete politische Bezüge eingebettet, so z. B. die Aneignung der gemeinhin pejorativ verwendeten Bezeichnung *queer* (vgl. Butler 2006: 29f.). Wie lässt sich das vorgestellte Modell der Resignifizierung auf die emanzipative Verwendung von *slut* übertragen? Butler entwickelt ihr Modell im Verweis auf queere Praktiken wie die Praktik des Drags und Butch/Femme-Begehrendynamiken. Im Exkurs darauf will ich darauf verweisen, inwiefern die Aneignung von *slut* durchaus problematisch ist.

Das Modell der Resignifizierung wird bereits in *Das Unbehagen der Geschlechter* (Butler 1991) als ironisches Zitieren und subversive Wiederholung im Hinblick auf queere Praktiken entwickelt. Drag und die Begehrendinszenierungen von Butch/Femme-Beziehungen können insofern dekonstruktive Effekte erzeugen, als dass sie Geschlechtsidentitäten in ihrer Konstruiertheit ausstellen und zugleich deren Bedeutungen verschieben. Die Figur der *slut* ist zumindest unter dem Aspekt mit der queer_lesbischen Femme vergleichbar, dass nicht-normative Fемinitäten aufgeführt werden, die kulturelle Stereotype aufgreifen und umwerten (vgl. Fuchs 2009). Zwar wird bei den *SlutWalks* queer_lesbisches Begehren nicht explizit verhandelt, dennoch wird der Status einer klaren Subjekt/Objekt-Dichotomie verhandelt und damit hinterfragt, wie im heteronormativen Geschlechter- und Sexualitätsraster männlich assoziierte Aktivität und weiblich assoziierte Passivität polarisiert werden. In der Übertragungsbewegung von einer queeren, subkulturellen Praxis, der Praxis des Drags, auf eine queerende Theoriefigur lässt sich die Selbstbezeichnung *slut* als politisch inszenierter Drag bezeichnen. Die queeren Praktiken von Butch/Femme-Paaren und Drag wirken für Butler dekonstruktiv, indem sie kulturelle Geschlechterbilder aufführen, die kein Original kennen. Damit haben sie einen alterierenden Effekt auf die zitierten Bilder. Doch die Wirkungsweise der subversiven Wiederholung ist umso schwieriger zu erfassen, je geringer der Abstand zwischen vermeintlichem Original und aufgeführter Kopie ist. Auf visueller Ebene gleicht die inszenierte Figur der *slut* dem heterosexistischen Stereotyp so sehr, dass die Verschiebung von Objektivierung zu Selbstbestimmung unsichtbar bleibt und damit riskiert, im Feld des Nicht-Sichtbaren zu verharren. Was passiert, wenn dieser selbstermächtigende Aneignungsgestus, der die heteronormative Anrufung zum Scheitern bringen will, selbst scheitert und renormalisiert wird? In dieser Konflikthaftigkeit der *SlutWalks* verdeutlichen sich sowohl das Potenzial als auch die Beschränkungen symbolischer Politiken. Wie Butler aufzeigt, liegt in der Wirkkraft von Begriffen, eine nicht-konventionelle Bedeutung anzunehmen, politisches Potenzial. Doch dieses Transformationspotenzial ist nicht per se subversiv, sondern kann ebenso einer normativen (Wieder-)Aneignung dienlich sein.

2.3 Körperpolitische Inszenierungen

Da Butler eine Verschränkung von Diskurs und Materie, von Körper und Sprache annimmt, erweitert sie ihr sprachpolitisches Modell in körperlicher Dimension. Durch Anrufungspraktiken wird der Körper sozial ins Leben gerufen sowie kulturell normiert

und vergeschlechtlicht, die symbolische Ordnung schreibt sich ihm ein. Von dieser körpertheoretischen Prämisse ausgehend postuliert Butler, dass einverlebte Anrufungen umgewendet werden können (Butler 2006: 248). Resignifizierungsstrategien wirken in körperpolitischer Dimension. Auf den *SlutWalks* wird der Körper als Kommunikationsmedium eingesetzt, in Szene gesetzt und mit Slogans beschrieben; so wird die Metapher der körperlichen Einschreibung wörtlich genommen. Durch das Beschriften des Körpers werden diese Zuschreibungsprozesse markiert und visualisiert. Indem die demonstrierenden Körper durch Slogans wie „Yes, I’m a slut – but not yours“ gerahmt werden, wird die Anrufung über- und umgeschrieben (vgl. Butler 2006: 226). Diese körperlichen Wieder-Einschreibungen verweisen auf den Kampf um die Autor_innenschaft zwischen Selbstbezeichnung und Fremdzuschreibung. Doch den eigenen Körper als Demonstrationsmedium einzusetzen, riskiert, dass er erneut reobjektiviert und -normalisiert wird. Diese Interventionsform, die darauf abzielt, körpernormierende Einschreibungsprozesse sichtbar zu machen und den eigenen Körper umzuschreiben, schließt an die Inszenierungsstrategien der *Riot Grrrls*-Bewegung an.¹³ Diese Bewegung entstand zu Beginn der 1990er Jahre im US-amerikanischen Raum und stellt eine popfeministische Protestform dar. Bereits im Kunstwort *Grrrl*, das semantisch das Bild des braven Mädchens evoziert und onomatopoetisch ein Knurren hervorruft und somit bedeutungsverchiebend wirkt, zeigen sich subversive Strategien, die sich in den Traditionslinien des Dadaismus, des Situationismus, des Punkrocks und der Kommunikationsguerilla verorten lassen (vgl. Strube 2009: 155f.; Downes 2011). Nun wurde die Selbstbezeichnung *Grrrl* im Verlauf der 1990er Jahre labelförmig kommerzialisiert und unter dem Slogan der *Girl Power* und in der Figur des *Girlie* vermarktet, als Beispiel ist die kommerziell erfolgreiche Popband *Spice Girls* zu nennen (vgl. Brabon/Genz 2009: 76–85). Das Ausspielen von Weiblichkeitsfiguren des gesellschaftlich Imaginären stellte eine wesentliche Komponente der *Riot Grrrls*-Inszenierungen dar, z. B. durch die Technik der Bricolage (vgl. Attwood 2007: 241); so wurden mädchenhaft codierte Kleidungsstücke mit männlich assoziierten Objekten wie Kampfstiefeln, Bass und E-Gitarre kombiniert und durch Punk-Songs mit selbstermächtigenden Texten reinszeniert. Wesentlich ist, dass kulturelle Symbole nicht negiert, sondern affirmiert und alteriert werden. Bei den *SlutWalks* sind ähnliche Körperinszenierungen zu beobachten: Das Tragen femininer Kleidung, die als „schlampig“ attribuiert wird, lässt sich als subversive Affirmation in Referenz zu den Kommunikationsguerilla-Taktiken der *Riot Grrrls*-Bewegung verstehen und zielt darauf ab, die dichotomische Doppelfigur Heilige/Hure zu destabilisieren. So wird anhand von Kleidung ein pornografisiertes Klischeebild visualisiert und dagegen protestiert oder, präziser formuliert, es wird dagegen protestiert, wie dieses Bild hegemonial besetzt ist. Das Bild der freizügig gekleideten Frau soll dem heteronormierenden Blick entzogen werden und gegenstrategisch wird eben dieses Bild präsentiert.

13 So sagt Sandra Grether, die sowohl Mitglied der *Riot Grrrl*-Band *Doctorella* war als auch den Berlin-*SlutWalk* mitorganisierte: „Das [Zurückerobern von slut] gab es auch schon in der *Riot-Grrrls*-Bewegung in den neunziger Jahren. Diese Mädchen haben sich das Wort ‚Slut‘ auf die T-Shirts oder mit Lippenstift auf den Bauch oder auf die Brust geschrieben und gleichzeitig niedliche Haarspangen getragen, um auf die lächerliche Dichotomie ‚Hure oder Heilige‘ hinzuweisen. In ihren Songtexten und Fanzines thematisierten sie Vergewaltigung, Missbrauch, Magersucht und Homophobie“ (Zugriff am 13. November 2012 unter www.tumblr.com/tagged/kerstin+grether); vgl. Peglow 2011.

Handelt es sich hier lediglich um eine Form von Selbstgouvernementalität, die sich als Protest tarnt? Zunächst ist festzuhalten, dass die Inszenierung auf den *SlutWalks* durch ein Potpourri an Kleidungsstücken den karnevalistischen Charakter und konventionelle Weiblichkeitsbilder ironisch zu zitieren scheint (vgl. Strube 2009: 27ff.). So medienwirksam die gewählten Strategien sind, indem die Bilder massenmedial verbreitet werden, verstärkt sich die Möglichkeit, sie zu reobjektivieren und zu renormalisieren. Während auf bildtheoretischer Ebene die Objektivierung von Feminitäten affirmiert wird, wird auf der Ebene politischer Forderungen selbstbestimmte Subjektivität formuliert. Diese paradoxen Strategien wirken gleichermaßen re- wie destabilisierend auf Weiblichkeitsideale.¹⁴

3 Neoliberale Feminitäten

Dieses Ambivalenzverhältnis zwischen Subversion und Normalisierung, wie es sich im Rahmen des *SlutWalks* darbietet, lässt sich auch bezüglich der Figur der *slut* aufzeigen. Hierfür referiere ich auf zwei theoretische Modelle: erstens ein Hegemonieverständnis, in dem hegemoniale und gegenhegemoniale Diskurse nicht als gegensätzlich, sondern als intrinsisch ineinander verwoben verstanden werden; zweitens das Subjektivierungsmodell der Selbstgouvernementalität.

3.1 Post_Feminismus als Neoliberalisierung feministischer Diskurse

Das Modell der Selbstgouvernementalität findet sich bei Foucault nur fragmentarisch bestimmt. An dieser Stelle kann es nicht ausführlich diskutiert, doch wenigstens schematisch resümiert werden. Davon ausgehend, dass Macht nicht rein repressiv, sondern auch produktiv wirkt, ergibt sich ein erweitertes Blickfeld auf Subjektivierung. Das Subjekt wird in Machtstrukturen erzeugt, dementsprechend regiert und diszipliniert es sich selbst gemäß der sozioökonomischen Normen (vgl. Foucault 2004). Für Geschlechtlichkeit bedeutet dies, dass sich Frauen ästhetisch, körpersprachlich, habituell an normativen Weiblichkeitsbildern orientieren und gewissermaßen „sexuelle Arbeit“¹⁵ leisten, um einem kohärenten Weiblichkeitsideal zu entsprechen. Meine These ist nun, dass die Figur der *slut*/Schlampe einem neoliberalen Weiblichkeitsideal entspricht. Damit will ich keinesfalls leugnen, dass Frauen mit einem ausschweifenden, selbstbestimmten Sexualleben soziale Sanktionen erfahren – ganz im Gegensatz zu Männern, die oftmals soziale Anerkennung für ihre „Eroberungen“ erlangen. Dennoch wäre es ein verengter Blick, die Figur der *slut* dergestalt zu interpretieren, dass sie rein repressiv unterdrückt wird. Die *slut* lässt sich durchaus als Prototyp neoliberaler Subjektivierungen begreifen. In der Tat ist die Inszenierung als *slut* kein neues, sondern ein popkulturell etabliertes Bild, das von einer Reihe von Künstler_innen bedient wird, z. B. Madonna,

14 Mit diesem Risiko der Restabilisierung feminer Stereotypisierung einhergehend wird in feministischen Kontexten darauf verwiesen, dass gerade durch die Schwerpunktsetzung auf Kleidung der Fokus verengt wird, wer wie sexuell übergriffig interpelliert und angegriffen wird. Vgl. www.blackwomensblueprint.com/index.php/an-open-letter-from-black-women-to-the-slutwalk; Zugriff am 17. November 2012.

15 Zum Konzept der sexuellen Arbeit vgl. Lorenz (2009: 25–29).

die sinnbildlich diese Allianz von Pop und Porno repräsentiert (und deren Künstlerinnenname mit besagter Doppelfigur der Madonna/*slut* spielt). Des Weiteren lässt sich auf Modephänomene rekurren, T-Shirts mit dem Aufdruck *slut* oder *Schlampe* zu tragen. Maren Volkmann schreibt hierzu:

„(Junge Frauen) ziehen freiwillig T-Shirts mit der Aufschrift ‚Schlampe‘ [...] an und demonstrieren damit, dass sie nun selbst die Regeln bestimmen und deswegen machen können, was ihnen beliebt – dies betrifft teilweise auch kulturelle Praktiken, von denen sich Vertreterinnen der Zweiten Welle bewusst distanzieren. Diese Taktiken sind stets ein Spiel mit dem Wissen um Feminismus. Dieser wird nur angedeutet, um zu zeigen, dass er nicht länger notwendig ist“ (Volkmann 2011: 243).

Wie lässt sich dieses Bild in die Resignifizierungskette von *slut* einreihen? Für Volkmann ist dieses Phänomen weder als feministisch noch als anti-feministisch, sondern als postfeministisch aufzufassen. Kerstin Grether, Mitorganisatorin des Berliner *SlutWalks*, äußert sich zum Bild der *slut* folgendermaßen:

„Auf einer subtileren Ebene glaube ich, dass SlutWalks so gut ankommen, weil die ‚Nutte‘ in unserer pornographisierten Gesellschaft eine Männerphantasie darstellt. Was die Medien vielleicht nicht verstehen, ist, dass die SlutWalk-Bewegung die ironische Überaffirmation einer Männerphantasie als Mittel benutzt, um den alltäglichen Porno-Bildern einen anderen Text entgegenzusetzen“ (Zugriff am 15. November 2012 unter www.tumblr.com/tagged/kerstin+grether).

Doch wirkt diese ironische Botschaft nicht abgrenzend zu feministischen Diskursen, die jene Schönheitsideale kritisieren? Oder ist die Protestform ein Effekt dessen, wie Körper, sexuelle Subjektivitäten und Begehrensformen kommodifiziert werden? An dieser Stelle ist es sinnvoll, zu betrachten, wie neoliberale und feministische Diskurse interagieren. Durch die Umstrukturierung und den Abbau des Sozialstaates werden neoliberale Werte wie Flexibilität, Individualisierung und Eigenverantwortung zelebriert, Attribute, die gerade Frauen zugesprochen werden und sie damit zu ökonomisch angepassten Subjekten machen (vgl. Volkmann 2011: 23f.; Power 2011: 29–38). Der Neoliberalismus durchdringt dabei Subjekthaftigkeit (vgl. Engel 2009: 24). Um zu erörtern, wie die neoliberale Ideologie in feministischen Diskursen wirkt, ist es unumgänglich, sich mit dem Begriff des Postfeminismus zu befassen. Der Begriff erscheint insofern kontradiktorisch, als dass er heraufbeschwört, wogegen vordergründig protestiert wird: den vermeintlichen Tod des Feminismus. So schreibt Volkmann: „Im Postfeminismus wird Feminismus zwar auf der einen Seite vorausgesetzt und angenommen, auf der anderen Seite wird er jedoch zur Ware gemacht und die Frau – in der Begrifflichkeit des Kapitalismus – als ermächtigte Konsumentin konzipiert“ (Volkmann 2011: 243).¹⁶ Post_feministische Diskurse bedeuten gleichermaßen eine feministische Kontinuität sowie eine Abgrenzung zum Feminismus, die in der Schreibweise Post_Feminismus

16 Mitunter wird dieser Begriff synonym mit den Bezeichnungen Popfeminismus und Feminismus der dritten Welle (respektive poststrukturalistisch geprägter Feminismus) verwendet. Ohne vertiefend auf diese Problematik einzugehen, plädiere ich dafür, die Begrifflichkeiten zu differenzieren. Die Bezeichnung Popfeminismus trennt allzu strikt zwischen Populärkultur und Theorie, eine Trennung, die gerade das Zusammenspiel von feministischer Praxis und Theoriebildung hinterfragt. Der poststrukturalistisch geprägte Feminismus kritisiert gesellschaftliche Machtverhältnisse auch auf struktureller Basis und eben diese Perspektive mangelt dem Postfeminismus, der eindimensional neoliberale Werte wie Individualität und Wahlfreiheit postuliert.

sichtbar gemacht werden kann. Während sexpositiver Feminismus die Frage nach nicht-normativen Sexualitäten wie Begehrensformen thematisiert (z. B. in *Queer Theory*), wird im Post_Feminismus weibliche Sexualität in rein heterosexueller Matrix verhandelt. Anstelle einer systemkritischen Position gegenüber den gegenwärtigen Geschlechterverhältnissen steht individuelle Handlungsmacht im Vordergrund. Demgemäß wird eine machttheoretische Analyse der Sozialstrukturen aufgegeben und Feminismus zum individuellen Erfolgserlebnis stilisiert (vgl. Walby 2011: 19–25).

3.2 Heteronormalisiertes Begehren und kommodifizierte Sexualitäten

Die Affirmation (post_feministischer) Feminitäten wird in der Forderung formuliert, sexy und Feministin sein zu dürfen (vgl. Kauer 2009: 7f.). Ein Beispiel für diesen Diskurs im deutschsprachigen Raum sind aktuelle Publikationen wie u. a. *Die neue F-Klasse, Wir Alphamädchen* oder die Romane Charlotte Roches, die in einem Ambivalenzverhältnis zum „klassischen“ Feminismus stehen, der in der Klischeefigur der Feministin vergangener Zeit repräsentiert wird, die als unattraktiv, lustfeindlich und männerhassend stereotypisiert wird.¹⁷ Und eben in dieser Abgrenzungsbewegung macht Grether den Erfolg des *SlutWalks* aus: „SlutWalk ist eine Protestform, die viele Frauen auch deshalb mobilisiert hat, weil sie ein anderes Bild abgibt als das Klischee von der körperfeindlichen Feministin“¹⁸. Die ambigen Strategien des *SlutWalks* spiegeln diese post_feministischen Entwicklungen wider, doch wird ein verzerrtes Spiegelbild zurückgeworfen. Die Figur des Feminismus scheint in der Figur der *slut* höhnisch kontrastiert zu werden, doch auch das objektivierte Weiblichkeitsbild wird im Zerrspiegel transformiert. Damit steht die Figur der *slut* in chiasmatischem Verhältnis zu heteronormativen Geschlechtermythen und feministischen Kritiken: Auf visueller Ebene bekräftigt sie ein hegemoniales Weiblichkeitsbild und scheint sich damit gegen feministische Kritiken an femininen Schönheitsidealen zu stellen. Jedoch bekennt sie sich auf der Diskursebene politischer Forderungen als feministisch und opponiert damit sexistische Positionen. Diese post_feministische Inszenierung der Figur der *slut* produziert einen performativen Nebeneffekt, indem eine Gegenfigur evoziert und damit ein Klischeebild des Feminismus gezeichnet wird. Demnach stellt nicht die Heilige das Komplementärbild zur *slut*/Hure dar, in diesem Diskurs wird die junge, heterosexuelle, feminin-attraktive, post_feministische, lustvolle *slut* der Klischeefigur der lesbischen, androgyn-unattraktiven, männerhassenden, altfeministischen, lustfeindlichen Emanze entgegengestellt. Folglich ist die ironische Überaffirmation eines heteronormativen Weiblichkeitsbildes auch als Äußerung hinsichtlich eines vermeintlich überholten Feminismus lesbar.¹⁹ Lässt sich die Inszenierung der *slut* als eine performative Politikform eines karnevalesken Drags verstehen oder lässt sich hier eine Spielart neoliberaler Selbstgouvernementalität un-

17 Vgl. Haaf et al. 2008; Dorn 2006; Roche 2008. Eine kritische Analyse dieses Phänomens liefert Scharff (2011).

18 Zugriff am 19. November 2012 unter www.tumblr.com/tagged/kerstin+grether

19 Vgl. Brabon/Genz 2009: 20–25. Brabon/Genz verweisen auf die reaktionäre Wirkung von Ironie im Zuge der sogenannten Pornografisierung der Gesellschaft, indem sexistische Darstellungen mit Verweis auf den ironischen Gestus legitimiert werden (Brabon/Genz 2009: 102). Die *SlutWalks* nehmen eben jene Mittel der Ironie wie der stereotypisierten Bilder auf, um sie gegen jene pornografisierten, ironischen Diskurse zu wenden.

ter dem Deckmantel emanzipativer Rhetorik vermuten? Die Selbstbenennung als *slut* impliziert die Möglichkeit, dass sich diese Aneignungsgeste zu rein warenförmigem *Labeling* wandelt. Dem ist hinzuzufügen, dass die Forderung nach der Selbstbestimmung weiblicher Sexualität zunehmend neoliberalisiert wird und damit einhergehend Sexualitäten kommodifiziert werden, während heteronormative Begehrensformen und Geschlechterrollen unhinterfragt bleiben. Seit der sogenannten sexuellen Revolution in den 1960er Jahren ist die zunehmende Kommerzialisierung von Sexualitäten festzustellen (Sigusch 2005: 7). In neoliberalen Diskursen werden Pluralität und Diversität propagiert, dementsprechend profitiert der Markt von einer Bandbreite sexueller Spielweisen (Sigusch 2005: 34). Im Zuge dieser neosexuellen Revolution, so der Sexualwissenschaftler Volkmar Sigusch, wird weibliche Sexualität zunehmend anerkannt (Sigusch 2005: 28). Dies führt zum steigenden Druck, sich als sexuelles Wesen zu inszenieren und sexuelles Kapital zu akkumulieren, um marktfähig zu sein. Es entspricht der neoliberalen Selbstgouvernementalität einer weiblich sozialisierten, im globalen Norden verorteten Person, sich als sexuell zu präsentieren, den eigenen Körper in heteronormativer Ästhetik begehrenswert zu präsentieren. Im Zuge dieser Entwicklungen beschreiben Laura Harvey und Rosalind Gill eine neue Subjektposition: die sexuelle Entrepreneur_in, eine Hybridfigur, die sich zwischen sexpositiven_feministischen und neoliberalen Diskursen konstituiert (Harvey/Gill 2011: 52f.). Demzufolge konstatieren sie: „(I)n the postfeminist, post-Cosmopolitan West, heroines must no longer embody virginity but are required to be skilled in a variety of sexual behaviours and practices, and the performance of the confident sexual agency is central to this technology of the self“ (Harvey/Gill 2011: 56). Dergestalt ist die Figur der *slut* als sexuelle Entrepreneurin eine durchaus zeitgemäße Protagonistin neoliberaler Diskurse. Das Postulat sexueller Selbstbestimmung ist in diese gegenwärtigen Diskurse eingelagert, in welchen die Konzepte von Individualität und Freiheit an eine „an privaten Besitzrechten (ausgerichtete) Marktwirtschaft“ angebunden sind (Engel 2009: 25). Tatsächlich besetzt die *slut* als sexuelle Entrepreneur_in bereits eine Position im neoliberalen Spielfeld, sie avanciert zur Symbolfigur einer unseligen Allianz zwischen Feminismus und Neoliberalismus. In dieser Konsumlogik des „Verbraucher-Feminismus“ (Power 2011: 7; vgl. 45f.) bedarf die heterosexuelle Frau, die sich als *slut* selbst stilisiert und entwirft, einer entsprechenden Produktpalette, seien es Kleider, Kosmetikprodukte, Sexspielzeuge, um sich gestaltungsmächtig zu präsentieren. Die *slut* als Konsumentin und Produzentin ihres Selbst leistet sexuelle Arbeit an sich, um die eigene Subjektivität label- und warenförmig zu gestalten.²⁰ Dass die Figur *slut* als Produkt von Empowerment präsentiert wird, verweist auf die Schattenseite dieser ermächtigenden Strategien.

20 Harsha Walia kommentiert bezüglich des SlutWalks in Toronto: „Slutwalk -- in its slick branding -- runs the risk of facilitating the dominant discourse of ‚liberated‘ women as only those women wearing mini-skirts and high heels in/on their way to professional jobs. In reality, capitalism mediates the feminist façade of choice by creating an entire industry that commodifies women’s sexuality and links a woman’s self-esteem and self-worth to fashion and beauty“ (Zugriff am 18. November 2012 unter <http://rabble.ca/news/2011/05/slutwalk-march-or-not-march>).

4 Ausblick

Der *SlutWalk* hadert mit einem dialektischen Dilemma zwischen dem Postulat der Selbstverantwortung als sexuellem Subjekt und dem Protest gegen Verantwortlichmachung von Opfern sexualisierter Gewalt. Die Doppelfigur der Heiligen/Hure versinnbildlicht, dass weibliches Begehren in sich paradox diskursiviert wird, da idealer Weiblichkeit der Status sexueller Subjektivität abgesprochen wird. Darüber hinaus wurde aufgezeigt, wie diese wirkmächtige Geschlechterkonstruktion interdependent mit anderen Machtverhältnissen verbunden ist und wie diese intersektionalen Zusammenhänge von kritischen Gegenstimmen zum *SlutWalk* reflektiert werden. Durch Butlers Resignifizierungsmodell können die angewandten Strategien, die Aneignung von *slut* und die Reinszenierung des Körpers, fassbar gemacht werden. Im Rückschluss vom politischen Phänomen auf das theoretische Konzept erschließt sich jedoch, dass Resignifizierung zwar semantische Verschiebungen zu erklären vermag, dieses sprachliche Transformationspotenzial jedoch nicht per se politisch subversiv ist, da es auch renormalisierende Effekte hervorrufen kann. In Anlehnung an ihr Konzept der subversiven Wiederholung wurde vorgeschlagen, die Politperformance der *slut* als politisch inszenierten Drag zu verstehen. Jedoch kann die selbstbestimmte Schlampe in heteronormativer Lesart als pornografisierte Puppe zum Schweigen gebracht werden. Wenn Kerstin Grether sagt, die Medien würden nicht verstehen, dass die *SlutWalk*-Bewegung eine Männerfantasie ironisch überaffirmiere, dann bedeutet dieses mediale Missverstehen auch, dass jene hegemonialen Bilder reaffirmiert werden und die Ironie nicht die feministische Botschaft stärkt, sondern sie gegen sich selbst wendet sich und Feminismus als eine Farce erscheinen lässt. Demnach situiert sich das Konzept des *SlutWalks* in dem Wechselspiel zwischen Selbstbestimmung als sexpositive_feministische *slut* und Selbstgouvernementalität als sexuelle Entrepreneur_in. Resümierend ist zu konstatieren, dass *slut* sowohl als Label funktionieren als auch widerständiges Potenzial entwickeln kann, welches darin liegt, eine Offenheit zu bewahren, ambig zu bleiben und sich dagegen zu versperren, als gendernormative Kategorie verwendet zu werden. So ambivalent die *SlutWalks* als Protestform auch erscheinen mögen, sie haben ein feministisches Anliegen in den medialen Mainstream getragen und damit darin das konflikthafte und widerspruchreiche Potenzial aktueller feministischer Interventionen in neoliberalen Herrschaftsverhältnissen aufgezeigt.

Literaturverzeichnis

- Attwood, Fiona. (2007). Sluts and Riot Grrrls: Female Identity and Sexual Agency. *Journal of Gender Studies*, 16 (3), 233–247.
- Beatty, Maria & Sprinkle, Annie. (1992). *The Sluts & Goddesses Video Workshop or How to Be a Sex Goddess in 101 Easy Steps*. DVD.
- Benjamin, Jessica. (1990). *Die Fesseln der Liebe. Psychoanalyse, Feminismus und das Problem der Macht*. Basel: Stroemfeld/Roter Stern.
- Blum, Jule & Heinicke, Elke. (2005). Die Schlampen kommen wieder. In Laura Méritt; Traude Bühmann & Nadja Boris Schefzig (Hrsg.), *Mehr als eine Liebe: Polyamouröse Beziehungen* (S. 17–31). Berlin: Orlanda.

- Brabon, Benjamin A. & Genz, Stéphanie (2009). *Postfeminism: Cultural Texts and Theorie*. Edinburgh: Edinburgh University Press.
- Butler, Judith. (1991). *Das Unbehagen der Geschlechter*. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Butler, Judith. (2006). *Hass spricht. Zur Politik des Performativen*. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Califia, Pat. (1988). *Macho Sluts*. Los Angeles, New York: Alyson Books.
- Davis, Madeline & Kennedy, Elizabeth. (1994). *Boots of Leather, Slippers of Gold. The History of a lesbian Community*. New York, London: Routledge.
- Derrida, Jacques. (1999). Signatur Ereignis Kontext. In Peter Engelmann (Hrsg.), *Randgänge der Philosophie* (S. 325–353). Wien: Passagen.
- Dorn, Thea. (2006). *Die neue F-Klasse. Wie die Zukunft von Frauen gemacht wird*. München: Piper.
- Downes, Julia. (2011). There's a Riot going on ... Geschichte und Vermächtnis von Riot Grrrl. In Jonas Engelmann & Katja Peglow (Hrsg.), *Riot Grrrl revisited. Geschichte und Gegenwart einer feministischen Bewegung* (S. 18–51). Mainz: Ventil.
- Easton, Dossie & Hardy, Janet W. (1997/2009). *The Ethical Slut. A Practical Guide to Polyamory, Open Relationships & Other Adventures*. Berkeley: Celestial Arts.
- Engel, Antke. (2002). *Wider die Eindeutigkeit. Sexualität und Geschlecht im Fokus queerer Politik der Repräsentation*. Frankfurt/M.: Campus.
- Engel, Antke. (2009). *Bilder von Sexualität und Ökonomie. Queere kulturelle Politiken im Neoliberalismus*. Bielefeld: transcript.
- Foucault, Michel. (1983). *Sexualität und Wahrheit I: Der Wille zum Wissen*. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Foucault, Michel. (2004). *Die Geburt der Biopolitik. Geschichte der Gouvernementalität II*. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Fuchs, Sabine. (2009). Das Paradox der sichtbaren Unsichtbarkeit – ‚Femme‘ im Feld des Visuellen. In Sabine Fuchs (Hrsg.), *Femme! radikal – queer – feminin* (S. 141–159). Berlin: Querverlag.
- Gerstendörfer, Monika. (2007). *Der verlorene Kampf um die Wörter. Opferfeindliche Sprache bei sexualisierter Gewalt. Ein Plädoyer für eine angemessenere Sprachführung*. Paderborn: Junfermann.
- Haaf, Meredith; Klinger, Susanne & Streidl, Barbara. (2008). *Wir Alphamädchen. Warum Feminismus das Leben schöner macht*. Hamburg: Hoffmann und Campe.
- Hark, Sabine. (2005). *Dissidente Partizipation. Eine Diskursgeschichte des Feminismus*. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Harvey, Laura & Gill, Rosalind. (2011). Spicing It Up: Sexual Entrepreneurs and The Sex Inspectors. In Rosalind Gill & Christina Scharff (Hrsg.), *New Femininities. Postfeminism, Neoliberalism and Subjectivity* (S. 52–68). New York: Palgrave Macmillan.
- Herrmann, Steffen Kitty (alias s_he). (2003). Performing the Gap – Queere Gestalten und geschlechtliche Aneignung. *Arranca!*, 28. Zugriff am 27. Mai 2012 unter <http://arranca.nadir.org/arranca/article.do?id=245>
- Hornscheidt, Antje Lann. (2007). Sprachliche Kategorisierung als Grundlage und Problem des Redens über Interdependenzen, Aspekte sprachlicher Normalisierung und Privilegierung. In Katharina Walgenbach; Gabriele Dietze; Antje Lann Hornscheidt & Kerstin Palm (Hrsg.), *Gender als interdependente Kategorie. Neue Perspektiven auf Intersektionalität, Diversität und Heterogenität* (S. 65–107). Opladen, Farmington Hills: Barbara Budrich.
- Hunter, Nan D. (1995). Contextualizing the Sexuality Debates: A Chronology. In Lisa Duggan & Nan D. Hunter (Hrsg.), *Sex Wars. Sexual Dissent and political Culture* (S. 16–30). New York: Routledge.
- Kauer, Katja. (2009). *Popfeminismus! Fragezeichen! Eine Einführung*. Berlin: Frank & Timme.
- Laclau, Ernesto & Mouffe, Chantal. (2000). *Hegemonie und radikale Demokratie. Zur Dekonstruktion des Marxismus*. Wien: Passagen.

- Laughlin, Kathleen A. & Castledine, Jaqueline L. (2011). *Breaking the Wave. Women, their Organizations, and Feminism, 1945–1985*. New York: Routledge.
- Lorenz, Renate. (2009). *Aufwändige Durchquerungen. Subjektivität als sexuelle Arbeit*. Bielefeld: transcript.
- Newmark, Catherine. (2008a). *Passion – Affekt – Gefühl. Philosophische Theorien der Emotionen zwischen Aristoteles und Kant*. Hamburg: Felix Meiner.
- Newmark, Catherine. (2008b). Weibliches Leiden – männliche Leidenschaften. Zum Geschlecht in älteren Affektenlehren. *Feministische Studien*, 26 (1), 7–18.
- Peglow, Katja. (2011). Sisterhood is forever. Im Gespräch mit den Riot-Grrrl-Zwillingen Kerstin und Sandra Grether. In Jonas Engelmann & Katja Peglow (Hrsg.), *Riot Grrrl revisited. Geschichte und Gegenwart einer feministischen Bewegung* (S. 151–162). Mainz: Ventil.
- Power, Nina. (2011). *Die eindimensionale Frau*. Berlin: Merve.
- Roche, Charlotte. (2008). *Feuchtgebiete*. Köln: DuMont.
- Scharff, Christina. (2011). The New German Feminists: Of Wetlands and Alpha-Girls. In Rosalind Gill & Christina Scharff (Hrsg.), *New Femininities. Postfeminism, Neoliberalism and Subjectivity* (S. 265–279). New York: Palgrave Macmillan.
- Scheuch, Birgit. (2005). Eine Schlampe mit Verantwortung: Interview mit Dossie Easton. In Laura Méritt, Traude Bührmann & Nadja Boris Schefzig (Hrsg.), *Mehr als eine Liebe: Polyamouröse Beziehungen* (S. 35–39). Berlin: Orlanda.
- Sigusch, Volkmar. (2005). *Neosexualitäten. Über den kulturellen Wandel von Liebe und Perversion*. Frankfurt/M.: Campus.
- Strube, Miriam. (2009). *Subjekte des Begehrens. Zur sexuellen Selbstbestimmung der Frau in Literatur, Musik und visueller Kultur*. Bielefeld: transcript.
- Volkman, Maren. (2011). *Frauen und Popkultur. Feminismus, Cultural Studies, Gegenwarts-literatur*. Bochum: Posh.
- Walby, Sylvia. (2011). *The Future of Feminism*. Cambridge: Polity.

Zur Person

Jule Jakob Govrin, Studium der Philosophie und AVL, FU Berlin und Paris VIII Vincennes-Saint-Denis, Dissertationsprojekt zu Begehren und Ökonomie. Arbeitsschwerpunkte: Queer Theory, feministische Philosophie, Poststrukturalismus, Körpertheorien, politische Philosophie, Sprachphilosophie.

E-Mail: j.govrin@gmail.com

Bernadetta Siara

The construction of gender in the migration space: Polish women in the UK

Zusammenfassung

Geschlechterkonstruktion und Migration:
Polnische Frauen in Großbritannien

Der Beitrag betrachtet die Geschlechterkonstruktionen polnischer Frauen, die nach der EU-Erweiterung 2004 nach Großbritannien ausgewandert sind. Dazu wertet er Interviews aus, die mit 30 Polinnen an verschiedenen Orten innerhalb des Vereinigten Königreichs geführt wurden. Mit meiner Arbeit möchte ich zum einen diskutieren, ob Migration das Potenzial in sich birgt, einen Wandel in der Geschlechterkonstruktion anzustoßen, und zum anderen nach konkreten Veränderungen fragen, die sich im Zuge dessen in den Auffassungen der Frauen in Bezug auf Geschlecht feststellen lassen. Darüber hinaus soll aufgezeigt werden, dass der Zusammenhang zwischen Migration und der Konstruktion von Geschlechterrollen und Geschlechtsidentitäten stets vor dem Hintergrund von Staat, religiöser Institutionen und der Frauenbewegung zu betrachten ist – sowohl innerhalb des Ziel- als auch des Ursprungslandes. Dabei ist das Themenfeld der Geschlechterkonstruktion, speziell im Fall von Polen, – so die These dieses Beitrags – keineswegs als starr und feststehend anzusehen, sondern als ein dynamischer Prozess, der sich fortwährend verändert.

Schlüsselwörter

Geschlecht, Frauen, Migration, Polen, Großbritannien

Summary

This article focuses on the construction of gender by Polish women who migrated to the United Kingdom after the 2004 enlargement of the European Union. It draws on interviews carried out with 30 Polish women in various locations in the UK. In the article I suggest that migration may create a potential for change in gender construction and look at whether and, if so, what changes took place in Polish women's views on gender. I also argue that constructions around gender in the migration space need to be considered in the light of wider gender structural contexts co-constructed by the state, religious institutions and women's movements in both the country of migration and the country of origin. Moreover, I propose that gender contexts, in this case specifically in Poland, cannot be seen as static, but rather as dynamic and constantly changing.

Keywords

gender, women, migration, Poland, United Kingdom

1 Introduction

This article focuses on the construction of gender by Polish women who migrated to the United Kingdom (UK) after the 2004 enlargement of the European Union (EU). Generally, this area has not received attention amongst migration researchers focusing on the recent migration of Poles to the UK with the exception of work by Siara (2009, 2011) focusing on negotiating gender in cyberspace by Polish women and men in the UK. More-

over, some research relating to Polish migrant women has been carried out in other countries, including work edited by Metz-Göckel et al. (2008) and Slany (2008). This article looks at how Polish women construct and reconstruct gender in the migration space and how such reconstructions may subsequently influence gender dynamics in Poland. In the British context the approach to gender appears to be more liberal than in the Polish context even though changes have been taking place with regard to gender in Poland. Whilst more liberal and gender-egalitarian models have developed in Poland due to the exposure to gender equality discourses, there have also been attempts by the Catholic Church's representatives and right-wing politicians to re-traditionalise gender arrangements. As a result, the two countries differ with regard to gender-related policy-making. Therefore, looking at the construction and reconstruction of gender in this migration context seems to be crucial and necessary, especially with many Poles having migrated to the UK since the 2004 enlargement of the EU. According to statistics held by the British Government, at least over 680 000 Poles have arrived to the UK since 2004 (Home Office 2009).

This article focuses on how women see gender relations and women's position in Poland and the UK and what comparisons they make between gender contexts in the two countries. The article also concentrates on Polish women's perception of gender roles and gender expectations. It discusses the potential that migration to the UK provided for changing the construction of gender as Polish women gained an opportunity to observe and experience a more liberal gender environment. I consider gender as socially and culturally constructed (Jackson/Scott 2010) and I use a feminist perspective, because it is committed to assuring greater gender equality. Moreover, I also see migration as a gendered phenomenon, as gender is both reconstructed and reproduced within the transnational spaces (McIlwaine et al. 2006). In this article I argue that constructions around gender in the migration space need to be considered in the light of wider gender structural contexts co-constructed by the state, religious institutions and the women's movements in both the country of migration and the country of origin. Moreover, I suggest that gender contexts cannot be seen as static, but rather as dynamic and constantly changing. Furthermore, I propose that migration may create a potential for change in gender construction and look at whether and, if so, what changes took place in Polish women's views on gender. In terms of its structure, the article first outlines the gender structural contexts in both Poland and the UK. This is followed by information about my methodology and research participants. The subsequent sections set out and discuss Polish women's views on gender, including gender contexts, gender expectations and changes around gender in the migration space. The next section provides some contextual information about gender structural contexts in Poland and the UK, including the state level, the approach of religious institutions and women's movements.

2 Setting the scene: gender structural contexts in Poland and the UK

2.1 The state level

The process of gender construction in Poland has been very complex. Through its commitment to emancipation, the communist state introduced gender equality and prohi-

bited discrimination on gender grounds (Walczevska 2006). However, although the communist state considered itself to be committed to equality and emancipation, the understanding of gender and gender roles in private life did not change and remained rather traditional during communist times even though many women entered the labour market (Heinen/Wator 2006). The transition to democracy and a neoliberal market economy started at the beginning of the 1990s and brought about great social and economic changes, which had a negative influence on women's situation in particular (Regulska/Grabowska 2008). Gender equality-related issues were not at the top of the governments' agenda at the time (Coyle 2003) and a process of re-traditionalisation started (Pascall/Kwak 2005). This process was promoted by right-wing politicians and representatives of the Catholic Church (Graff 2008). Accordingly, women were encouraged to become homemakers and focus on family life rather than on the employment outside of the home (Hryciuk 2005). However, the transition process also influenced the gender context in other ways, as there were opportunities to observe more liberal gender models coming from the West. These models began to compete with traditional understandings of gender (Marody/Giza-Poleszczuk 2000). They focused on women as individuals and underlined their need for self-fulfilment. Moreover, even though Poland became a member of the EU in 2004, successive governments continued to promote conservative gender discourses despite the pressure exerted by the EU to change (Regulska/Grabowska 2008). However, in spite of such a conservative approach, gender expectations have been undergoing change in Poland and fewer and fewer Poles have regarded a woman's role solely as that of mother and homemaker (Budrowska 2005; Titkow 2007).

The state context as regards gender appears to be different in the UK. The traditional gender model has gradually eroded since the end of World War Two (Zweiniger-Bargielowska 2000) as the women's rate of employment has steadily grown (Charles 2002). Moreover, from the 1970s UK governments gradually developed policies that led to greater gender equality. According to Walby (2003), the UK's accession to the EU in 1973 played an important role in redefining the understanding of gender. The EU created policies aimed at increasing women's participation in the labour market, but also at making it easier for women to balance work and family life (Saxonberg/Szelewa 2007). It was especially the Labour Government formed in 1997 that subsequently initiated pro-women reforms. However, although the proposed changes were aimed at increasing women's participation in the labour market (Pascall/Kwak 2005), according to Lewis and Campbell (2007), this government's general stance on gender issues could be regarded as neutral, as it did not prioritise gender equality. In terms of gender expectations, in the view of Perrons et al. (2007), nowadays women who are mothers are expected to work outside of the home in paid employment.

2.2 Religious institutions

Catholicism is the main religion in Poland and the influence of the Catholic Church has been very visible in the area of gender since 1989 (Heinen/Wator 2006). Its activities can be seen as opposing women's emancipation, because gender roles promoted by the Catholic Church's teachings are perceived as "distant from the feminist ideas of gender equality" (Dabrowska 2005: 3). The Church's representatives perceive a woman's role

as primarily that of a mother and do not approve of women's employment outside of the home (Hryciuk 2005). In the UK, on the other hand, due to the process of secularisation, the main religious institution – the Anglican Church – has a limited impact on people's life choices or gender-related politics (McDowell et al. 2008). According to Scott (2006), secularisation challenged traditional gender ideology and influenced changes that took place with regard to gender and, as a result, led to greater gender equality (Charles 2002).

2.3 Women's movements

The women's emancipation movement in Poland goes back to the 19th century (Siemienska 2003), but at the time it was associated to a large extent with the national movement for the independence of Poland (Walczewska 2006). After World War Two women's organizations were dissolved by the communist state, which did not allow independent organizing (Siemienska 2003). However, the law on organisations was liberalised in the early 1990s (Bystydziński 2001), after which the women's movement entered a new phase and became a new phenomenon on the political scene in Poland (Fuszara 2006; Walczewska 2006). Numerous women's organisations have been created over the years. However, as Bystydziński (2001) claimed, they found it difficult to attract a large number of women. This was probably connected to negative perceptions and the ridiculing of feminism in Poland generally (Booth 2005). Despite having been belittled during communist times, feminism was seen as a communist idea after the collapse of communism (Dabrowska 2005). Furthermore, the women's movement in Poland was attacked by Catholic Church officials, as it challenged the Catholic Church's political efforts to promote traditional gender roles (Nowicka 1996). The women's movement in Poland grew in strength in the 1990s with support from many intellectuals and academics. However, as Dabrowska has argued, the women's movement has very limited impact on shaping public and private spheres of life in Poland (Dabrowska 2005).

The women's movement in the UK was also established in the late 19th century. However, it expanded substantially in the 1960s and 1970s when women's activities led to the formation of the *Women's Liberation Movement* (Melman 2000). This movement played a major role in changing the understanding of gender, as it started to question existing gender structures and the traditional view of gender (Booth 2005). The movement's representatives claimed that gender roles, rather than being natural, were socially ascribed and oppressing for women (Booth 2005). The movement's representatives actively worked over the years to expand women's opportunities and erode gender discrimination in all areas of life (Zweiniger-Bargielowska 2000).

This brief comparison shows that the migration of Polish women appeared to take place between two quite different gender structural contexts. On the one hand, even though a more progressive approach to gender was introduced by the communist state in Poland after World War Two, the Polish gender context has been undergoing a process of gender re-traditionalisation since the beginning of the 1990s. This had a negative impact on women's situation, despite Poland's membership of the EU and its strict gender mainstreaming agenda. On the other hand, the Polish gender context at the same time appeared to be undergoing change whilst being influenced by more egalitarian gender models. Overall, the UK gender structural context seemed to be more liberal in com-

parison, since the changes initiated in the post-World War Two period have been more gradual and directed more at increasing gender inequality. Moreover, the position and the impact of religious institutions on gender are very different in the two countries: whilst it is evident in Poland, it is rather non-existent in the UK. Furthermore, although the women's movement was launched at a similar time in both countries, active organisation was suppressed by the communist state in Poland whilst it developed freely in the UK. This review of gender structural contexts in both the country of origin and the country of migration was intended to be helpful for contextualising and better understanding Polish women's constructions of gender in the migration context. The next section outlines methods and provides some information about research participants.

3 Methods and research participants

I applied a qualitative approach to this research as it provides an opportunity for people to describe the constructions of gender in their own words. I carried out in-depth interviews with 30 Polish women between 2009 and 2010 in three different cities in the UK: London, Edinburgh and Cardiff. All the interviews were carried out in Polish, enabling access to all Polish women, including those who did not speak English. Such an approach also reduced potential confusion resulting from translation. The great majority of women were between 21 and 35 years old. They came from various parts of Poland, including cities, towns and the country. The majority spoke very good or fairly good English. Well over half of the women had been educated at tertiary level, around a fifth at secondary level and very few had undertaken education at vocational level. Some were students on Bachelor's or Master's courses. Research participants had various occupations and many experienced de-skilling, i.e. despite being highly skilled they worked in positions requiring a lower level of skills. The following sections present and discuss participants' constructions of gender, including the construction of gender contexts, gender expectations and changes concerning gender in the migration space.

4 Construction of gender contexts

4.1 Conservatism, Catholicism, feminism and change in Poland

A variety of views on the contemporary gender context in Poland were expressed and some participants alleged that conservative attitudes to gender prevailed in Poland. One young woman, a student, for example, talked about a lack of gender equality and criticised the notion of women's submission to men: "They do what men say and if a woman wants to say something aloud, she is discriminated against". Generally, women who constructed the gender context in Poland as rather conservative and unequal were critical of such an approach. These women were either highly educated or students and came from various locations in Poland. Moreover, the role and the influence of the Catholic Church on the gender context in Poland were also discussed. This 24-year-old woman, also a student, alleged that the Church did not approve of gender equality:

“The Church would prefer to see a woman as tamed rather than the one who can also decide. [...] Why [...] they have two hands, they can think, why would they be less valuable than men? They started to use [their abilities] and the Church does not like it [...] The Church does not like us trying to get out of its clutches, starting to think, following our own ideas.”

This woman was not religious and was generally critical of the Church and its approach to gender. Overall, many participants saw the Catholic Church in Poland as promoting gender inequality that would like to relegate women to a submissive position.

However, some participants constructed a more dynamic view of the gender context in Poland and alleged that attitudes to gender were changing and becoming more egalitarian and that women have gained more freedom and equality with men. This highly educated woman suggested that there was a greater level of gender equality in Poland nowadays than there had been in the past: “This gender equality can be seen in contemporary times”. Moreover, she argued that this has also been caused by a change in gender roles and women’s greater participation in employment. In her own marriage gender roles were *shared* as both her and her husband were breadwinners and both cared for their young daughter. However, those who put forward similar arguments were highly educated and non-religious women from cities. Feminist influences on the gender context in Poland were also debated. This highly educated and religious woman, for example, claimed that the feminist approach to gender was taking root in Poland alongside women’s active participation in employment. Moreover, she alleged that whilst more gender equal tendencies were prevalent in larger cities in Poland, more conservative attitudes to gender may prevail in smaller towns:

“There are feminist influences in Poland now [...] it is normal and connected to the world’s and Poland’s development. Many young women will not allow [...] girls from large cities will not allow such conservative rules to be maintained. I hope so [...]. I think that in contemporary times the expectations are not to stay at home. I think that it is completely normal now in Poland for a woman to have a career [...]. I do not know what it is like in smaller towns, people may have more conservative attitudes.”

This narrative shows that although a change in relation to gender may be well underway in Poland, the approaches to gender may differ across locations. Some women also said they had feminist views: “I have quite a feminist approach to the world and I would never allow a man to manage me” and alleged that women and men should have equal rights: “I think there should be total equality”. The women who said that were young and highly educated, and they might have had an opportunity to encounter feminist views whilst studying at university. Interestingly, some women were also religious, which shows the potential for combining religious views with feminist ones.

These findings show that the conservative approach to gender may still persist to some extent in Poland. However, as Szarzynska-Lichton (2004) argued, a process of change is taking place in Poland as a result of which there are greater opportunities for women and they have the opportunity to choose how they want to live their own lives. The analysis of data also showed the prevalence of feminist views to some extent. According to a CBOS (2006) poll carried out in Poland, over three quarters of Poles were supportive of gender equality in public, family and working life. However, such views were more prevalent among women and the highly educated. The research presented here produced similar conclusions. Furthermore, the process of increasing gender equal-

ity is difficult when it is confronted by the Catholic Church's conservative stance on gender (Heinen/Portet 2009). However, although the Church still has a strong position in Poland, its impact on public opinion is weakening. Both my research findings and the available literature show that the process of gender liberalisation is well underway.

4.2 Gender equality, secularisation and the feminist fight in the UK

The gender context in the UK was also discussed by research participants. This highly educated woman in her early 30s from a large town, for example, suggested that there was equality between women and men in the UK: "They do not have such a strong division into female and male; they became equal" and she regarded this as positive. Such a state of affairs was connected to the process of secularisation and the limited impact of religious institutions on social life in the UK. This highly educated woman from the country alleged that greater gender equality in the UK was associated with a more secular environment:

- Women and men in terms of the approach to family, home, sex are equal. Nobody stigmatises women here.
- What it is motivated by?
- Surely by the country's secularism. In Poland it is connected to a large degree to the country's enslavement to the Church. Do not confuse it with faith."

In her narrative this woman, despite her being religious, stressed the impact of religious institutions on the approach to gender and criticised the influence of the Catholic Church in Poland.

Women in the UK were seen as actively "*fighting for their rights*" and it was alleged that this fight has gone on for a long time, longer than in Poland. Some participants also claimed that women in the UK were more emancipated than women in Poland, they had more power and more self-confidence and this made their lives easier. This young woman from the country alleged that women in the UK appeared to be liberated and were able to have their say and make their decisions themselves:

"Women are [...] more liberated here. They not only have more rights but also more to say about rights. They are entitled to this, that [...] women decide about many issues [...] it is cool because women are not oppressed [...]. I was oppressed by the Polish mentality. I thought it was my role to give in. But I learnt here that I am me and what I want has to be fulfilled."

She believed that the opposite applied in Poland. She said that in the UK she started to feel more empowered herself and she became more confident. Overall, gender arrangements in the UK were seen as egalitarian and women's stronger position was especially stressed by participants from outside of cities – they may have noticed the biggest differences between the two gender contexts. These women were either highly educated or students, the majority spoke very good English and socialised with British people, which provided them with an opportunity to get to know the British gender culture. On a comparative level, the UK gender context may probably be described as more liberal than the Polish one (Korzinska 2003). As Miluska (2004) proposed, in more liberal contexts traditional understandings of gender were reformulated, as they were seen as

privileging men and limiting women's freedom and choices. Although some feminists in the UK could dispute such a description of the UK gender context as gender egalitarian, the comparisons of gender contexts are relative and to those coming from more conservative contexts the UK gender context may appear more gender egalitarian.

This analysis shows that Poles appear to be migrating between two quite different gender contexts. They were often constructed as if they were at opposite ends of a gender continuum, with Poland seen as traditional and influenced by the Catholic rhetoric as well as changing, and the UK presented as gender egalitarian. However, the narratives analysed also showed that this migration is not just about a move from a more traditional to a more liberal context, but from a dynamic context undergoing gender changes to one that has already undergone many changes due to the women's movement actively working to improve women's situation.

5 Construction of gender expectations

5.1 Gender expectations in Poland: traditional and changing

The interviews also focused on the construction of gender expectations in Poland. Many participants referred to traditional expectations of women, namely that they are primarily supposed to fulfil the role of wife and mother. This woman in her mid-20s from a city, for example, alleged that women's lives were considered to be "worthless" if they did not fulfil such gender roles and she considered such expectations as "limiting" women's life options:

"A woman [...] has to get married and have children. As if she was not important herself. She has to have a husband and children and then she is fulfilled. But if she is single and childless, she leads a wasted life, as it is not fulfilled."

She referred to a negative label attached to unmarried single women in Poland – "*stara panna*" ("old maiden") – which she found offensive and hurtful and denoting an "unwanted woman". She alleged that the term used to describe unmarried and single men – "*kawaler*" ("bachelor") – did not have the same negative connotations. Although she was religious, she considered such expectations unjust and unfair towards women and she stressed that the expectations made of men were not so strictly enforced. She argued that such expectations did not account for other choices women may have made with regard to their lives. Generally, highly educated women from cities mostly mentioned and criticised expectations regarding being a wife and mother. When attempting to put this in a wider context, women in Poland have generally been expected to get married and such an expectation, according to which a woman can primarily fulfil herself through marriage (Korzinska 2003), is both cultural and religious. As a result, women who do not get married are assigned a negative label of a "maiden" (Walczevska 2006) – a woman not desired by any man. Additionally, there is also a strong cultural pressure of motherhood in Poland (Mandal 2004).

Many participants also said that women in Poland were expected to focus on looking after the family and becoming homemakers once they had children. Some highly educated

women from cities referred to the “Mother Pole” notion, according to which a woman was expected to focus on her family and home and not to work outside of the home, and that these women did not like such expectations. They saw them as traditional and conservative and as having negative consequences for women. This woman in her mid-20s said:

“If you have children, you become a homemaker. For many Poles [...] it is a natural way of doing things. [...] For me this is quite conservative. Women study but then they stay at home and men are the ones who bring in the money.”

In her narrative she was critical of such expectations, even though she was religious. She stressed that women should have a choice with regard to gender roles. My analysis showed that alongside the pressure to get married and have children women are expected to be homemakers (Szarzynska-Lichton 2004). Such pressure on women to be mothers and homemakers is related to the historical perception (of a more nationalist nature) of Polish women’s roles (Korzynska 2003). They cumulated in a myth of the “Mother Pole” created at the end of the 18th century when Poland lost its independence (Walczewska 2006). This myth led to the creation of an ideal woman and stressed traditional gender roles (Chybicka/Kossakowska 2008), a woman’s ability to cope with all kinds of difficulties and sacrificing her needs and aspirations to her family and the nation (Marody/Giza-Poleszczuk 2000). Interestingly, this myth continues to be powerful and is still alive in a conservative discourse. Both the Catholic Church’s representatives and some right-wing politicians regard it as a positive gender model (Korzynska 2008). However, this myth seems to be losing its importance among younger Poles, and especially younger women want to free themselves from such traditional expectations (Titkow 2007). The views discussed portray an interesting gender dynamic and show that despite the prevalence of hegemonic, conservative gender expectations, many participants were critical of them.

A number of women also debated the construction of gender roles in the Catholic Church’s rhetoric and alleged that the Church’s conservative approach to gender was not modern enough for contemporary times. This highly educated woman, for example, was critical of traditional gender expectations promoted by the Catholic Church, i.e. for a woman to be the sole child-carer and a homemaker:

“I do not like the Church trying to enforce a certain way of thinking and excluding anyone who does not act in the same way [...] so if you are not a Mother Pole and you do not spend twelve hours with your child [...]”

This woman talked about the need to consider other gender-related lifestyle options. She was not religious and came from a large city in Poland. Mandal (2004) similarly alleged that the Catholic Church’s view of gender roles was rather conservative and accordingly a woman’s primary role was seen to be that of wife and mother. However, as my analysis showed, the Catholic Church’s view of gender was criticised and rejected by mostly highly educated non-religious women who migrated from cities.

Furthermore, some participants suggested that the application of gender in everyday practices has been undergoing change and that generally many women in Poland who were in relationships and had children actively participated in breadwinning and this was also the case for many female participants. One highly educated religious woman from a large city referred to earning and alleged that in the past it was considered a

“male responsibility”, but gender roles were becoming *blurred* and many women nowadays were in a position to be the sole earners for their families:

“I think that in the past there was an expectation that a man should provide money for the family and should be stronger. A woman [...] should have children. But I think these are more stereotypes now. I think that everything is becoming blurred. Nowadays a woman can provide financially for the family as well.”

She contested traditional gender arrangements and associated them with the past, as she was also sharing the breadwinning with her husband. Some participants (all highly educated women from large cities in Poland) also argued that women faced more expectations in Poland than men did. However, in the view of this 31-year-old woman, a combination of various expectations, including those of earning and homemaking, made of women could have disastrous consequences for them:

“A woman has to be able to cope, be very modern, has to be well educated, have a great job, be a good mother, wife and cope with all these things really well. There is not an option that she is not able to cope. She must be good at everything she does. It is like an ideal that everybody is trying to achieve but half of the women have a nervous breakdown because they are not able to combine all these things.”

She referred to the ideal of a “superwoman” embracing many different roles at once and she was critical of it. Moreover, another highly educated woman in her early 30s from a large city talked about the ideals attached to traditional gender roles and argued that there was a “preference” on the labour market in Poland for women who did not have children and those who did have children were rejected by potential employers:

“Because my son was either in a nursery or a kindergarten, I was able to go to work, but how could I start working when everybody asked who I was and as soon as I said that I had a child, they wanted me less than five minutes earlier.”

Her narrative is related to the difficulties she experienced when she was trying to find a job in Poland as a mother of a young child and it also refers to employers in Poland, who have often discriminated against mothers of young children.

My analysis showed that gender roles in Poland are undergoing a process of change (see also Arcimowicz 2008). Despite traditional expectations many women in Poland who have children are also active on the labour market. This is also caused by economic conditions, as one salary may not cover all the family’s needs and therefore a woman often has to be involved in paid employment outside of the home (Dzwonkowska-Godula 2008). Additionally, many women are often expected to be able to combine both roles, i.e. to be responsible for the housework, childcare and also to work outside of the home (Chybicka/Kossakowska 2008). As a result, a new ideal of a *superwoman* has been created (Mandal 2004) – a woman who is able to combine roles related to her work and family life (Titkow 2007). According to Mandal (2004), women who attempt to fulfil such a combination of different roles often experience stress and both physical and emotional exhaustion, also because men do not take up the childcare and homemaking to the same extent. Moreover, it also shows that during the transition period especially those women who have children are experiencing gender discrimination on the labour market (Pascall/Kwak 2005).

5.2 Gender expectations in the UK: freedom and choice

Some participants also alleged that women had more choice with regard to gender roles in the UK than in Poland. This young woman, who was a student and came from a big city in Poland, compared gender arrangements in Poland and the UK and said that women in the UK had more freedom and opportunities to decide about their lives, whilst in Poland specific gender expectations were imposed on them:

“A woman should be a mother, a cook, a wife, a lover [...] and a laundress at the same time. Here women have fought and gained certain rights. They can choose such a life, but they are asked about their opinion. We are not and this is a difference. In Poland certain expectations are forced upon us, these are not even expectations, these are obligations. It is expected that they will happen, whilst here it is a matter of choice.”

In this narrative gender arrangements were seen as if they were at opposite ends of the gender continuum – enforced in Poland and freely chosen in the UK. It was also alleged that women in the UK were not expected to fulfil clearly defined roles as would be the case in Poland. This highly educated woman from a city claimed that it allowed her to live the life she had chosen:

“To be sure, there is more freedom here. Women are not expected [...] there are no Polish expectations. I have an impression that I can breathe here, I can lead the life I want to and nobody expects anything from me. [...] I can get married or not, I can have a child or not, I can have a great career and I can spend my life [doing what I want]. When it comes to life choices, there is more freedom here. There is no social pressure, at least I did not encounter it.”

She drew interesting comparisons between gender expectations in these two gender contexts and talked about the lack of social control and freedom of choice in the UK. Also other highly educated participants stressed the freedom, choice and liberal approach to gender expectations in the UK. According to Crompton (2006), traditional roles persisted in the UK up to the middle of the 20th century and women were expected mostly to focus on housework and childcare. However, since then more and more women have entered the labour market and this has led to major changes in gender roles.

The findings show that in terms of gender expectations in Poland, some participants talked about conservative expectations of women as those of motherhood, being a wife and homemaker. Such expectations made of women were criticised by many of these participants. Others talked about changing gender expectations. Some also alleged that there was more freedom of choice with regard to the roles women in the UK embraced in their lives, and they regard this as positive.

6 Impact of migration on gender construction: emancipation and liberation of women

Some participants alleged that Polish women who migrated to the UK liberated themselves from the conservative understandings of gender as they were influenced by gender dynamics prevailing in the UK. This young woman in her early 20s who came

from the countryside alleged that Polish women became emancipated in the UK and “women’s power” had a positive impact on their lives:

“Polish women are more liberated in England than in Poland, more assertive they know what they want, because they have such opportunities. In Poland they are more held back by men. [...] I think that women’s power plays a great role here and I think that it has an immense impact on Polish women.”

She alleged that migration to the UK had affected her own life positively as she had become more confident about the necessity of having her own needs fulfilled. Moreover, this highly educated woman in her mid-20s argued that women and men had the same rights in the UK and that this also affected Polish women, who became stronger and gained a more equal position in their families:

“Everybody has the same rights here. I think that British women are stronger and have more rights. There are many Polish women who are becoming more self-confident as a result. Even when looking at my friends, I can see that it is not necessary for the man to have a decisive voice at home as head of the family. No. We are becoming more self-confident. I think that’s good. It is different than in Poland, where my female friends’ [...] men are rather dominant.”

She appreciated gender equality in the UK. She came from a small town in Poland, where allegedly more conservative attitudes to gender prevailed. She talked positively about the empowerment of Polish women in the UK and the effect these dynamic changes had in their relationships with men.

However, it was also alleged that those Polish women who decided to return to Poland would influence gender relations there. But this young woman, for example, said she felt more empowered in the UK and argued that was why she could not see herself going back to Poland:

“Women feel freer here and they feel they have more power. I can see how I feel here myself [...]. I can be the same in Poland, but nobody will listen to me because I am a woman [...] that is why I say I will not be able to find my place in Poland.”

In her case, returning to a more gender unequal context was not seen as a viable option. She came from the country, which is supposedly more conservative than other locations in Poland, and she did not consider moving back from a big city in the UK to the country in Poland as a positive life choice.

Women who talked about the positive impact of migration on Polish women were mostly highly educated or students and came from different parts of Poland. Interestingly, the majority of them were religious. These narratives confirm the argument put forward by Heinen and Portet (2009), who alleged that the migration of Poles to the countries characterised by more gender equality may influence their views and wider social change among Poles, specifically among Polish women. Participants alleged that Poles’ views of gender seem to be changing and becoming more liberal and that Polish women are becoming emancipated as a consequence of their migrating to the UK. This shows that migration is creating the potential for change in gender dynamics among Polish women in the UK. It may also have a wider impact in the transnational context, as returning Poles may introduce and demand greater change with regard to gender in Poland.

7 Conclusions

This article looked at the constructions of gender among Polish women in the UK. No attention has yet been paid to such issues in the context of the migration of Poles to the UK following the 2004 enlargement of the EU, and this article attempted to fill this gap. My analysis showed that women were critical of a conservative approach to gender and gender expectations in Poland, which were perceived by them as traditional and not fit for contemporary times. At the same time, they said that they appreciated the choice and freedom with regard to gender roles in the UK. However, it was mostly highly educated, non-religious women from cities who expressed such views. Women also saw the impact of migration on Polish women in the UK in positive terms, such as achieving emancipation, greater self-confidence and power. Interestingly, those women who believed that migration to a new gender context had a positive influence on women and their lives and who expressed feminist views were religious. This indicates great possibilities for combining religious views with gender egalitarian views.

The UK context appeared to be more gender liberal and gender-equality driven to many participants. Although, on a comparative level, the UK gender context may seem to be more gender egalitarian than the Polish context, many feminist academics are critical of such a view. However, the perception of a new context is relative, and migrants may regard it as more liberal and gender equal, and such a perception may influence their views and lead to changes in their own constructions of gender. It appears, then, that migration may have the potential to introduce change around constructions of gender. However, it also needs to be stressed that these women migrated to a new gender context where the state approach to gender is different from the one in Poland. Moreover, in the UK context religious institutions have a minimal impact on gender-related policy-making, which is opposite to the situation in Poland. Furthermore, women's movement in the UK is strong and affected women's position positively and this is again in the opposition to the context left behind. Moreover, my analysis showed that the gender context should be regarded as dynamic and prone to change, especially in Poland. Furthermore, migration should be perceived in terms of creating a potential for positive change affecting women, as the observations made in a more gender-equal context led to their questioning more conservative and traditional views of gender (Mahler/Pessar 2006).

References

- Arcimowicz, Krzysztof. (2008). Relacje partnerskie w rodzinie: korzyści z nich płynące i konieczne działania w Polsce na rzecz ich poprawy [Partner relations in a family: positive outcomes and the necessary actions for the improvement of outcomes in Poland]. In Cecylia Sadowska-Snarska (Ed.), *Równowaga: Praca-Zycie-Rodzina [Balance: Employment-Life-Family]* (pp. 287-306). Białystok: Wydawnictwo Wyższej Szkoły Ekonomicznej.
- Booth, Stephenie. (2005). Looking-glass women? A comparative analysis of gender and nation in Britain and the Czech Republic. In Vera Tolz & Stephenie Booth (Eds.), *Nation and Gender in Contemporary Europe* (pp. 38-52). Manchester: Manchester University Press.
- Budrowska, Barbara. (2005). *Nieodpłatna praca kobiet i próby jej wyceny [Unpaid women's work and the attempts to put a price on it]*. Date of access 25 June 2008 at http://www.ekologiasztuka.pl/think.tank.feministyczny/readarticle.php?article_id=145

- Bystdziński, Jill. (2001). The Feminist Movement in Poland: Why So Slow? *Women's Studies International Forum*, 24 (5), 501-511.
- Charles, Nicky. (2002). *Gender in Modern Britain*. Oxford: Oxford University Press.
- Centrum Badania Opinii Społecznej (CBOS) [Public Opinion Research Centre]. (2006). *Kobiety w społeczeństwie: równouprawnienie czy dyskryminacja [Women in society: equality or discrimination]*. Warszawa [Warsaw]: CBOS.
- Chybicka, Aneta & Kossakowska, Natasza. (2008). Trudności w godzeniu życia zawodowego z rodzinnym jako przyczyny opóźnienia decyzji o posiadaniu dziecka przez młode kobiety [Difficulties in reconciling work life with family life as the reasons for delaying decisions relating to having children by young women]. In Cecylia Sadowska-Snarska (Ed.), *Równowaga: Praca-Zycie-Rodzina [Balance: Employment-Life-Family]* (pp. 267-275). Białystok: Wydawnictwo Wyższej Szkoły Ekonomicznej.
- Coyle, Angela. (2003). Fragmented Feminisms: Women's Organisations and Citizenship in "Transition" in Poland. *Gender and Development*, 11 (3), 57-65.
- Crompton, Rosemary. (2006). *Employment and the Family: The Reconfiguration of Work and Families in Contemporary Societies*. Cambridge: Cambridge University Press.
- Dąbrowska, Magdalena. (2005). *Whose Interests Do They Defend? Problems of the Polish Feminist Movement*. Date of access 25 June 2008 at http://www.genderomania.ro/book_gender_post/part2/Magdalena_Dabrowska.pdf
- Dzwonkowska-Godula, Krystyna. (2008). Równość w rodzicielstwie? Młodzi wykształceni Polacy o społecznych rolach matki i ojca, łączeniu ról rodzicielskich i zawodowych oraz polityce rodzinnej [Equality in parenthood? Young educated Poles on social roles of mothers and fathers, reconciling parental roles and employment roles and family policies]. In Ewa Malinowska (Ed.), *Stereotypy a rzeczywistość na przykładzie wybranych kategorii społecznych [Stereotypes and Reality Based on Chosen Social Categories]* (pp. 39-88). Łódź: Tercja.
- Fuszara, Malgorzata. (2006). *Kobiety w polityce. [Women in Politics]*. Warszawa: Trio.
- Graff, Agnieszka. (2008). Kobieta i odmieniec – zakładnicy narodu [The Woman and the Other – Prisoners of the Nation]. *Krytyka Polityczna [Political Critique]*. Date of access 25 June 2008 at <http://www.krytykapolityczna.pl/Teksty-pozza-KP/Graff-Kobieta-i-odmieniec-zakladnicy-narodu/menu-id-129.html>
- Heinen, Jacqueline & Portet, Stephane. (2009). *Religion, Politics and Gender Equality in Poland*. Geneva: United Nations Research Institute for Social Development.
- Heinen, Jacqueline & Wator, Monika. (2006). Child Care in Poland Before, During, and After the Transition: Still a Women's Business. *Social Politics: International Studies in Gender, State and Society*, 13 (2), 189-216.
- Home Office. (2009). *Accession Monitoring Report May 2004 – December 2008. A Joint Online Report Between the Border and Immigration Agency, the Department of Work and Pensions, the HM Revenue & Customs and Communities and Local Government*. London: Home Office. Date of access 1 April 2009 at http://www.ukba.homeoffice.gov.uk/sitecontent/documents/aboutus/reports/accession_monitoring_report
- Hryciuk, Renata. (2005). *Political Motherhood in Poland: The Emergence of Single Mothers for the Alimony Fund Movement*. Date of access 25 June 2008 at <http://www.globaljusticecenter.org/papers2005/hryciuk.htm>
- Jackson, Stevi & Scott, Sue. (2010). *Theorizing Sexuality*. Maidenhead: Open University Press.
- Korczyńska, Jolanta. (2008). Praca zawodowa a życie rodzinne kobiet [Employment and family life of women]. In Cecylia Sadowska-Snarska (Ed.), *Równowaga: Praca-Zycie-Rodzina [Balance: Employment-Life-Family]* (pp. 187-193). Białystok: Wydawnictwo Wyższej Szkoły Ekonomicznej.
- Korzynska, Anna. (2003). Uroda, małżeństwo, macierzyństwo jako komponenty tożsamości płci [Beauty, marriage, maternity as the components of gender identity]. In Magdalena

- Radkiewicz (Ed.), *Gender w kulturze popularnej [Gender in a Popular Culture]* (pp. 49-62). Krakow: Rabid.
- Lewis, Jane & Campbell, Mary. (2007). UK Work/Family Balance Policies and Gender Equality, 1997–2005. *Social Politics: International Studies in Gender, State and Society*, 14 (1), 4-30.
- Mahler, Sarah & Pessar, Patricia. (2006). Gender Matters: Ethnographers Bring Gender from the Periphery toward the Core of Migration Studies. *International Migration Review*, 40, 27-63.
- Mandal, Eugenia. (2004). Stereotypical perception of female and male roles as a determinant in professional careers and the functioning of the labour market. In Eugenia Mandal (Ed.), *Gender and Economic Opportunities in Poland: Has Transition Left Women Behind?* (pp. 5-17). Warsaw: World Bank.
- Marody, Mira & Giza-Poleszczuk, Anna. (2000). Changing Images of Identity in Poland: From the Self-Sacrificing to the Self-Investing Woman? In Susan Gal & Gail Kligman (Eds.), *Reproducing Gender. Politics, Publics, and Everyday Life after Socialism* (pp. 151-175). Chichester: Princeton University Press.
- McDowell, Linda; Batnitzky, Adina & Dyer, Sarah. (2008). Migration, Employment and Gender Divisions of Labour. In Jacqueline Scott, Shirley Dex & Heather Joshi (Eds.), *Women and Employment: Changing Lives and New Challenges* (pp. 329-346). Cheltenham: Edward Elgar.
- McIlwaine, Cathy; Datta, Kavita; Evans, Yara; Herbert, Joanna; May, John & Wills, Jane. (2006). *'Arriving on high heels': Gender and ethnic identities among low paid migrant workers in London*. Date of access 25 June 2008 at <http://www.geog.qmul.ac.uk/globalcities/reports/docs/workingpaper4.pdf>
- Melman, Billie. (2000). Changing the subject: women's history and historiography 1900–2000. In Ina Zweiniger-Bargielowska (Ed.), *Women in Twentieth-Century Britain* (pp. 16-34). London: Longman.
- Metz-Göckel, Sigrid; Morokvasic, Mirjana & Agnes Senganata Munst (Eds.). (2008). *Migration and Mobility in an Enlarged Europe: a Gender Perspective*. Opladen: Verlag Budrich.
- Miluska, Jolanta. (2004). Uwarunkowania jakosci relacji miedzy kobietami i mezczyznami [The conditions for the quality of relations between women and men]. In Alicja Kuczynska & Elzbieta Dzikowska (Eds.), *Zrozumiec plec. Studia interdyscyplinarne II. [Understanding Gender. Interdisciplinary Studies II]* (pp. 292-306). Wroclaw: Wydawnictwo Uniwersytetu Warszawskiego.
- Nowicka, Wanda. (1996). Roman Catholic Fundamentalism Against Women's Reproductive Rights in Poland. *Reproductive Health Matters*, 8, 21-29.
- Pascall, Gill & Kwak, Anna. (2005). *Gender Regimes in Transition in Central and Eastern Europe*. Bristol: Policy Press.
- Perrons, Diane; McDowell, Linda; Fagan, Collette; Ray, Kathryn & Ward, Kevin. (2007). Gender, social class and work-life balance in the new economy. In Rosemary Crompton, Suzan Lewis & Clare Lyonette (Eds.), *Women, Men, Work and Family in Europe* (pp. 133-151). Basingstoke: Palgrave Macmillan.
- Regulska, Joanna & Grabowska, Magdalena. (2008). Will it make a difference? EU Enlargement and Women's Public Discourse in Poland. In Silke Roth (Ed.), *Gender Politics in the Expanding EU. Mobilization, Inclusion and Exclusion* (pp. 137-154). Oxford: Berghahn Books.
- Saxonberg, Steven & Szelewa, Dorota. (2007). The Continuing Legacy of the Communist Legacy? The development of family policies in Poland and the Czech Republic. *Social Politics*, 14 (3), 351-379.
- Scott, Jacqueline. (2006). *Family and Gender Roles: How Attitudes are Changing*. GeNet Working Paper No. 21. Date of access 25 June 2008 at <http://www.genet.ac.uk/workpapers/GeNet2006p21.pdf>
- Siara, Bernadetta. (2011). Body, gender and sexuality in recent migration of Poles to the United Kingdom. *Migration Studies: Polish Review*, 1 (139), 111-128.

- Siara, Bernadetta. (2009). UK Poles and the Negotiation of Gender and Ethnic Identity in Cyberspace. In: Kathy Burrell (Ed.), *Polish Migration to the UK in the "New" European Union: After 2004* (pp. 167-188). Aldershot: Ashgate.
- Siemienska, Renata. (2003). Polacy i Polki w zyciu publicznym - podobni czy rozni od mieszkancow Unii Europejskiej [Polish Women and Men in Public Life - similar to or different from the inhabitants in the European Union]. In Renata Siemienska (Ed.), *Aktorzy zycia publicznego: plec jako czynnik roznicujacy [Public Life's Actors: Gender as a Differentiating Factor]* (pp. 216-235). Warszawa, Scholar.
- Slany, Krystyna. (Ed.). (2008). *Migracje kobiet: perspektywa wielowymiarowa [Women's Migrations: Multidimensional Perspective]*. Krakow: Wydawnictwo Uniwersytetu Jagiellonskiego.
- Szarzynska-Lichton, Malgorzata. (2004). Stereotypy plci i ich realizowanie w rolach zyciowych w kontekście historycznym i kulturowym [Gender stereotypes and their application in life roles in a historical and cultural context]. In Alicja Kuczynska & Elzbieta Dzikowska (Eds.), *Zrozumiec plec. Studia interdyscyplinarne II. [Understanding Gender: Interdisciplinary Studies II]* (pp. 353-368). Wroclaw: Wydawnictwo Uniwersytetu Warszawskiego.
- Titkow, Anna. (2007). *Tozsamosc polskich kobiet. Ciaglosc, zmiana i konteksty [Identity of Polish Women. Continuity, Change and Contexts]*. Warszawa: IFiS PAN.
- Walby, Sylvia. (2003). Policy Developments for Workplace Gender Equity in a Global Era: The Importance of the EU in the UK. *Review of Policy Research*, 20 (1), 45-64.
- Walczewska, Slawomira. (2006). *Damy, rycerze i feministki [Ladies, Knights and Feminists]*. Krakow: eFKa.
- Zweiniger-Bargielowska, Ina. (2000). Introduction. In Ina Zweiniger-Bargielowska (Ed.), *Women in Twentieth-Century Britain* (pp. 1-16). London: Longman.

Zur Person

Bernadetta Siara is a lecturer in Sociology at Robert Gordon University in Aberdeen, Scotland. Her most recent research focused on gender and sexualities in the migration context with post-2004 EU Enlargement migration of Poles to the UK as a case study. She has published on issues around negotiating gender and ethnic identity in cyberspace, on the constructions around body, gender and sexuality in the migration context, as well as religious influences in views on abortion and homosexuality.

Kontakt: Robert Gordon University, Garthdee Road, Aberdeen AB10 7QG, United Kingdom
E-Mail: b.siara@rgu.ac.uk; bernadetta_siara@yahoo.co.uk

Notes

I would like to acknowledge the financial support I received from the Economic and Social Research Council (grant no ES/F008139) in the UK which enabled me to carry out this research for which I am grateful. I would also like to thank all my research participants for all the extremely interesting conversations. This article could not have been written without their contribution.

Nicole M. Wilk

Vom „Curryking“ zum „LadyKracher“. Kultursemiotischer Wandel in der Werbung für Geflügelfleisch

Zusammenfassung

Fleisch gilt seit Jahrhunderten als Statussymbol des Mannes, während energiearme Früchte und Gemüse zum Inbegriff weiblicher Verzichtleistung und Sittsamkeit geworden sind. Der Aufstieg einer als herstellbar imaginierten „Gesundheit“ zur sozialen Strukturkategorie nimmt in der *Gender*-Typisierung des Geflügelfleischs einen Ausgangspunkt, um gesundheitsbewusstes Ernährungshandeln mit Geltungswerten auszustatten. In einer stichprobenhaften diskurslinguistischen Untersuchung zu Konstruktion und Einsatz von Geschlechterklischees in der Fleischwerbung konnte die Ironisierung als (konstruktionsverschleiende) Diskursstrategie mit den zugehörigen sprachlichen und bildlichen Mitteln (Produktbezeichnung, Genusgruppenbildung, Stereotypisierung) herauspräpariert werden. Nicht zuletzt dokumentiert der auffällige Gebrauch des Verbs „wissen“ das Wirken eines gesundheitsbezogenen Macht-Wissens-Komplexes.

Schlüsselwörter

Ernährung, Fleisch, Geschlechterstereotype, Gesundheit, Konstruktion, Ironisierung

Summary

From “Curryking” to “Ladycracker”. Cultural semiotic change in meat advertisements

For many centuries meat has been regarded as a status symbol of men, whereas low-energy fruit and vegetables have come to embody female abstinence and modesty. The rise of “doing health” as a social structure category takes the gender typification of chicken as a starting point for attaching prestige to healthy nutritional behaviour. A discourse-linguistic sampling analysis of the construction and use of gender stereotypes in meat commercials shows that irony is used as a (construction-concealing) discourse strategy together with the corresponding pictorial language (product name, constitution of sex/gender system, stereotyping). The conspicuous use of the verb “to know” reveals the impact of a health-related power-knowledge complex.

Keywords

nutrition, meat, gender stereotypes, health, construction, irony

„Von der Rügenwalder Mühle gibt es jetzt G e f l ü g e l w u r s t?“ TV-Moderator Jörg Pilawa stutzt und fügt schmunzelnd hinzu: „Das ist doch nur was für die Mädels in der Familie.“ Die Kamera schwenkt zu Frau und Tochter, die kichernd in ihre Wurstbrote beißen. Dass mit der Wahl einer Fleischsorte die gesamte Geschlechtsidentität auf dem Spiel stehen kann, ist auf eine Lebens- und Gesundheitsorientierung zurückzuführen, die das Geflügelfleisch konnotiert („fettarm“, „Pute“, „flattern“). Die für das zeitgenössische *doing gender* in der Werbung charakteristische Umkodierung genderbasierter Rollenklischees lässt über den Geltungswert eines maskulinisierten Wissensbegriffs die Machtachse „Gesundheitshandeln“ in die soziale Kodierung der Ernährungsstile ein. Der folgende Beitrag untersucht die sprachlich-diskursiven Mittel dieser kommerziellen Inszenierung von Geschlechterrollen, durch die die Dualität zweier Geschlechter

hergestellt wird bzw. Weiblichkeit und Männlichkeit vereindeutigt werden. Diese Annahme orientiert sich an der Dekonstruktionsthese Butlers, wonach das „biologische Geschlecht“ [...] nicht mehr als ein körperlich Gegebenes ausgelegt [wird], dem das Konstrukt des sozialen Geschlechts künstlich auferlegt wird, sondern als eine kulturelle Norm, die die Materialisierung von Körpern regiert“ (Butler 1997: 22f.).

1 Fleischspeise als Herrschaftsspeise

Fleischspeise wirkt in der deutschen (Ernährungs-)Geschichte zweifach stratifizierend: Sie symbolisiert als Herrschaftsspeise seit dem Mittelalter die Machtverhältnisse zwischen Klerus/Adligen/Herrschern und Bauern/Handwerkern/Besitzlosen und zieht zugleich eine Asymmetrie zwischen Männern und Frauen ein (vgl. Mellinger 2003). Die kulinarische Geschlechterordnung spiegelt auch die Vorrangstellung des Vaters in der bürgerlichen Familie wider, die sich weniger durch den exklusiven Fleischgenuss ausdrückt als dadurch, dass der Hausherr als Erster das beste Stück Fleisch erhält. Diese Regeln werden seit Beginn der Frühen Neuzeit von einer Ordnung des Imaginären begleitet mit der Vorstellung, Fleischkonsum spende Kraft, rufe aber auch Aggressionen hervor (vgl. Kleinspehn 1987: 270). Fleisch katalysiert im Bürgertum Klassenspannungen und Statuskonflikte: Frei nach dem Motto „Der Mensch ist, was er isst“ gilt das Essen tierischen Fleisches als Ursache für die Rohheit und Angriffslust des (männlichen) Menschen. Der Bürger grenzt sich ab, indem er seinen Fleischgenuss eindämmt. So erhält der Fleischverzehr eine sozioregulative Funktion: Die Angst vor der Bedrohung durch Fremde/s verlagert sich in die Lebensmittel hinein (insbesondere Fleisch und Brot), deren kontrollierter Verzehr soziale Konflikte an der Oberfläche entschärft (vgl. Kleinspehn 1987: 143).

Neben symbolisch regulierten Nähe-Distanz-Konflikten zwischen den Klassenmitgliedern galt für Frauen völliger Fleischverzicht als Zeichen ihrer Reinheit und Schicklichkeit. Die Versuche der LebensreformerInnen am Ende des 19. Jahrhunderts, Rohes und Pflanzliches als ganzheitliche krankheitspräventive Nahrung zu empfehlen, scheideten an dieser Geschlechtstypisierung von Pflanzennahrung als Frauenkost (vgl. Wirz 2003). Seit Mitte des 19. Jahrhunderts steigt der Fleischverbrauch stetig an, im Jahr 2000 hat schließlich Geflügelfleisch Rindfleisch vom zweiten Platz der Beliebtheitskala der Deutschen verdrängt (vgl. DGE 2008: 24). Wenn aufgrund des vorherrschenden Schönheitsideals von einer Vorliebe der Frauen für Mageres und Kalorienarmes ausgegangen werden kann, hat dieser „gesündere“ Ernährungsstil Fleischanteile hinzugewonnen. Doch welchen Beitrag leistet der „weibliche Fleischhunger“ für die Etablierung eines neuen „Fleischgeistes“ (Frei/Groß/Meier 2011: 70), der das Bewusstsein aufgeklärter KonsumentInnen für nachhaltig Produziertes genauso umfasst wie die viel beschworene „bewusste Lebensführung“?

2 Frau und Fleisch – Frau als Fleisch: Diskursstrategien zur Herstellung von Weiblichkeit

Um die das „Fleisch“ der Werbung markierenden genderrelevanten Machtlinien zu bestimmen, wurden Kampagnen für Geflügel- und Schweinefleischprodukte der fünf führenden deutschen Fleischverarbeiter diskurslinguistisch untersucht (sprachliche Stereotype und Genderismen im Produktnamen). Es kristallisierten sich zwei ironisierende Bezugnahmen auf Frauen/Weiblichkeit heraus: der Zugriff auf die weibliche Vorliebe für Geflügelfleisch und die Verdinglichung der Frau zum Objekt der Begierde in der Analogie von Fleischspeise und Frauenkörper.

Dass Geschlechterklischees in den ironischen Zitaten als Teil des kulturellen Haushalts eher gesichert als gestürzt werden, zeigt sich bereits im Eingangsbeispiel des TV-Spots (2010) an der Behauptung: „Geflügelwurst? Das ist doch nur was für die Mädels in der Familie.“ Die Modalpartikel „doch“ suggeriert Verbreitung und Bekanntheit des Stereotyps, während die gesamte Konstruktion „x ist/sind doch nur was für y“ eine Abweichung von der (männlichen) Norm signalisiert, sodass sich das weibliche Geschlecht als markiertes im Unterschied zum männlichen Universalsubjekt abzeichnet. Die Konstruktion fasst humorige Vergegenwärtigungen weiblich bekannter Vorurteile oder rhetorischer Fragen meist samt formelhafter Verneinung. Beispiele aus der Tagespresse demonstrieren die Neigung der Wendung zur Mündlichkeit und belegen ihr paariges Auftreten mit negiertem Nachsatz:¹

- Naturwissenschaften – das ist doch nur was für Jungs: Mit dem Vorwurf räumt derweil Johanna Seidler auf: „Im Gegenteil: Mädels sind bei unseren Experimenten oft weiter als Jungs.“ (BRZ09/AUG.12526 Braunschweiger Zeitung, 27.08.2009)
- „[...] Das ist doch nur was für Mädchen“, sagte der 13-Jährige und schüttelte sich leicht [...]. (NUZ05/JAN.00359 Nürnberger Zeitung, 05.01.2005)
- Märchen sind doch nur was für Kinder. Wer so denkt, der wurde [...] eines Besseren belehrt (HMP09/JAN.00616 Hamburger Morgenpost, 13.01.2009)
- Das Gegenteil dazu sei Angela Merkel, deren Credo laute: „Schminken ist doch nur was für Frauen.“ (R98/JAN.04485 Frankfurter Rundschau, 19.01.1998)
- Lesen, das ist doch nur was für alte Leute, oder? Völlig falsch. (NUN06/AUG.01040 Nürnberger Nachrichten, 09.08.2006)

Die Konstruktion „x ist/sind doch nur was für y“ fasst geläufige Stereotype, deren sprachlich ritualisiertes Aufbrechen als Bestätigung ihrer Allgemeingültigkeit gewertet werden kann. Sie sind auf das männliche Geschlecht häufiger bezogen als auf das weibliche (Computer, Fußball, Ritterspiele, Rugby) und können ebenso Alter, Eigenschaften und Institutionen thematisieren.

Durch die Personenbezeichnung „Mädels in der Familie“, das mädchenhafte Kichern und das synchrone Abbeißen werden zudem Mutter und Tochter zu einem Mädels-Subjekt verschmolzen. Rollenunterschiede werden nivelliert. Der adversativ eingeleitete Widerspruch entspricht der typischen Korrekturfortsetzung der Konstruktion:

¹ Die Ergebnisse basieren auf einer Korpusanalyse in Cosmas II, vgl. www.ids-mannheim.de/cosmas2/web-app/ Zugriff am 20. August 2012.

„Hab ich gedacht. Aber dann hab ich sie auch probiert. Hmm [...] und ich muss sagen: Saulecker. Saulecker.“ Das weibliche Familienkollektivsubjekt steht einem dreifach mit Personalpronomen „ich“ individualisierten Werbeprotagonisten gegenüber, dessen Prominentenrolle als Quizmoderator einen Weg ebnet, um durch (medizinisches) Wissen aufgewertetes Gesundheitshandeln als Teil des männlichen Gender zu etablieren. Die Wiederholung der Ableitung „saulecker“ mit lexikalischer Wiederbelebung des intensivierenden Präfixes „sau“ ruft gegenbegrifflich „Huhn“ oder „Pute“ wach, mit denen abwertend weibliche Personen bezeichnet werden können, oft mit „dumm“ oder „blöd“ als Attribut, und die zudem das bildlich in Szene gesetzte Gekicher mit Assoziationen zum „Hühnergegacker“ als Anspielung auf eine stereotypisierte weibliche Rede- und Tratschlust untermalen. Die Umkehrungstaktik festigt nicht nur Nahrungs- und Genderklischees, sie verdeckt zugleich die diskursiven Mittel, durch die Frauen und Männer in ihren Familienrollen hervorgebracht werden.

Ein weiteres Beispiel für ein ironisiertes Stereotyp liefert ein Gutfried-Spot (2003), in dem die Frau die Wut ihres Mannes über das volle Schuhregal durch ihre „mit Liebe gemacht(en)“ „Schnittchen“ beschwichtigt. Ihr „Fleischangebot“ wird von der Geflügelstulle auf ihren posierenden, nicht zuletzt durch die Schuhe verführerisch gemachten Körper umgelenkt.

Ein Changieren zwischen Sex- und Essbegehren zeigt sich auch im (Selbst-)Marketing des Pop-Entertainers Dieter Bohlen für Wiesenhof (2009), der in sprachlich und bildlich wechselnder Bezugnahme vom Tier- auf den Frauenkörper sein stereotypes Begehrensschema offenbart:

Schriftliche Einblendung: Neulich bei Dieter ... (Frauenlachen im Hintergrund)

Bohlen am Grill: „Also, ich stehe auf gut gebräunt und knackig.“

Frau in Bikini läuft durchs Bild, nur Torso ist sichtbar.

Bohlen: „Deswegen: der Bruzzler. Von Wiesenhof. Obersuperlecker und 100 Prozent mein Ding. Hmmm, ganz schön braun.“

Frau kommt in Bikini auf Bohlen zu.

Bohlen: „Der Bruzzler. Von Wiesenhof. Mann, is' das 'ne Wurst.“

Der auf sexuelle Reize reduzierte Frauenkörper und seine mit der Grillwurstanalogie signifizierte Verfügbarkeit ist nur wegen des (vermeintlich) überzogenen Charakters akzeptabel, der behauptet, die Verhältnisse seien in Wirklichkeit ganz anders und heutige Frauen bezögen ihren Selbstwert keineswegs über ihre Körpermaße. Doch die Daten zeigen ein anderes Bild. Selbst gut ausgebildete, karriereorientierte Frauen legen ein gesundheitlich riskantes Essverhalten an den Tag und eifern orthorektisch, das heißt mit einem Übermaß an Selbstkontrolle, Schönheits- und Gesundheitsidealen nach (vgl. Habermann-Horstmeier 2007).

Die zugehörigen Funkspots setzen mit ihren saloppen Anspielungen und teils originellen Wortschöpfungen auf ein junges Image: Bruzzler sind „kein Song zum Runterladen“, „100 Prozent mein Ding“, „klaro?“, „angesagt“, „nix“, „ballaballa“ sowie „abseitser“, „obersuperlecker“, „Poptitan“ oder „Kaviarkrümelschlinger“. Die Klischees vom „perfekten Grilltag“, an dem „die Mädels echt wenig anhaben“, erreichen in der Schilderung einer Supermarktszene die Grenzen des guten Geschmacks, in der Bohlen „fast daneben gegriffen“ hätte, „aber in allerletzter Sekunde doch noch die Bruzzler von Wiesenhof in meinen Einkaufswagen versenkt“. Die Ironie mag teilen, wer meint,

Frauen und Männer seien in ihren Handlungsbedingungen gleichberechtigt. Ungleiche Machtlagen in sozialen Körperpraktiken könnten Abwehrinhalte sein, durch die die Ironie der Spots funktioniert.

Zum pseudo-emanzipierten Bild der modernen Frau, die ihre Reize nicht verbirgt, passt auch der Produktname „LadyKracher“ für eine „schön scharfe“ Grillwurst, die in pinkfarbener Verpackung „mit Chili und Sun dried Tomato“ für den Frauen-Fußball-WM-Sommer 2011 feminine Farb- und Körperklischees reproduziert. Der Name „LadyKracher“ spielt, vermittelt durch den gleichnamigen Knallkörper, auf eine Comedyserie an, die Genderrollen parodiert (z. B. Mauerblümchen, Blondchen). Markiert ist er durch das *cross-gendering* auf der Folie der Tradition, Wurstprodukte mit männlichen Bezeichnungen zu belegen: „Stramme Jungs“, „Lange Kerls“, „Große Bengels“ (Herta Dörffler), mit denen sich männliche Konsumenten identifizieren mögen. Der „KohlKönig“ (Meica) ruft zugleich die Imago umsorgender Weiblichkeit wach: in „schöne(r) Tradition [...] (n)ach Omas Familienrezept mit viel Liebe und guten Zutaten gekocht“, wobei das Namenskompositum mit der Unterschrift „Grünkohl mit Kochmettwurst“ das (virile) Wurstfleisch über den (nährenden) Kohl regieren lässt. Der „Curryking“ (Meica) gewinnt im TV-Spot (2009) den Charakter eines dekonstruierten Phallus, wenn kreischende Frauen die Würstchenscheiben in Ketchupsoße im Kühlregal mit den Worten entdecken: „Der King lebt. Ja!“ Ein verlachter Phallus deutet möglicherweise auf das Verdrängen seiner Wirkmächtigkeit hin.

Zur historischen Einordnung der ironisierten Geschlechterklischees sei noch auf eine Entkörperungstendenz der kommerziellen Darstellungsnorm verwiesen, die den Tierkörper ebenso umfasst wie den Körper menschlicher WerbedarstellerInnen. Die Verdrängung der tierischen Herkunft des Fleisches hinterließ in den 1960er und -70er Jahren noch deutliche Spuren in der Werbung, zum Beispiel indem die Wurst personifiziert wurde wie in einem Gutfried-TV-Spot, in dem der Mann in der Küche auf ein personengroßes Plüschhuhn trifft, das ihm im Gackerton versichert: „Diese Wurst schmeckt so gut. Keiner glaubt, dass die vom Huhn stammt.“ Verdutzt wendet sich der Küchenfremdling an seine Frau: „Und wie komme ich jetzt an meine Wurst?“, woraufhin diese kess zurückgibt: „Frag doch das Huhn, Schatz!“ Die hyperritualisierte weibliche Ernährungsexpertise und die Unbeholfenheit des Mannes sind einander Faktor für die Eheleute: Er akzeptiert, dass sie im häuslichen Regime die Strippen zieht; seine Bloßstellung ist im Bewusstsein der sozialen Höherbewertung seiner (unterstellten) marktvermittelten Lohnarbeit (vgl. Becker-Schmidt 1996) augenzwinkernd gestattet. Hier treffen typischerweise Frau und Mann zum (asymmetrischen) Spiel der Geschlechter zusammen, während Werbung ab den 1990er Jahren eher Interaktionen zwischen Mensch und gendertypisiertem Fleischprodukt inszeniert. Ganz ohne DarstellerInnen kommt eine TV-Werbung von Gutfried (2004) aus, die, wenn man den Tanz als Geschlechterspiel fassen mag, unter alliterierten Produktnamen („Salami Samba“, „Putenbrust Polka“, „Mortadella Mambo“, „Fleischwurst Funk“) feminisiertes Gemüse von maskulinisierter Wurst führen lässt. Am Ende trägt TV-Moderator Johannes B. Kerner, seit 2004 Werbetestimonial der Marke, den Slogan „Mit Gutfried geht’s uns gut.“ vor. Das kollektive „uns“ macht ihn zum Repräsentanten einer unsichtbaren Familie, in der die Fleischware als Mittler der (imaginären) Vergemeinschaftung auftritt (vgl. Wilk 2010).

3 „Gesundheit“ als soziale Strukturkategorie mit Gender-Effekt

Am Beispiel des Geflügelfleischs zeichnet sich die Integration eines feminisierten Lebensmittels in einen „bewussten, gesunden, verantwortungsvollen“ Ernährungsstil ab, indem ein als männlich inszeniertes Subjekt den Verzehr über die kulturelle Vernetzung mit dem Komplex „Wissen-Gesundheit“ legitimiert – für beide Geschlechter. Durch die Ungleichheiten der symbolischen Geschlechterordnung (männliche Wissensvernunft regiert über weibliches „Gesnatter“⁴) wird in der ironisierenden Gender-Umcodierung die Sexus-Identifizierung fortgeschrieben und zugleich Gesundheitsverhalten als ernährungs-basierte Kulturpraxis mit Geltungswert aufgeladen. Diese ist Teil eines Gesundheitsdispositivs, in dem sich Macht und Körper mit einem Wissenstyp verbinden, der der Natur zugewiesenes Körperwissen durch wissenschaftliches Wissen ersetzt. Die Handlungs-rationalität dieses Macht-Wissens-Komplexes erhebt „Sicherheit“ zur Norm und macht aus dem Gesundheitsstatus eine private Angelegenheit mit der ökonomischen Vision eines „Gesundheitskontos“, auf dem sich die Bewegungen einer riskanten oder präventiven Lebensführung niederschlagen (vgl. Schmidt-Semisch 2000: 177). Wer außerhalb der mythischen „Gesundheit“ steht, erleidet leicht Statusverluste samt zugehöriger (Selbst-)Vorwürfe und Schuldzuschreibungen.

Die aus der sicherheitsdispositiven Perspektive stets gefährdete Gesundheit erfordert eine Reihe systematischer Vorsorgemaßnahmen, zu denen das Produkt beizutragen verspricht. Auf diese Wissensnarrative sind vier TV-Spots der Rügenwalder Mühle (2010) zugeschnitten, in denen Pilawa das „kanonische Wissen“ verkörpert („Pilawas großes Geschichtsquiz“, „Quiz mit Jörg Pilawa“, „Rette die Million“). Untermalt vom englischen Volkslied „Scarborough Fair“ mit seinen Anklängen an Ländlichkeit und Tradition gebraucht der Quizmaster wie Kerner zuvor das Familien-„wir“: „Von der Rügenwalder Mühle haben wir immer was Leckeres auf dem Tisch.“ Eine (neue) väterliche Fürsorglichkeit beweist er nicht, im Gegenteil rufen die gedoppelten Kinder, als sie ihren Vater Wurst essen sehen, aufgebracht: „Nicht alles aufessen.“ Pilawa findet es, der Kamera zugewandt, „natürlich super“, dass die Wurst „ohne diese ganzen Zusatzstoffe hier“ auskommt: Die mit „diese ganzen“ signalisierte Fülle wird durch den kurzen Kamerazoom auf die Verpackung unterstützt, wo das in Versalien an jeden Zeilenbeginn gesetzte „OHNE“ ins Auge springt.² Ohne was genau das Produkt auskommt, kann im Einzelnen nicht erfasst werden und spielt auch keine Rolle. Die Sprachhandlung des Versprechens „ohne xy“ und die Aufforderung zum Nachlesen vermitteln Sicherheit und den Eindruck, das Fleisch sei „rein“ und „unversetzt“ und hebe sich von der Ware weniger vertrauenswürdiger Anbieter ab mit der anschließenden Risikokonstruktion „Das macht sonst keiner“. Zusätzliche Kontrolle verstärkt die Vertrauensbildung (Partikelcluster „dann auch noch“): „Und dann auch noch vom Institut Fresenius kontrolliert.“ Der abschließende Kommentar des Jungen („Saulecker!“) eint Vater, Tochter und Sohn, zu denen sich durch Tischgedecke symbolisch noch weitere Familienmitglieder hinzugesellen.

2 „Ohne Zusatz von Geschmacksverstärkern. Ohne Zusatz von Aromen. Ohne Farbstoffe. Ohne Gluten und Laktose.“

Der für rund zehn Personen eingedeckte Familientisch ist auch Schlüsselement der Internetseite (www.ruegenwalder.de/produkte). Auf freiem Feld mit Baumkette und See wird das pommersche Idyll, traditioneller polnischer Herkunftsort der Marke, stilisiert.³ Das Landschaftsbild erfindet mit dem Eindruck bäuerlicher Ursprünglichkeit eine historische Qualität, die – das signalisieren vier weiß bekittelte „Betriebsleiter für die Bereiche Produktion, Technik und Forschung“ im Vordergrund – mit hohem wissenschaftlich-technologischen Standard erzielt wird. Die männlichen Garanten des wissenschaftlichen Wissens „herrschen“ über ein Naturprodukt, das aus der Szenerie vollkommen herausgestrichen ist. Der Slogan weckt den Eindruck, die tierischen Erzeugnisse seien Menschenwerk: „Wir wissen noch, wie man richtig gute Wurst macht.“ Im Hauptsatz regiert das Verb „wissen“ ein kollektives „wir“-Subjekt, das auf ein Nebensatz-Objekt zielt („wie man richtig gute Wurst macht“), dessen Seltenheit durch das Adverb „noch“ indirekt behauptet wird.

Der mit Gesundheit, Ursprünglichkeit und Vertrauenswerten aufgeladene Wurstgenuss („Wir stehen zu unserer Verantwortung“) wird vom Wettbewerber Gutfried durch Sportlichkeit ergänzt. Ebenfalls am syntaktischen Angelpunkt des Verbs „wissen“ im Vordersatz erklärt Talkmaster Kerner im TV-Spot (2008) vor einer Gruppe von Radfahrern:

„Inzwischen weiß man ja: Wenn man sich mit Gutfried bewusst und lecker ernährt, hat man auch Lust, sich zu bewegen. Da ist es ja auch kein Wunder, dass daraus 'ne ganze Bewegung geworden ist.“

Das Indefinitpronomen „man“, die Selbstverständlichkeitsmarker (das Adverb „inzwischen“ in Kombination mit der Modalpartikel „ja“) und die gesetzte Normativität („auch“) signalisieren die Allgemeingültigkeit eines Wissens um ein Gesundheitsverhalten, das metaphorisch („Bewegung“) mit der Bedeutung eines Politikums verglichen wird. Die Anspielung befördert die Annahme, dass in der Entwicklung des „Gesundheitsverhaltens“ zur Strukturkategorie die Kategorie Gender nachgeordnet wird. Die Wissensproposition („weniger Fett“) wird vom Off-Sprecher mit einem gesteigerten Adjektivkomplex verbunden, der körperliche und mentale Fitness anzeigt: „Besser drauf mit weniger Fett.“

In den TV-Spots von 2004 und 2006 präsentierte Kerner die Stimmungsheber-Wurst gemeinsam mit seiner Frau, der Hockeyweltmeisterin Britta Becker, die auch (namentlich) zu Wort kam. Sie habe unbemerkt „an seiner Ernährung gedreht“. Ihr Strippenzieher-Image driftet jedoch ins Naive ab, wenn sich Kerner athletisch auf den Tisch schwingt und mit der druckreifen Verve des Journalisten den sie einschließenden („uns“) Slogan skandiert. In den drei Folgespots liegt die Expertise ganz bei Kerner, der den Zeitgeist einfängt. Während seine Frau von sich spricht, erheben Kerners Empfehlungshandlungen universellen Gültigkeitsanspruch („man muss“): „Man muss sich schon ein bisschen bewusst und zeitgemäß ernähren, also weniger Fett [...]“. Beckers Rolle wirkt kindlich trotzig, wenn sie bestätigt: „Sach ich doch.“ Als Begleiterin radelt sie wortlos neben Kerner her, lächelt ihn gelegentlich an.

In der Entwicklung der szenischen Rollenverteilung zeigt sich, dass die weibliche Rolle der Nährerin und Versorgerin durch ein männliches *doing gender*, in anderen

3 Seit 1956 werden die Wurstwaren in Bad Zwischenahn hergestellt.

Beispielen auch durch *undoing gender*, überblendet wird. Beide Formen bekräftigen durch ihren unernten bis ironisierenden Zugriff auf Geschlechterstereotype die Sexus-Differenz zwischen Männern und Frauen (Gender-Effekt) und lenken gerade durch ihre sprachliche Indirektheit (Metapher, Ironie) von der Gemachtheit kulinarischer, also machtpolitischer Geschlechterdifferenzen, ab. Das Rollenschema der männlichen Prominenten passt das Essen in eine Wissensökonomie ein, die Gesundheit und Wohlbefinden als herstellbare Größen entwirft. Ob dabei Familie auch in Zukunft als zentrales Bezugskonzept für die (genderbezogene) Esskulturforschung fungieren kann, ist fraglich. Die Ergebnisse liefern Evidenz dafür, dass sich die aus dem Modell der bürgerlichen Kleinfamilie abgeleitete Vergemeinschaftungsfunktion des Essens vom Familientisch ablöst und neue Rollenverständnisse freisetzt.

Literaturverzeichnis

- Becker-Schmidt, Regina. (1996). Einheit – Zweiheit – Vielheit. *Zeitschrift für Frauenforschung*, 14 (1+2), 5–18.
- Bröckling, Ulrich, Krasmann, Susanne, & Lemke, Thomas. (Hrsg.). (2000). *Gouvernementalität der Gegenwart. Studien zur Ökonomisierung des Sozialen*. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Butler, Judith. (1997). *Körper von Gewicht. Die diskursiven Grenzen des Geschlechts*. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Deutsche Gesellschaft für Ernährung (DGE). (2008). *Ernährungsbericht 2008*. Bonn: Druck Center Meckenheim.
- Frei, Alfred Georg, Groß, Timo, & Meier, Toni. (2011). Es geht um die Wurst. Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft tierischer Kost. In Angelika Ploeger, Gunther Hirschfelder & Gesa Schönberger (Hrsg.), *Die Zukunft auf dem Tisch. Analysen, Trends und Perspektiven der Ernährung von morgen* (S. 57–75). Wiesbaden: VS-Verlag.
- Habermann-Horstmeier, Lotte. (2007). Restriktives Essverhalten bei Frauen in Führungspositionen. Ein gesundheitlicher Risikofaktor? *Arbeitsmedizin, Sozialmedizin, Umweltmedizin*, 42, 326–337.
- Holtz-Bacha, Christina. (Hrsg.). (2008). *Stereotype? Frauen und Männer in der Werbung. Bilanz zu 50 Jahren Forschung zu Werbung und Geschlechterstereotypen*. Wiesbaden: VS-Verlag.
- Kleinspehn, Thomas. (1987). *Warum sind wir so unersättlich? Über den Bedeutungswandel des Essens*. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Mellinger, Nan. (2003). Fleisch – Von der göttlichen Gabe zur Fertigware. In Utz Thimm, & Karl-Heinz Wellmann (Hrsg.), *Essen ist menschlich. Zur Nahrungskultur der Gegenwart* (S. 105–120). Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Schmitt, Uta. (2004). *Diskurspragmatik und Syntax. Die Funktionale Satzperspektive in der französischen und deutschen Tagespresse*. Frankfurt/M. u. a.: Peter Lang.
- Schmidt-Semisch, Henning. (2000). Selber schuld. Skizzen versicherungsmathematischer Gerechtigkeit. In Ulrich Bröckling, Susanne Krasmann, & Thomas Lemke (Hrsg.), *Gouvernementalität der Gegenwart. Studien zur Ökonomisierung des Sozialen* (S. 168–193). Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Schönberger, Gesa, & Methfessel, Barbara. (Hrsg.). (2011). *Mahlzeiten. Alte Last oder neue Lust?* Wiesbaden: VS-Verlag.
- Wilk, Nicole M. (2002). *Körpercodes. Die vielen Gesichter der Weiblichkeit in der Werbung*. Frankfurt/M., New York: Campus.
- Wilk, Nicole M. (2010). „Wissen, wo’s herkommt.“ McDonaldisiertes Weltwissen. In Nicole M. Wilk (Hrsg.), *Esswelten. Über den Funktionswandel der täglichen Kost* (S. 175–193). (Reihe

- Welt – Körper – Sprache. Perspektiven kultureller Wahrnehmungs- und Darstellungsformen, hrsg. v. Eva Kimminich, Bd. 8). Frankfurt/M. u. a.: Peter Lang.
- Wirz, Albert. (2003). „Schwachtes zwingt Starkes“: Ernährungsreform und Geschlechterordnung. In Utz Thimm, & Karl-Heinz Wellmann (Hrsg.), *Essen ist menschlich. Zur Nahrungskultur der Gegenwart* (S. 75–83). Frankfurt/M.: Fischer.

Zur Person

Nicole M. Wilk, Jun.-Prof. Dr., Institut für Germanistik und Vergleichende Literaturwissenschaft, Universität Paderborn. Arbeitsschwerpunkte: Schriftbildlichkeit im öffentlichen Raum (semiotic landscapes), Kultursemiotik des Essens, szenisch-kommunikative Grammatik.
Kontakt: Institut für Germanistik und Vergleichende Literaturwissenschaft, Universität Paderborn, Warburger Str. 100, 33098 Paderborn
E-Mail: nicole.m.wilk@uni-paderborn.de

Frauen und Männer in der Frühpädagogik. Eine genderbezogene Bestandsaufnahme

Zusammenfassung

Der dynamische Professionalisierungsprozess in der Frühpädagogik soll eine Qualitätssteigerung der frühpädagogischen Arbeit erzeugen, aber auch das Berufsfeld aufwerten. Inzwischen reichen die möglichen Qualifikationsstufen von der Berufsfachschule bis zum universitären Master. Die Fragen für die Zukunft sind, welche Einflüsse dies auf die Geschlechterpräsenz in den frühpädagogischen Berufsfeldern hat, und ob die verschiedenen Qualifikationsniveaus zu einer geschlechterspezifischen Hierarchisierung führen. Die Studie liefert einen Gesamtüberblick zur Präsenz von Frauen und Männern in den verschiedenen Segmenten des frühpädagogischen Feldes. Weiterhin dominieren Frauen quantitativ auf allen Qualifikations- und Hierarchieebenen, allerdings schwanken die Anteile erheblich von 56 bis 97 Prozent. Besonders erstaunt, dass in der akademisierten Variante der frühpädagogischen Ausbildung der bisher ohnehin schon niedrige Männeranteil im beruflichen Ausbildungsbereich nochmals halbiert wird.

Schlüsselwörter

Professionalisierung, Gender, Geschlechterrolle, Frühpädagogik, Kindergarten, Chancengleichheit

Summary

Women and men in early childhood education. A gender-related survey

The aim of the dynamic process of professionalizing early childhood education is to improve the quality of pedagogical work, as well as to enhance the status of the professional field as a whole. Nowadays, the possible qualification levels range from vocational school to a university Master's degree. As a result, the question arises of what impact this has on the gender-related profiles of professional fields in early childhood education and whether the different qualification levels lead to a gender-related hierarchy. This study provides an overview on the presence of women and men in the various segments of early childhood education. As it turns out, women still dominate quantitatively on all levels of qualification and hierarchy. However, the share of women varies considerably from 56 to 97 per cent. It is particularly surprising that in the academic training route in early childhood education the hitherto low share of men in vocational training is again halved to non-academic training.

Keywords

professionalization, gender, gender roles, early childhood education, kindergarten, equal opportunities

In der Frühpädagogik vollzieht sich ein dynamischer Professionalisierungsprozess. Dieser ist dadurch gekennzeichnet, dass die Mehrstufigkeit der anzutreffenden Qualifikationen verstärkt wird: Die Ausbildungswege und -abschlüsse reichen inzwischen von der Berufsfachschule bis zum universitären Master. Mittel- und ggf. langfristig wird dabei von einer Teilakademisierung der Berufsfelder auszugehen sein. Neben einer Qualitätssteigerung der frühpädagogischen Arbeit ist deren zentrales Motiv, Höherwertigkeit des ErzieherInnen-Berufs zu erzeugen. Damit soll einerseits das Berufsfeld für Männer attraktiver werden, andererseits die Professionalisierung den in diesem Feld quantitativ überwiegend tätigen Frauen Karrierechancen eröffnen.

Geschlechtsspezifische Professionalisierung?

Damit ergibt sich ein Zielkonflikt: Indem der bislang weiblich dominierte ErzieherInnen-Beruf ein höheres Sozialprestige, verbesserte Bezahlung und ansprechende Aufstiegsoptionen erhält, wird er, so die Erwartung, auch (und erwünschtermaßen) für Männer interessanter. Höherwertige Ausbildungen, gesteigertes Sozialprestige und die damit entstehenden beruflichen Chancen werden erfahrungsgemäß tendenziell eher von Männern als von Frauen in Karriereoptionen umgemünzt. Ohne aktive Gegensteuerung ist daher zu erwarten, dass die gestufte Teilakademisierung zu einer geschlechtsspezifisch gestuften Professionalisierung in der Frühpädagogik führt. Die höheren Berufspositionen würden dann eher von Männern besetzt, während Frauen auf den weniger attraktiven Stellen dominierten. Daraus ergibt sich eine spannungsreiche Herausforderung: Aus pädagogischen wie gleichstellungspolitischen Gründen sind ebenso Männer für das Berufsfeld unterhalb der Leitungsebenen zu gewinnen, wie dies nicht zu Lasten der Aufstiegschancen für Frauen gehen darf.

In der Frühpädagogik gibt es ein komplexes Spektrum an beruflichen Rollen. Quantitativ am bedeutendsten ist der ErzieherInnen-Beruf. Dieser ist in ein System frühpädagogischer Ausbildungen und Tätigkeiten eingeordnet, das sich nach dem Qualifizierungsniveau gliedern lässt. Es reicht von der Kindertagesmutter/dem Kindertagesvater über beruflich qualifizierte KinderpflegerInnen und SozialassistentInnen sowie ErzieherInnen mit postsekundärer Fachschulausbildung bis hin zur akademisierten frühpädagogischen Fachkraft. Darüber hinaus sind in der Frühpädagogik Berufsrollen außerhalb der Kindertageseinrichtungen anzutreffen: von fachlichen Anleitungs- und Managementfunktionen bei Einrichtungsträgern sowie Lehrtätigkeit an einer Berufsfachschule bzw. Fachschule für Sozialpädagogik über Positionen als wissenschaftlich Mitarbeitende an einer Hochschule bis hin zur Professur mit – je nach Hochschultyp – differenzierter Gewichtung von Lehre und Forschung sowie entsprechend unterschiedlicher Reputation.

Hier besteht nun eine doppelte Aufgabe: Einerseits bedarf das Berufsfeld einer Entgeschlechtlichung. Nur so kann es sich vom überholten Bild der (als unprofessionell stereotypisierten) „Mütterlichkeit als Beruf“ emanzipieren und für Männer ebenso attraktiv werden wie für Frauen. Dies zielt auf die Überwindung von rollenzuschreibenden Geschlechterdifferenzierungen überhaupt. Andererseits bedarf das Berufsfeld einer besonderen Geschlechtersensibilität. Nur so wird sich die Reproduktion einer Hierarchie des frühpädagogischen Feldes mit geschlechtsspezifischer Disbalance vermeiden lassen, die durch die geschlechtsspezifischen Rekrutierungs- und Karrieremuster erzeugt würde, wie sie aus anderen Feldern bekannt sind.

Es handelt sich mithin um eine paradoxe Herausforderung: Die Geschlechterdifferenz ist (einstweilen) besonders zu thematisieren, um sie (zukünftig) überflüssig zu machen (Wetterer 1997). Die heute gegebene Aufgeklärtheit, wie sie durch empiriegesättigte Analysen und die einschlägige wissenschaftliche Debatte besteht, bietet den Ansatzpunkt für eine Neuerung: In der Frühpädagogik ließen sich durch entsprechende Aufmerksamkeit und Interventionen Voraussetzungen schaffen, um erstmals eine zunächst geschlechtergerechte, im Weiteren dann geschlechtsindifferente Professionalisierung zu gestalten.

Im Sinne einer geschlechterspezifischen Eröffnungsbilanz wurde daher erstmals eine Bestandsaufnahme der Geschlechterrepräsentanz innerhalb der verschiedenen

beruflichen Einsatzmöglichkeiten im frühpädagogischen Feld – die z. T. auch Karrierereoptionen sind – unternommen. Ausgangspunkt der Analyse ist die Frage: Korreliert der Grad der Qualifikationsvoraussetzungen, von Attraktivität und Verantwortungsfülle beruflicher Positionen in der Frühpädagogik mit bestimmten Mustern der geschlechtsspezifischen Besetzung dieser Positionen? Hintergrund ist eine in die Zukunft gerichtete Frage auf der Basis historischer Entwicklungen: Inwiefern lässt die Differenzierung des frühpädagogischen Feldes durch Teilakademisierung – mit der Einführung zusätzlicher Attraktivitätsunterschiede zwischen den einzelnen beruflichen Rollen – erwarten, dass geschlechtsspezifische Schließungsmechanismen greifen wie in anderen Feldern?

Als zusätzlicher Aspekt interessierte, inwiefern die Einführung von frühpädagogischen Hochschulstudiengängen seit 2004 dazu geführt hat bzw. erwarten lässt, dass sich die aus pädagogischen Gründen für wünschenswert erachtete Männerpräsenz in der Bildungs-, Erziehungs- und Betreuungsarbeit mit Kindern unter sechs Jahren erhöht. Beginnend 2004, sind mittlerweile 83 frühpädagogische Hochschulstudienangebote gestartet – vom Zertifikatskurs über grundständige und berufsbegleitende Bachelor-Studiengänge bis hin zu Master-Programmen. Sobald alle diese Studienangebote regelmäßig AbsolventInnen entlassen, werden daraus jährlich etwa 2 700 akademische Fachkräfte hervorgehen. Dem stehen ca. 16 500 ErzieherInnen gegenüber, die pro Jahr ihre Ausbildung weiterhin an den Fachschulen für Sozialpädagogik abschließen (Rauschenbach/Schilling 2009). Folglich werden die Fachschulen auf absehbare Zeit die quantitativ wesentlichen LieferantInnen von Berufsnachwuchs im frühpädagogischen Bereich sein und bleiben. Daher ist von der erwähnten Teilakademisierung des frühpädagogischen Berufsfeldes auszugehen.

Methodisches Vorgehen

Die benötigten Qualifikationen, um bestimmte berufliche Rollen im frühpädagogischen Feld auszufüllen, setzen unterschiedlich aufwendige Bildungsanstrengungen voraus. Es wird im Rahmen der Analyse unterstellt, dass mit dem Bildungsaufwand auch der Grad an Attraktivität der damit infrage kommenden Berufstätigkeiten steigt: Die berufliche Autonomie, das heißt Selbstständigkeit sowie eigenständige Entscheidungsmöglichkeiten und -notwendigkeiten, nimmt qualifikationsabhängig sukzessive zu.

Dementsprechend werden die diversen Segmente und beruflichen Rollen innerhalb der Frühpädagogik sortiert: Begonnen wird mit denen, die vergleichsweise unaufwendige Bildungsanstrengungen und in übersichtlichen Zeiträumen erwerbbar Qualifikationszertifikate voraussetzen.¹ Es schließen sich die Segmente und Rollen an, die mittlere Zeitinvestitionen und Bildungsanstrengungen erfordern. Schließlich werden die Segmente und Berufsrollen behandelt, die hohe oder höchste Qualifikationen voraussetzen

1 Dabei wird eine Betrachtung zugrunde gelegt, die komplette Bildungsbiografien in den Blick nimmt: „Unaufwendige Bildungsanstrengungen“ heißt in diesem Sinne, dass im Vergleich mit anderen Bildungswegen eher geringe Anteile der Lebenszeit in die Beteiligung an strukturierten Bildungsprozessen investiert wurden. Diese Betrachtung sieht zwar aus pragmatischen Gründen davon ab, schätzt damit aber nicht gering, dass das Erreichen eines Abschlusses z. B. als KinderpflegerIn individuell ein mit hohem Aufwand erreichter Erfolg eines individuellen Bildungsweges sein kann.

und deren berufliches Handeln durch hohe bzw. sehr hohe Autonomiegrade gekennzeichnet ist.

Die Datenlage für die Frühpädagogik ist sehr uneinheitlich und für viele Einzelsegmente nicht sonderlich komfortabel. Da hier eine Gesamtschau anvisiert ist, mussten verschiedenste Quellen erschlossen und die in ihnen enthaltenen Daten zusammengeführt werden. Dabei wurde zunächst auf offizielle Statistiken des Statistischen Bundesamtes bzw. der Landesämter zurückgegriffen und diese mit Daten vorliegender sozialwissenschaftlicher Erhebungen oder Auswertungen abgeglichen. Verbleibende Lücken wurden über eigene Internetrecherchen sowie schriftliche und telefonische Erhebungen geschlossen (Tabelle 1).

Tabelle 1: Datengrundlagen der empirischen Erhebung

| Position | Datengrundlage |
|--|---|
| Professuren Pädagogische Hochschule/Universität | 12 Einrichtungen (von bundesweit 18) mit insgesamt 36 Personen (24 Frauen, 12 Männer) |
| Wissenschaftliche MitarbeiterInnen Pädagogische Hochschule/Universität | 12 Einrichtungen (von bundesweit 18) mit insgesamt 107 Personen (84 Frauen, 23 Männer) |
| Professuren Berufsakademie/ Fachhochschule | 26 Einrichtungen (von bundesweit 46) mit 123 Personen (69 Frauen, 54 Männer) |
| Bewerbungen auf Professuren an BA/FH | 11 Besetzungsverfahren an 2 Einrichtungen mit 231 beteiligten Personen (132 Frauen, 99 Männer) |
| Fort- und Weiterbildungsträger: Leitungsebene | 32 Weiterbildungsanbieter (von bundesweit 50) mit 57 Personen (39 Frauen, 18 Männer) |
| Fort- und Weiterbildungsträger: Lehrpersonal | 32 Weiterbildungsanbieter (von bundesweit 50) mit 418 Personen (314 Frauen, 104 Männer) |
| Fachschule für Sozialpädagogik: Leitungsebene | 24 Einrichtungen (von bundesweit 423) mit 34 Personen (22 Frauen, 12 Männer) |
| Berufsfachschule: Leitungsebene | 24 Einrichtungen (von bundesweit 423) mit 24 Personen (19 Frauen, 5 Männer) |
| Berufsfachschule + FS Sozialpädagogik: Lehrpersonal | 42 Einrichtungen (von bundesweit 423) mit 322 Personen (249 Frauen, 73 Männer) |
| Einrichtungsträger: Leitungsebene | 16 Einrichtungsträger (von bundesweit 17 483; ausgewählt wurde der jeweils größte in jedem Bundesland) mit 25 Personen (14 Frauen, 11 Männer) |
| Einrichtungsträger: MitarbeiterInnen | 16 Einrichtungsträger (von bundesweit 17 483; ausgewählt wurde der jeweils größte in jedem Bundesland) mit 300 Personen (240 Frauen, 60 Männer) |
| Kita-Leitung | Statistisches Bundesamt: Statistiken der Kinder- und Jugendhilfe |
| Gruppenleitungen | Totalerhebung Statistisches Bundesamt: Statistiken der Kinder- und Jugendhilfe |
| Zweitkräfte | |
| Freiwilligendienst | |
| Studierende | 17 Hochschulen (von bundesweit 64) mit 684 Personen (631 Frauen, 53 Männer) |
| StudienbewerberInnen | 13 Hochschulen (von bundesweit 64) mit 1 153 Personen (1 047 Frauen, 106 Männer) |
| SchülerInnen Fachschule für Sozialpädagogik | Totalerhebung Statistisches Bundesamt: Bildung und Kultur. Berufliche Schulen |
| SchülerInnen Berufsfachschule | |

Ergebnisse

Die Bestandsaufnahme der Geschlechterrepräsentanz innerhalb der verschiedenen beruflichen Einsatzmöglichkeiten im frühpädagogischen Feld kann zunächst so zusammengefasst werden, dass aus allen erhobenen beruflichen Rollen die wesentlichen extrahiert werden. Dies geschieht in Tabelle 2. Sie listet die Positionen abhängig vom Attraktivitäts- und Verantwortungsgrad sowie den notwendigen Qualifikationen abnehmend von oben nach unten auf.

Tabelle 2: Geschlechteranteile in den wichtigsten Positionen des Tätigkeitsfeldes Frühpädagogik (2011)

| Bereich | Positionen | Geschlechtsspezifische Anteile am Personal (in %) | |
|---|---|---|----------|
| | | Weiblich | Männlich |
| Personal tertiärer Bereich | Professuren PH/Uni | 66,7 | 33,3 |
| | Professuren BA/FH | 56,1 | 43,9 |
| | Wissenschaftliche MitarbeiterInnen PH/Uni | 78,5 | 21,5 |
| Personal beruflicher Ausbildungsbereich (Sek II und postsekundär) | Fachschule für Sozialpädagogik: Leitungsebene | 64,7 | 35,3 |
| | Berufsfachschule: Leitungsebene | 79,2 | 20,8 |
| | Berufsfachschule + FS Sozialpädagogik: Lehrpersonal | 77,3 | 22,7 |
| Leitungs- und Anleitungsfunktionen | Einrichtungsträger: Leitungsebene | 56,0 | 44,0 |
| | Einrichtungsträger: MitarbeiterInnen | 80,0 | 20,0 |
| | Kita-Leitung | 95,1 | 4,9 |
| Gruppenarbeit mit Kindern | Gruppenleitungen | 97,2 | 2,8 |
| | Zweitkräfte | 96,1 | 3,9 |
| Ausbildungsebene (Sek II bis tertiär) | Studierende | 92,3 | 7,7 |
| | SchülerInnen Fachschule für Sozialpädagogik | 83,6 | 16,4 |
| | SchülerInnen Berufsfachschule | 86,0 | 14,0 |

Dieser Tabelle sind folgende Auffälligkeiten der Geschlechterverteilung zu entnehmen:

- Auf allen Ebenen des frühpädagogischen Bereichs dominieren Frauen quantitativ. Diese Dominanz streut zwischen 56 und 97 Prozent.
- Auf der Ebene der Ausbildungen liegen die Männeranteile unter den Frühpädagogik-Studierenden etwa um die Hälfte niedriger als die Männeranteile in den beruflichen Erst- und den Fachschulausbildungen. Damit wurde die Erwartung, dass das höherwertige Qualifikationsangebot der Hochschulen zu einem gesteigerten Interesse junger Männer an einer Tätigkeit im frühpädagogischen Sektor führt, bislang noch nicht eingelöst. Mit anderen Worten: Bisher hat die Teilakademisierung der Frühpädagogik durch Einführung entsprechender Hochschulstudiengänge noch nicht dazu geführt, dass sich Männer in zusätzlichem Umfang für dieses Tätigkeitsfeld interessieren.
- Obwohl die beruflichen Erst- und die Fachschulausbildungen zu etwa 15 Prozent von Männern wahrgenommen werden, landen von diesen nur ca. 3 Prozent in der Gruppenarbeit mit Kindern unter sechs Jahren. Hier ist zum einen anzunehmen, dass der

größere Teil in Tätigkeitsbereiche geht, die Ausbildungen jenseits der Frühpädagogik ebenfalls offen stehen, da der gesamte Bereich der Kinder- und Jugendhilfe als Einsatzfeld infrage kommt. Eine Rolle kann zudem spielen, dass die verbreitete Teilzeitarbeit im Bereich der Kindereinrichtungen Männer fernhält.² Zum anderen ist denkbar, dass Männer in größerem Umfang als Frauen Aufstiegsoptionen wahrnehmen.

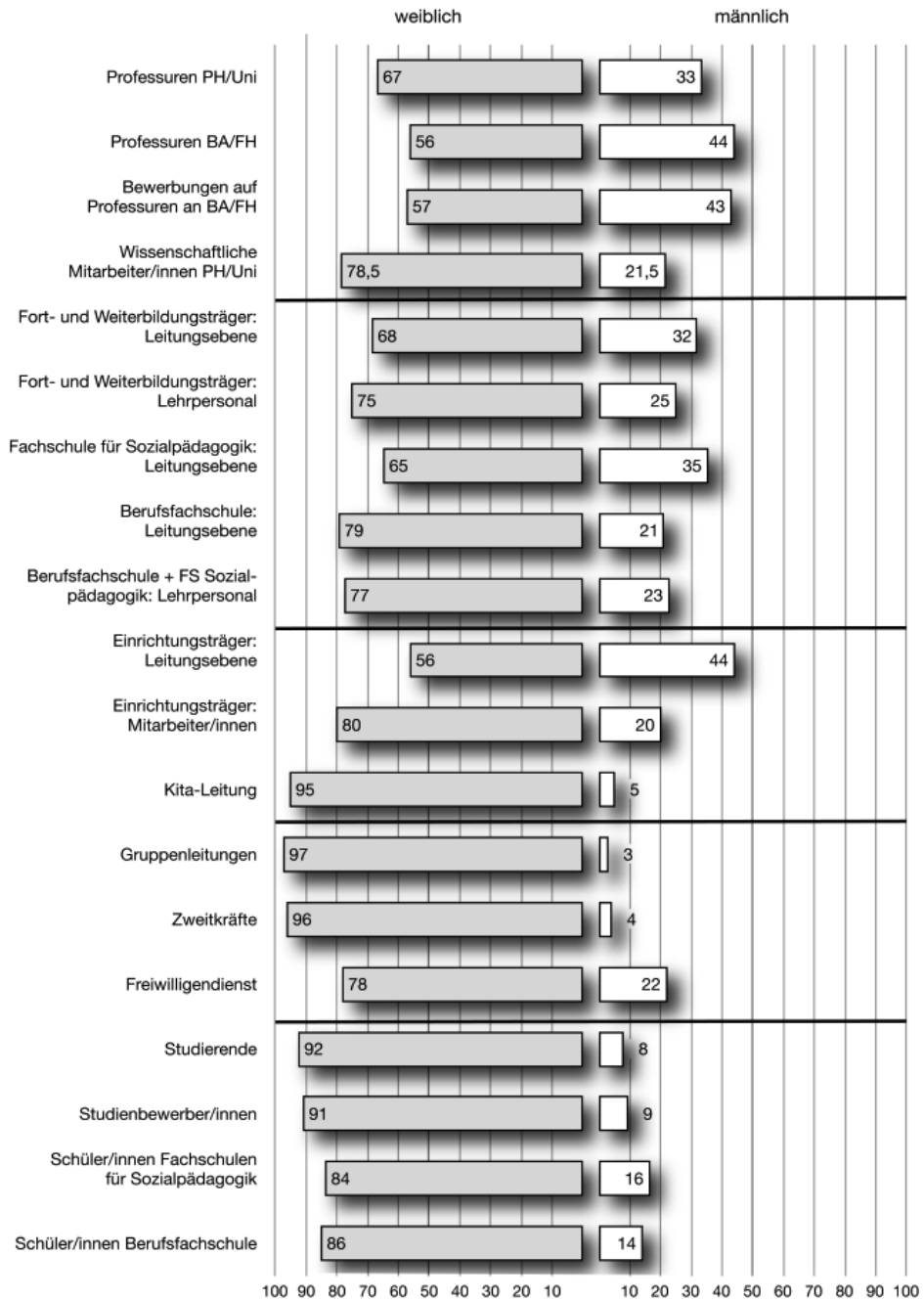
- Im Bereich der Leitungs- und Anleitungsfunktionen ist der Männeranteil deutlich höher als in der unmittelbaren Gruppenarbeit. Hierbei handelt es sich um Tätigkeiten, die Aufstiegsfortbildungen oder akademische Abschlüsse voraussetzen. Letztere werden bislang eher nicht im Bereich der Frühpädagogik, sondern in anderen Studienfächern erworben, unter anderem auch im kaufmännischen Sektor. Besonders auffällig ist hier die Leitungsebene von Einrichtungsträgern mit einem Männeranteil von 44 Prozent.
- Ebenso ist im Bereich der Lehrenden aller Ebenen – Berufsfachschule, Fachschule für Sozialpädagogik und Hochschule – der Männeranteil vergleichsweise hoch. Allerdings dominieren auch dort quantitativ überall die Frauen.
- Ein deutlicher Schwund des Frauenanteils ist beim Übergang von der Stufe der Lehrenden an Fachschulen für Sozialpädagogik zu deren Leitungspositionen zu konstatieren. Hingegen ist der Unterschied des Frauenanteils bei den Lehrenden und den Leitungen der Berufsfachschulen marginal (zu Gunsten der Frauen).
- Im Hochschulbereich zeigt sich einerseits, dass der Aufstieg von der Position als wissenschaftliche/r MitarbeiterIn zur Professur deutlich mehr Männern als Frauen gelingt. Dies scheint ein Muster zu bestätigen, das in allen akademischen Fächern zu beobachten ist. Allerdings ist hier einstweilen zu berücksichtigen, dass die Mehrzahl der Professuren in der Frühpädagogik noch nicht mit feldeigenem Nachwuchs besetzt werden kann. Andererseits ist der Frauenanteil bei den Universitätsprofessuren um zehn Prozentpunkte höher als bei den Professuren an Fachhochschulen und Berufsakademien. Damit wird das in vielen anderen Fächern verbreitete Muster, dass die höherwertigen Professuren von deutlich mehr Männern erklommen werden, während Frauen eher Chancen auf FH-Professuren haben, für den Bereich der Frühpädagogik durchbrochen. Gleichwohl beträgt der Schwund des Frauenanteils beim Aufstieg von der wissenschaftlichen MitarbeiterInnenposition zur Universitätsprofessur fast zwanzig Prozentpunkte.

Tabelle 3 fasst die Ergebnisse der Untersuchung für das Jahr 2011 insgesamt, das heißt für alle erhobenen Rollen, zusammen. Auch diese Darstellung zeigt die Positionen nach Attraktivitäts- und Verantwortungsgrad sowie den notwendigen Qualifikationen abnehmend von oben nach unten.

Eine weitere Frage unserer Analyse war: Inwiefern hat die Einführung von frühpädagogischen Hochschulstudiengängen seit 2004 dazu geführt bzw. lässt erwarten, dass sich die aus pädagogischen Gründen für wünschenswert erachtete Männerpräsenz in der Bildungs-, Erziehungs- und Betreuungsarbeit mit Kindern unter sechs Jahren erhöht?

2 „47 % aller Beschäftigten arbeiten in Teilzeit. Von diesen Teilzeitarbeitenden würden 27 % laut den Angaben der Träger/Einrichtungen gerne aufstocken“ (Sell/Kersting 2010: 5). Ein Indiz für das größere Interesse von Männern an Vollzeittätigkeiten könnte sein, dass Männer, die als Erzieher oder Kinderpfleger ausgebildet wurden, signifikant stärker von Arbeitslosigkeit betroffen sind: 2005 lag die Arbeitslosenquote bei Frauen mit diesen Ausbildungen bei 9,5 %. Männer solcher Qualifikation hingegen waren zu 18 % arbeitslos (Klein/Wulf-Schnabel 2007: 138).

Tabelle 3: Geschlechteranteile in Berufsfeldern der Frühpädagogik nach Positionen (2011; in %)



Dazu werden in Tabelle 4 die Veränderungen der Frauen- und Männeranteile von 2006 bis 2011 für ausgewählte Rollen in frühpädagogischer Ausbildung und Berufstätigkeit dargestellt. Die Auswahl bezieht sich auf diejenigen Rollen, durch die bzw. in denen Veränderungen in Folge der seit 2004 angebotenen Hochschulstudiengänge erwartbar sind.

Es zeigt sich, dass die Veränderungen der Frauen- und entsprechend auch der Männeranteile zum einen minimal und zum anderen tendenziell nicht eindeutig sind, zumal auch Messungenauigkeiten in Erwägung gezogen werden müssen. Für die betrachteten fünf Jahre lässt sich mithin noch nicht von bedeutsamen Veränderungen durch die Teilakademisierung der Frühpädagogik sprechen.

Tabelle 4: Veränderungen des Frauenanteils in Bereichen, die für die unmittelbare Arbeit mit Kindern unter sechs Jahren relevant sind, Zeitraum: 2006–2011

| | Veränderung des Frauenanteils in % |
|----------------------|------------------------------------|
| StudienbewerberInnen | 0 |
| Studierende | - 0,8 |
| Gruppenleitung | - 0,7 |
| Kita-Leitung | + 1,0 |

Fazit

Insgesamt kann festgehalten werden:

1. Auf allen Ebenen des frühpädagogischen Bereichs dominieren zwar Frauen quantitativ. Werden aber die verschiedenen Hierarchieebenen vergleichend in den Blick genommen, so offenbaren sich mit steigender Attraktivität und Verantwortung der Positionen tendenziell strukturelle geschlechtsspezifische Asymmetrien zu Ungunsten der Frauen.
2. Die Teilakademisierung des frühpädagogischen Bereichs hat bislang noch nicht zu einem verstärkten Interesse junger Männer an diesem Sektor geführt. Vor dem Hintergrund des quantitativen Verhältnisses zwischen HochschulabsolventInnen und AbsolventInnen der Fachschulen für Sozialpädagogik ist auch dann, wenn sich die Hochschuloption unter jungen Männern stärker herumgesprochen haben sollte, nicht mit sehr schnellen Folgen der Akademisierung hinsichtlich eines Zustroms von Männern zu rechnen.
3. Da Männer bei der Nutzung von Karriereoptionen, die das frühpädagogische Feld bereithält, insgesamt erfolgreicher sind, kann hinsichtlich der Qualifikationsdifferenzierung durch die Teilakademisierung Folgendes erwartet werden: Sobald das Interesse junger Männer an der Frühpädagogik steigt, wird sich wahrscheinlich auch die Aufstiegsdynamik von Männern in diesem Feld verstärken. Die wünschenswerte Steigerung der Präsenz von Männern sollte insoweit mit expliziter Ermutigung von Frauen zum Aufstieg verbunden werden.

Literaturverzeichnis

- Klein, Uta & Wulf-Schnabel, Jan. (2007). Männer auf dem Weg aus der sozialen Arbeit. *WSI Mitteilungen*, (3), 138–144.
- Rauschenbach, Thomas & Schilling, Matthias. (2009). Demografie und frühe Kindheit. Prognosen zum Platz- und Personalbedarf in der Kindertageseinrichtung. *Zeitschrift für Pädagogik*, (1), 17–36.
- Sell, Stefan & Kersting, Anne. (2010). *Gibt es einen (drohenden) Fachkräftemangel im System der Kindertagesbetreuung in Rheinland-Pfalz? Eine empirische Untersuchung zum Personalbedarf in Kindertageseinrichtungen und Kindertagespflege. Kurzdarstellung der Hauptidee einer Studie im Auftrag des Ministeriums für Bildung, Wissenschaft, Jugend und Kultur des Landes Rheinland-Pfalz* (= Remagener Beiträge zur Kinder- und Jugendhilfe 04-2010). Zugriff am 18. Februar 2012 unter www.stefan-sell.de/texte/kinder-_und_jugendhilfe/Kinder-_und_Jugendhilfe_2010-04.pdf
- Statistisches Bundesamt. (2011). *Bildung und Kultur. Berufliche Schulen Schuljahr 2010/2011, Fachserie 11, Reihe 2*. Zugriff am 14. August 2012 unter https://www.destatis.de/DE/Publikationen/Thematisch/BildungForschungKultur/Schulen/BeruflicheSchulen2110200117005.xls?__blob=publicationFile
- Statistisches Bundesamt. (2011a). *Statistiken der Kinder- und Jugendhilfe. Kinder und tätige Personen in Tageseinrichtungen und in öffentlich geförderter Kindertagespflege. Zugriff am 14. August 2012 unter* https://www.destatis.de/DE/Publikationen/Thematisch/Soziales/KinderJugendhilfe/TageseinrichtungenKindertagespflege5225402117005.xls?__blob=publicationFile
- Wetterer, Angelika. (2002). *Arbeitsteilung und Geschlechterkonstruktion. „Gender at Work“ in theoretischer und historischer Perspektive*. Konstanz: UVK.
- Wetterer, Angelika. (1997). Die Frauenuniversität als paradoxe Intervention. Theoretische Überlegungen zur Problematik und zu den Chancen der Geschlechter-Separation. In Sigrid Metz-Göckel & Angelika Wetterer (Hrsg.), *Vorausdenken – Querdenken – Nachdenken. Texte für Aylá Neusel* (S. 263–278). Frankfurt a. M./New York: Campus.

Zu den Personen

Johannes Keil, M.A., wissenschaftlicher Mitarbeiter am Institut für Hochschulforschung (HoF) an der Universität Halle-Wittenberg. Arbeitsschwerpunkte: Professionalisierung der Frühpädagogik, Gender, Wissenschaftliche Weiterbildung, Wissenschaftszeitgeschichte.
E-Mail: johannes.keil@hof.uni-halle.de

Peer Pasternack, Prof. Dr., Direktor des Instituts für Hochschulforschung (HoF) an der Universität Halle-Wittenberg und Wissenschaftlicher Geschäftsführer des WZW Wissenschaftszentrum Sachsen-Anhalt Wittenberg. Arbeitsschwerpunkte: Hochschulpolitik, Hochschulorganisation, akademische Bildung, Wissenschaftszeitgeschichte, Bildung und Wissenschaft im demografischen Wandel.
E-Mail: peer.pasternack@hof.uni-halle.de; <http://www.peer-pasternack.de>

Nurdin Thielemann, Dipl.-Soz., wissenschaftlicher Mitarbeiter am Institut für Hochschulforschung (HoF) an der Universität Halle-Wittenberg. Arbeitsschwerpunkte: Soziologie der Bildung und Erziehung, Gender und Männlichkeiten in elementarer Bildung, Berufs- und Professionssoziologie.
E-Mail: nurdin.thielemann@hof.uni-halle.de

Tagungsberichte

Judith Conrads

NeuroCultures – NeuroGenderings II.

Konferenz vom 13. bis 15. September 2012 an der
Universität Wien

Zusammenfassung

Die Fragen, ob und wie sich Geschlechtsunterschiede im Gehirn auswirken und auf welche Weise durch die Hirnforschung Geschlecht konstruiert wird, standen im Mittelpunkt der internationalen Tagung „NeuroCultures – NeuroGenderings II“, die vom 13. bis 15. September 2012 im Physikalischen Institut der Universität Wien stattfand. Die etwa 150 Teilnehmenden reflektierten neueste Methoden und Ergebnisse aus den Neurowissenschaften und diskutierten kritisch populärwissenschaftliche Aussagen über die biologischen Zusammenhänge von Gehirn und Geschlecht.

Schlüsselwörter

Gehirn, Neurowissenschaft, Neurosexismus, Plastizität, Brain Imaging

Summary

NeuroCultures – NeuroGenderings II. Conference at the University of Vienna, 13–15 September 2012

The international conference “NeuroCultures – NeuroGenderings II” was held at the Faculty of Physics of the University of Vienna from 13 to 15 September 2012. Discussions focused on whether and how sex differences have effects on the brain and in what ways neuroscience constructs sex/gender. Some 150 participants reflected on new neuroscientific methods and results, considered popular accounts of brain and gender from a critical point of view, and drafted alternative perspectives and research approaches.

Keywords

brain, neuroscience, neurosexism, plasticity, brain imaging

Die Tagung „NeuroCultures – NeuroGenderings II“ war eine Folgeveranstaltung des 2010 durchgeführten Workshops „NeuroGenderings“ und wurde vom Referat Genderforschung und der Professur für Gender Studies der Universität Wien in Kooperation mit dem Netzwerk NeuroGenderings organisiert. Vortragende und Publikum setzten sich zusammen aus renommierten ExpertInnen und NachwuchswissenschaftlerInnen unterschiedlicher Disziplinen – Neuro-, Sozial- und Naturwissenschaften.

Zum Tagungsprogramm

Das 2010 ins Leben gerufene Netzwerk NeuroGenderings wurde von den Gründungsmitgliedern *Isabelle Dussauge* (Uppsala Universität) und *Anelis Kaiser* (Universität Freiburg) als internationale und interdisziplinäre Kooperation mit feministischem Anspruch vorgestellt. Als Hauptanliegen, die unter dem Begriff „NeuroGenderings“ zusammengefasst werden, nannten sie die kritische Reflexion des aktuellen Forschungsstandes zu den Zusammenhängen von Gehirn, Geschlecht und Gesellschaft sowie die

Entwicklung einer innovativen feministischen Neurowissenschaft. In ihrer Einführung stellte die Leiterin des Referats Gender Studies und Professorin für Gender Studies, *Sigrid Schmitz*, das Konzept des „zerebralen Subjekts“ kritisch heraus – als eine Vorstellung vom modernen Menschen, die in deterministischem Rückschluss vom Hirn auf das Individuum aus der Biologie des Gehirns Verhalten und Identität erkläre, und wodurch aktuell vermehrt ein biologischer Zusammenhang von Gehirn und Geschlecht propagiert werde.

Die populärwissenschaftliche Rezeption aktueller neurowissenschaftlicher Forschungen konstruiert medienwirksam die Vorstellung vom weiblichen und männlichen Gehirn. Exemplarisch für einen kritischen Blick auf diese Entwicklung war die Keynote von *Cordelia Fine*. Die Psychologin und Neurowissenschaftlerin der Universität Melbourne präsentierte Ergebnisse einer von ihr durchgeführten Metastudie zu geschlechtsbezogener Hirnforschung, die sie in ihrem Buch *Die Geschlechterlüge* veröffentlicht hat. Sie untersuchte Studien, die mithilfe von bildgebenden Verfahren zur Lokalisierung von Hirnaktivität Erkenntnisse über Geschlechtsunterschiede zu gewinnen versuchen, und darauf aufbauende populärwissenschaftliche Literatur. Ihr Fazit: Durch das sogenannte Neuroimaging würden Ausmaß, Funktion und Starrheit von neuronalen Geschlechtsunterschieden in übertriebenem Maß dargestellt und interpretiert. In der anschließenden Diskussion tauchte mehrmals die Frage auf, wie ForscherInnen gewährleisten könnten, dass ihre Ergebnisse und deren Interpretationen verantwortungsvoll vermittelt und korrekt rezipiert würden. Hier deutete sich bereits an, was sich durch die gesamte Tagung zog: Der Schwerpunkt des Beitrags lag auf der Kritik an bestehenden Forschungen und Studien, das Interesse des Publikums ging darüber hinaus insbesondere in Richtung von konstruktiven Schlussfolgerungen und Handlungsempfehlungen, die aus dieser Kritik gezogen werden können.

In einem Panel zu *Empirical NeuroGenderings* beschäftigten sich *Anelis Kaiser*, *Isabelle Dussauge* sowie *Lisa Scheer* und *Julian Anslinger* (Universität Graz) mit der Frage, wie eine empirische Neurowissenschaft aussehen kann, die Geschlecht nicht schon als Vorannahme und feststehende Kategorie impliziert. Ein weiteres Podium widmete sich dem Thema *Image and Politics of the Cerebral Subject*. *Odile Fillod* (EHESS Paris), *Edyta Just* (Universität Lodz), *Svenja Matusall* (ETH Zürich), *Karen O'Connell* (University of Technology Sydney) und *Sonia Reverter-Bañón* (Universitat Jaume I, Barcelona) setzten die neurowissenschaftliche Forschung teilweise in einen gesellschaftlichen Zusammenhang – politische Implikationen vermisste man hier jedoch. In einer anschließenden Postersession stellten überwiegend Nachwuchswissenschaftlerinnen ihre Projekte vor.

Die Tel Aviver Professorin für Psychobiologie *Daphna Joel* präsentierte in einer Keynote ihre Annahmen zur Intersexualität des menschlichen Hirns bei gleichzeitiger biologischer Zweigeschlechtlichkeit. Letztere führt sie auf die beinahe perfekte dimorphe Übereinstimmung der „3G“, einer Kategorisierung anhand genetischer, gonadaler und genitaler Faktoren, bei der Mehrheit der Menschen zurück. Sie sieht die Existenz von Geschlechtsunterschieden im Gehirn als gesichert an, geht hier aber von einer weniger dichotomen Form und einer Wandelbarkeit aus. So könnten etwa Umwelteinflüsse die Geschlechtsunterschiede im Hirn verändern oder eliminieren. Joel sprach sich gegen die Verwendung der Begriffe „Frau“ und „Mann“ aus und plädierte – analog zu den 3G-

Typen – für eine Einteilung in männliche, weibliche und intersexuelle Individuen. In der anschließenden, äußerst kritischen Diskussion wurde das ihren Ausführungen zugrunde liegende biologische binäre Modell kritisiert und ihre Annahme hinterfragt, dass das biologische Geschlecht Spuren im Hirn hinterlässt sowie die Übertragbarkeit der von Joel herangezogenen Studien mit Ratten auf den Menschen infrage gestellt.

In einem Panel zu *NeuroCultures and Brain Plasticity* führten *Victoria Pitts-Taylor* (Queens College/City University of New York), *Catherine Vidal* (Institut Pasteur, Paris) sowie *Heidi Maibom* (Carleton University, USA) und *Robyn Bluhm* (Old Dominion University, USA) ihre Überlegungen zu der zunehmenden Tendenz aus, das Gehirn nicht als unveränderliche biologische Einheit zu sehen, sondern als form- und veränderbar und damit den Einflüssen der Umwelt in hohem Maß ausgesetzt. Es folgte ein Podium zu *Theory and Epistemology of NeuroGenderings*, in dem *Hannah Fitsch* (TU Berlin), *Katrin Nikoleyczik* (Universität Hamburg), *Tara Mehrabi* (Linköpings Universität) und *Emily Ngubia Kuria* (Medizinische Fakultät der Charité Berlin) sich mit Erkenntnismöglichkeiten und -begrenzungen im Forschungsprozess auseinandersetzten. Im Panel zu *Empirical NeuroGenderings* kamen *Kristina Gupta* (Emory University, USA), *Christel Gummy* (Universität Lausanne), *Lise Eliot* (Rosalind Franklin University, USA) und *Deboleena Roy* (Emory University, USA) zu unterschiedlichen Schlussfolgerungen hinsichtlich der Überlegung, wie der Faktor Geschlecht in einer kritischen Untersuchung der Forschungsmethoden adäquat einbezogen werden kann. Das Schlusswort sprachen die Netzwerkmitglieder *Rebecca Jordan-Young* (Columbia University, USA) und *Sigrid Schmitz*, die auf die Ergebnisse sowie auf noch offen gebliebene Fragestellungen verwiesen und die Notwendigkeit einer Fortsetzung der Tätigkeiten des Netzwerkes betonten. Zentral war dabei für sie die Forderung eines präzisen und sensiblen Umgangs mit der (Geschlechter-)Wissensproduktion als sozialer und diskursiver Praxis.

Reflexion und Resümee

Mit „Neurosexismus“ wird das Phänomen bezeichnet, Geschlechtsunterschiede und -stereotype durch neurowissenschaftliche Studien zu fundieren und mit Aussagen über die geschlechtsspezifische Biologie des Gehirns zu belegen. Dabei nimmt die gegenwärtige populärwissenschaftliche Literatur zu hirnbasierten Geschlechtsunterschieden mit ihrem Einfluss auf gesellschaftliche Geschlechtervorstellungen eine zentrale Rolle ein. *The Female Brain, What Could He Be Thinking, The Essential Difference* – diese und ähnliche Werke waren die wohl am häufigsten zitierte Literatur der Konferenz. Auch der neurowissenschaftlichen Forschung, deren Ergebnisse von den AutorInnen als Argumentationsgrundlage herangezogen wurden, kam eine entscheidende Stellung zu. Ein Problem sei, so Fine, dass viele neurowissenschaftliche Studien darauf ausgelegt seien, (Geschlechts-)Unterschiede zu finden. Belegten sie diese nicht, ließe der berüchtigte „Schubladen-Effekt“ sie oft in der wissenschaftlichen Bedeutungslosigkeit verschwinden. Das führe dazu, dass etwa die Variabilität überinterpretiert oder von kleinen Samplegrößen stark generalisiert werde. Eine häufige Frage war in diesem Zusammenhang die nach der Verantwortung der ForscherInnen für ihre Ergebnisse und deren Interpretation und Rezeption. So sah Nikoleyczik das Problem, dass, auch wenn sich

WissenschaftlerInnen der interpretationsabhängigen Natur ihrer Daten bewusst sind, sich die erzeugten Bilder und vermeintlich objektiven Ergebnisse verbreiteten, ohne dass dieses Bewusstsein ebenfalls transportiert würde. Fine sieht die neurowissenschaftliche Gemeinschaft in der Pflicht, daraus resultierende offensichtliche und breite Missverständnisse proaktiv aufzuklären.

In der Suche nach Strategien gegen den Neurosexismus wurden zwei Ansätze deutlich: die Entwicklung von alternativen Forschungsmethoden sowie eine direkte Adressierung der Öffentlichkeit, um hier argumentativ gegen die herrschenden Geschlechterstereotype arbeiten zu können. Vidal schlug als Argumentationslinie vor, die Idee vom biologischen Determinismus als überholt zu betonen und die heutige Annahme von der Plastizität des Hirns herauszustellen. Im Hinblick auf methodische Alternativen wurde ein gendergerechteres Forschungsdesign in Ansätzen skizziert. So forderte Fine als Konsequenz ihrer Metastudie eine radikale Statistikreform. Kaiser machte den Versuch, einen Fragebogen zu entwerfen, der neben der üblichen Klassifizierung wie Geschlecht und Alter auch Fragen zu Körpergröße, Sprachfähigkeit und anderen Kriterien beinhaltete.

Ein geläufiges Verfahren der gegenwärtigen Hirnforschung und damit Gegenstand zahlreicher kritischer Betrachtungen auf der Tagung war die Methode des „functional Magnetic Resonance Imaging“ (fMRI). Bei dieser magnetresonanzbasierten Technik werden Unterschiede im Blutfluss und damit der Aktivität zwischen zwei verglichenen Hirnen (dem der Kontroll- und dem der Testperson) auf computertomografischen Rekonstruktionen des Hirns farblich gekennzeichnet. Nikoleyczik betonte, dass diese Visualisierung kein Messergebnis sei, sondern selbst Teil der fMRI-Untersuchung, womit sie die Grenze zwischen Messung und Interpretation als aufgelöst ansieht. Auch Fitsch kritisierte, dass die durch fMRI erzeugten Bilder häufig als direkte Daten vom Hirn gesehen würden und damit die den Bildern zugrunde liegende Interpretation der Daten ignoriert werde. So erfordert es z. B. immer die Entscheidung darüber, ab welchem Wert eine Aktivität – und dementsprechend auch ein angenommener Geschlechtsunterschied – im Hirn als signifikant gemessen und damit bildlich erfasst wird. Dass die neuen bildgebenden Methoden unter Berücksichtigung dieser Begrenzungen auch konstruktiv für eigene Forschungszwecke angewandt werden können, bewies Vidal, die anhand von fMRI-Bildern zeigte, wie sich soziale Erfahrungen auf das Hirn auswirken können, und gleichzeitig darauf hinwies, dass bei durch fMRI festgestellten Geschlechtsunterschieden im Hirn keine Aussagen über deren Ursprung gemacht werden könnten. Maibom und Bluhm stellten heraus, dass sich durch die Möglichkeiten der neuen bildgebenden Methoden ein Wandel in der Verortung von Geschlechtsunterschieden ergeben hat: War es ehemals die Anatomie des Hirns, die mit ihren Befunden etwa zur Hirngröße oder dem frontalen Kortex die intellektuelle Überlegenheit des Mannes belegen sollte, so gelte diese Beweisführung nun als überholt und es werde nicht mehr nach anatomischen, sondern nach funktionalen Unterschieden gesucht, die durch Techniken wie fMRI abgefragt werden sollen – die Intention bleibt, so scheint es, oft dieselbe.

Das Konzept der Plastizität des Hirns war Konsens in den Beiträgen. Einerseits ist es grundlegend dafür, dass im Hirn ausgemachte Geschlechtsunterschiede nicht als naturgegeben und starr, sondern als konstruiert und damit auch modifizierbar angesehen werden. Andererseits birgt diese Vorstellung auch Risiken. Kaiser verglich Butlers Idee

der Performativität von Gender in den Gender Studies mit der Plastizitätsvorstellung vom Hirn in den Neurowissenschaften. Während die Flexibilität des Individuums als konstituierend für das Konzept der Performativität begrüßt wurde, so weckt dies heute, angesichts der Erfahrungen mit ähnlichen Zuschreibungen im Hinblick auf die Plastizität des Gehirns, auch Zweifel: Die Möglichkeit zur Veränderung kann in einen Zwang zur Optimierung münden, sodass die intellektuelle Selbstoptimierung zu einer gesellschaftlichen Norm zu werden droht. Daneben wurde auf den Widerspruch hingewiesen, dass in der gegenwärtigen Forschung und den Medien zwar, etwa in Bezug auf frühkindliche Förderung, der Vorstellung der neuronalen Formbarkeit aufgrund individueller Erfahrungen ein großer Platz eingeräumt, im Hinblick auf Geschlechtsunterschiede dem Hirn jedoch häufig eine biologisch geprägte, starre Beschaffenheit zugesprochen werde.

Wenn auch die Frage nach dem Ursprung von Geschlechtsunterschieden im Gehirn – biologisch begründet oder sozial konstruiert – unterschiedlich beantwortet oder bewusst offen gelassen wurde, so sprachen sich alle RednerInnen dagegen aus, von hirnbasierten Unterschieden auf geschlechtsspezifisches Verhalten zu schließen. Anlass zu Diskussionen gaben die Bemühungen, die Annahme von im Hirn verankerten Geschlechtsunterschieden zu widerlegen. So merkte etwa die Historikerin Heather Cook an, man begehe hiermit den gleichen Fehler wie die dafür kritisierte Wissenschaft, nämlich von Unterschieden des Hirns auf geschlechtsspezifisches Verhalten zu schließen. Es sei vielmehr wichtig, aufzuzeigen, dass die Forderung nach Gleichberechtigung auch angesichts einer Existenz von neuronalen Geschlechtsunterschieden gerechtfertigt sei.

Überlegungen in politischen Dimensionen gab es nur wenige. Bei der Untersuchung des gegenwärtigen Diskurses über das Hormon Oxytocin als vermeintliches „Bindungs-“ oder „Kuschelhormon“, das für die emotionale Festigung sozialer Beziehungen, insbesondere zwischen Mutter und Kind, Sorge, stellte Fillod einen Zusammenhang zwischen der Verbreitung der Annahme von prosozialen Effekten des Stoffes auf das Gehirn der Mutter und der konservativen Agenda her, deren Mutter-Kind-Bindungsmythos dadurch gefestigt werde. Ein Transfer dieser Beobachtung auf andere Bereiche im Hinblick auf die Frage, welche politischen Interessen hinter den verschiedenen neurowissenschaftlichen Ergebnissen stehen, fand jedoch nicht statt. Auch Überlegungen zum Thema Macht wurden lediglich gestreift und hätten stärker ausgeführt werden können. Ngubia sah geschlechterhierarchische Machtstrukturen in den Experimenten selbst wirken, so seien etwa männliche Teilnehmende meist die Norm. Es müsse ein Weg gefunden werden, Macht als Faktor im Labor bewusst zu machen. Auch Maibom und Bluhm wiesen dem Einfluss von Macht in der Durchführung von Studien eine besondere Bedeutung zu, der sich etwa in geschlechtsspezifischen Über- und Unterlegenheitserfahrungen und dementsprechenden Verhaltenstendenzen in den Tests bemerkbar mache. Sie schlugen daher eine Kombination von „objektiven“ Neuroimaging-Daten mit qualitativen *Outcomes* vor, um besser nachvollziehen zu können, wie das Forschungsdesign auf die Teilnehmenden wirkt. Nähere Betrachtungen der Auswirkungen struktureller Hierarchien oder der hinter den verschiedenen Erkenntnisinteressen stehenden Machtgefüge und politischen Agenden, wie im Call for Papers angemerkt, bleiben damit ein wichtiger Ansatzpunkt für zukünftige Betrachtungen.

Die Möglichkeit zum fachlichen Austausch und zur Vernetzung wurde intensiv genutzt; ein Großteil der einschlägigen Fachfrauen schien vertreten, was sich unter ande-

rem in der starken gegenseitigen Bezugnahme der Referentinnen bemerkbar machte. Der allgemeinen Skepsis gegenüber Neurowissenschaften wurde eine Absage erteilt, vielmehr scheint der Bedarf an einer alternativen, feministischen und queeren Hirnforschung, die ein diskursives Gegengewicht zu den gegenwärtigen Werken in diesem Bereich darstellen könnte, sowie an kritischen Interpretationen und Neuauswertungen bereits bestehender Forschungsergebnisse immens. Die Forderung, auf dieser Konferenz die Chance zu nutzen, auch jenseits der gewohnten Denkweisen neue Differenzierungsmöglichkeiten, Maßstäbe und Kategorisierungen zu suchen, wurde formuliert, andererseits wurde immer wieder kritisch darauf hingewiesen, dass weiterhin nur innerhalb der bestehenden Strukturen und Rahmungen debattiert werde. Eine der Schlussfragen aus dem Publikum lautete, ob nicht in Zukunft stärker als die Infragestellung der alten der Aufbau neuer Ansätze fokussiert werden solle. Damit war ein zentrales Merkmal der Tagung benannt: Die Entwicklung alternativer Konzepte steht am Anfang und muss weiterverfolgt werden.

Zur Person

Judith Conrads, M.A., Mitarbeiterin in der Koordinations- und Forschungsstelle des Netzwerks Frauen- und Geschlechterforschung NRW an der Universität Duisburg-Essen. Arbeitsschwerpunkte: Wissenschaftsredaktion, Gender in der Friedensarbeit und Konfliktforschung, geschlechtsspezifische Gewalt, Frauenrechte.

Kontakt: Koordinations- und Forschungsstelle des Netzwerks Frauen- und Geschlechterforschung NRW, Universität Duisburg-Essen, Berliner Platz 6–8, 45127 Essen

E-Mail: judith.conrads@uni-due.de

Jana Lindner, Marlene Thürig

Geschlecht im Kontext verschärfter ökonomischer Krisen.

Tagung der Schweizerischen Gesellschaft für Geschlechterforschung SGGF vom 7. bis 8. September 2012 an der Universität Bern

Zusammenfassung

Die am 7. und 8. September 2012 von der Schweizerischen Gesellschaft für Geschlechterforschung ausgerichtete Fachtagung in Bern „Geschlecht im Kontext verschärfter ökonomischer Krisen“ befasste sich mit einer sehr aktuellen Problematik. Wirtschaftliche Krisen und deren Folgen für Geschlecht und Geschlechterverhältnisse wurden hier kritisch reflektiert und diskutiert.

Schlüsselwörter

Geschlecht, Ökonomische Krisen, Tagung SGGF, Bern

Summary

Gender in Times of Heightened Economic Crises.

Conference of the Swiss Association for Gender Studies (SGGF) at the University of Bern, 7–8 September 2012

Given that crises are occurring more and more frequently, the 2012 conference of the Swiss Association for Gender Studies (SGGF) focused on the consequences of economic and political changes, as well as their affect on gender and gender relations. Such a highly topical set of problems was discussed at the two-day conference held in Bern on 7/8 September.

Keywords

gender, economic crises, SGGF conference, Bern

Im Zentrum der am 7. und 8. September 2012 von der Schweizerischen Gesellschaft für Geschlechterforschung SGGF unter Koordination von Elijah Strub (Interdisziplinäres Zentrum für Geschlechterforschung der Universität Bern, IZFG) ausgerichteten Fachtagung an der Universität Bern stand eine aktuelle Problematik, die bei den über 80 TeilnehmerInnen auf großes Interesse stieß: Geschlecht im Kontext verschärfter ökonomischer Krisen. Vizerektorin *Prof. Dr. Doris Wastl-Walter* wies in ihrer Begrüßungsansprache auf die unter dem alltäglichen Einfluss der Globalisierung zunehmenden Krisenerscheinungen hin: Neben und in Folge der Finanz- und Schuldenkrise kommt es in vielen Staaten zu rigorosen Strukturanpassungen in den öffentlichen Haushalten. Ebenso finden Entgrenzungsprozesse transnationaler Märkte statt. Weltweit steigende Nahrungsmittelpreise stehen im Kontrast zu schrumpfenden Einkommen und gleichzeitig wachsender sozialer Ungleichheit. Diese vielfältigen Ausprägungen von Krisen sind als Resultate der Systemkrise des Kapitalismus zu verstehen und haben deutliche Auswirkungen auf Geschlecht und Geschlechterverhältnisse. Es ist davon auszugehen,

so erklärte *Prof. Dr. Brigitte Schnegg* (Leiterin des IZFG der Universität Bern, Vize-Präsidentin der SGGF), dass ökonomische Krisen ein vergeschlechtlichtes Phänomen darstellen, weshalb die Tagung (zwei Keynotes, acht Panels und ein Round Table) zum Anlass genommen werden sollte, jene Problematik kritisch zu reflektieren und zu diskutieren.

Christine Bauhardt (Professorin für Gender und Globalisierung, Humboldt-Universität Berlin) sprach einleitend von der Problematik unterschiedlicher Krisenverständnisse. Nach Bauhardt sind Krisen nur als Komplex zu begreifen, in dem die Krise der Geschlechterverhältnisse als ein Teil des Ganzen verstanden werden kann. Neben der Diskussion um Alternativen zur derzeitigen Wachstumsökonomie lag ein Interessenschwerpunkt der Tagung auf dem Potenzial feministischer Ökonomiekritik. Diese Kritik zielt auf eine für beide Geschlechter gleichberechtigte Erwerbspartizipation, die Problematisierung der unbezahlten Care-Arbeit sowie die Aufhebung geschlechtsspezifisch konnotierter Arbeit ab. Ergänzend legte *Hella Hoppe* (Ökonomin und Beauftragte für Ökonomie des Schweizerischen Evangelischen Kirchenbunds) den Fokus auf die restriktiven Folgen der Finanzkrise. Staatliche Budgetkürzungen und Stellenabbau konzentrierten sich in einem hohen Maße auf die sozialen Dienstleistungen oder den Gesundheitssektor, was eine Mehrbelastung für Frauen, die einen Großteil der Stellen in diesen Bereichen besetzen, zur Folge hat, während männerdominierte Sektoren, so kritisierten die Unia-Gewerkschaftssekretärinnen *Christine Michel* und *Natalie Imboden* mit Blick auf die Schweizer Wirtschaftspolitik, staatlich besser abgedeckt würden. Missstände dieser Art, aber auch neuere Problematiken wie die zunehmende Alterung der Gesellschaft, führen außerdem zu einem Engpass im Care-Sektor. Diese Lücke wird unter der Allianz neoliberaler Marktlogik und einem konservativen Familienverständnis von osteuropäischen Frauen gefüllt, die sich in prekären Arbeitsverhältnissen wiederfinden, wie *Sarah Schilliger* (Universität Basel) näher ausführte. Der Umstand, dass Frauen aufgrund ethnisierender Geschlechterkonstruktionen an unqualifizierte Niedriglohnarbeiten vermittelt werden, kann hingegen für MigrantInnen auch neue Handlungsmöglichkeiten eröffnen, erklärte *Susanne Bachmann* (Universität Bern). *Michèle Amacker* (IZFG, Bern) führte ausgehend von ihren empirischen Untersuchungen die Debatte dahingehend weiter, dass nicht nur die Erwerbsarbeitsposition zur Prekarisierung beiträgt, sondern insbesondere Haushaltskonstellationen einschließlich Care-Verpflichtungen prekäre Situationen beeinflussen und hervorrufen.

Natalie Benelli (Universität Lausanne) thematisierte die Auswirkungen der Systemkrise des Kapitalismus am Beispiel von prekären Arbeitsverhältnissen. Daran anknüpfend referierte *Naoko Otake* (ILO) über Arbeiterinnen der Textil- und Bekleidungsindustrie von Kambodscha und Mauritius, die als Billiglohnarbeitskräfte für den weltweiten Markt produzieren. *Giovanna Vertova* (Professorin an der Universität Bergamo) zeigte am Beispiel Italiens auf, dass auch ein Industriestaat noch längst kein Garant für Geschlechtergleichheit ist. Frauen, die unbezahlte häusliche Arbeit verrichten, können dies nur unter erschwerten Bedingungen mit einer bezahlten Tätigkeit verbinden. Sie haben eine Doppelbelastung zu tragen. Einerseits wird aufgrund von Lohnkürzungen und Steuererhöhungen die Lohnarbeit von Frauen notwendig, da der Erwerbslohn der Männer immer geringer ausfällt. Andererseits kommt es als Folge der ökonomischen Krise zu einem Sozialabbau und zur Privatisierung von Sozialleistungen. Dadurch ver-

mehrt sich die unbezahlte Arbeit von Frauen, sie müssen den Wegfall sozialer Sicherung abfedern. Aus den Diskussionen wurde die Erkenntnis gewonnen, dass vor allem Frauen von der ökonomischen Krise, stärker aber noch von der aus der Krise resultierenden Sparpolitik betroffen sind. Jene Sparpolitik stand auch im Zentrum der Keynote von *Stephanie Seguino* (Professorin für Ökonomie, Universität Vermont). Sie verwies auf das aktuelle Problem des Outsourcings, die wirtschaftlich profitable Strategie, Unternehmensaufgaben und -strukturen an Drittunternehmen im In- oder Ausland auszulagern, um Lohnsenkungen und temporäre Anstellungen zu erreichen oder von geringeren gesetzlichen Rahmenbedingungen im Ausland zu profitieren. Gerade Frauenarbeitsplätze sind vom Outsourcing betroffen. Frauen arbeiten zu einem großen Prozentsatz im Niedriglohnbereich und geraten unter den zusätzlichen Druck der Existenzsicherung. Die erwähnten Arbeiterinnen der Textilfabriken in Kambodscha und Mauritius sind ein gutes Beispiel dafür, wie ungesicherte Beschäftigungsverhältnisse benutzt werden, um Frauen als günstige Arbeitskräfte auszubeuten. Stephanie Seguino gab mit ihrem Vortrag einen differenzierten Einblick in die politische Schulden- und Sparproblematik und beschrieb anschaulich die Tendenz zur Prekarisierung von Arbeitsverhältnissen im Rahmen der ökonomischen Krise.

Insgesamt zeigte sich, dass Frauen als Ressource neoliberaler Krisenbewältigungsstrategien dienen. Mehrfach wurde auf den mit der Ökonomisierung einhergehenden Effizienzdruck hingewiesen, welcher zu Deprofessionalisierung, Qualitätseinbußen und zur Überlastung von MitarbeiterInnen führen kann. Auch auf Bildungsorganisationsebene kristallisiert sich der Trend zu größerem Erfolgsdruck heraus. Gemäß *Astrid Franzke* (Projektleiterin des ProProfessur-Projektes an der Goethe-Universität Frankfurt) zeigt sich dabei anstelle einer emanzipatorischen eine Output-orientierte Realisierung von Chancengleichheit der Geschlechter. Damit gehe das Rollenbild einer „ökonomisch-dienlichen“ und erfolgreichen Frau einher. Diese verkörpere das Leitbild der Erfolgskultur an Hochschulen, womit Frauen zunehmend unter Druck gesetzt würden, diesem Erfolgsbild zu entsprechen. Unter der Moderation von *Eveline Y. Nay* (Zentrum Gender Studies, ZGS, Basel) wurden im Plenum Lösungsstrategien als Ausweg aus dieser Ökonomisierungslogik wie beispielsweise das Mentoring diskutiert. Mentoring stellt im Idealfall einen produktiven Ansatz dar, um akademische Karrieren von Frauen zu unterstützen. So können beispielsweise durch die Vermittlung von Erfolgsstrategien und die Erschließung neuer Kontakte fachliche wie auch individuelle Weiterentwicklung von Wissenschaftlerinnen gefördert werden.

Neben der Ursachenforschung verfestigte sich aus den weiteren Vorträgen die Erkenntnis, dass die Verflechtungen von Geschlecht, Körper, Klasse und Krise nach wie vor relevant sind. Es entstehen Zuschreibungen von sozialem Status, geschlechtsspezifischer Arbeitsteilung und Erwerbsarbeit, was noch prägnanter wird, wenn die Variable Ethnizität hinzukommt. *Martina Koch* (Hochschule für Soziale Arbeit FHNW) erläuterte in ihrem Vortrag über die Konstruktion von Körper und Geschlecht im Feld sozialstaatlicher Arbeitsintegration am Fall einer alleinerziehenden Erwerbslosen anschaulich, wie selbst in einer sozialstaatlichen Arbeitsintegrationsagentur die ungleichheitsgenerierenden Kategorien Gesundheit, Körper und Geschlecht reproduziert werden. Eine erneute Schwangerschaft und ein Rückenleiden der Erwerbslosen wurden von der Arbeitsintegrationsagentur zum Anlass genommen, der Frau eine spezifische soziale

Position zuzuschreiben. Mit dem Abweichen ihres Körpers von der Norm der Arbeitsfähigkeit wurde sie als „unvermittelbar“ deklariert. Daran anschließend stellte *Helena Jenzer* (Professorin an der Berner Fachhochschule) die Hindernisse für Transpersonen im schweizerischen Arbeitsmarkt dar. So zeigte sich, dass die Wahrscheinlichkeit für die Berufstätigkeit einer Transperson ganz besonders von der Unterstützung durch Vorgesetzte abhängig ist. In der Schweiz sind Transgender nicht von konjunktureller Arbeitslosigkeit betroffen, vielmehr stehen irrationale Gründe der Erschließung des beruflichen Potenzials von Transpersonen im Weg. Innerhalb der Debatte über den vergeschlechtlichten Arbeitsmarkt in der Schweiz deckten sich Jenzers Erkenntnisse mit denen von *Sarah Kersten* (Universität Fribourg). Sie befasste sich mit den aus der Finanzkrise resultierenden Veränderungen in den Geschlechterverhältnissen im Schweizer Arbeitsmodell. Während in den Jahren des finanziellen Wohlstandes ein Festhalten an traditionellen Rollenbildern zu beobachten ist, bewirkt die Krise eine Umstrukturierung der traditionellen Arbeitsteilung: In ökonomischen Krisenzeiten eröffnet sich ein Potenzial zur Veränderung dieser Rollenbilder. Der Anstieg der weiblichen Erwerbsarbeit – wenn auch häufig in Teilzeitbeschäftigung und anderen prekären Bereichen – birgt für Frauen zugleich die Chance, Anerkennung und Akzeptanz in beruflichen Männerdomänen zu gewinnen. Auf diese Weise können Vorurteile abgebaut werden und stereotype Geschlechterbilder verlieren an Wirksamkeit.

Dass die Ökonomisierung nicht nur auf dem Arbeitsmarkt, sondern auch in anderen Lebensbereichen an Einfluss gewinnt, wurde im Rahmen des von *Vojin Saša Vukadinović* (ZGS, Basel) moderierten Panels ersichtlich. So widmete sich *Dominique Grisard* (New School for Social Research, New York und ZGS, Basel) in ihren spannenden Ausführungen der Sexualisierung der Kindheit. Kernpunkt ihrer Analyse ist die intergenerationale Überlieferung von Weiblichkeit, die in einer Konsumgesellschaft das Leben von Kindern prägt. Als Beispiel diente die Firma Disney Princess, die ein klassifiziertes, rassisiertes sowie sexualisiertes Mädchenbild konstruiert, nämlich das der weißen, heterosexuellen „Mittelklasseprinzessin“. Mithilfe entsprechend beworbener Produkte wird Mädchen ein vermeintlich ideales Bild von Weiblichkeit suggeriert. So gewinnen Firmen Konsumentinnen, die besonders in Zeiten der Krise das Wirtschaftswachstum ankurbeln und den ökonomischen Erfolg gewährleisten sollen. In nachhaltiger Erinnerung blieb der Vortrag von *Franziska Schutzbach* (ZGS, Basel) über die Krise der Bevölkerungspolitik: Ökonomische Debatten beinhalten zunehmend demographische Krisenszenarien; sexuelles Verhalten und damit zusammenhängend die Reproduktion der Bevölkerung geraten ins Zentrum europäischer Gesundheitsprogrammatiken. So implizieren die von der WHO Europa ausgerufenen Gesundheitsziele pro- und antinatalistische Züge, die Reproduktionsverhaltensweisen optimieren und zugleich Risikofaktoren ausgrenzen sollen. Ebenso entscheiden familienpolitische Interventionen darüber, wer sich fortpflanzen soll, indem beispielsweise vermehrt Anreize für Nachwuchs bei AkademikerInnen geschaffen werden, nicht aber bei MigrantInnen. Diese Bioökonomie steuert biologische Prozesse und nimmt eine gefährliche Wertung von „erwünschten“ und „unerwünschten“ Menschen, Körpern und Lebensweisen vor.

Während nur wenige männliche Interessierte die Tagung besuchten, fand sich das Thema Männlichkeit im Programm wieder, so im Vortrag von *Anika Thym* und *Rahel Locher* (Universität Basel), die sich mit dem Wandel und der Persistenz von

Männlichkeit(en) im Kontext aktueller Krisendynamiken auseinandersetzen. Dabei beschäftigten sie sich mit der Frage, inwiefern Männlichkeit(en) unter neoliberalen Bedingungen überhaupt noch als hegemonial im Sinne von Connells Konzept zu betrachten sind. Denn Neoliberalismus führt zu einem Wandel innerhalb der bestehenden patriarchalen Herrschaftsverhältnisse und Geschlechterarrangements. *Jørgen Lorentzen* (Universität Oslo) thematisierte in seiner Keynote das Attentat vom 22. Juli 2011 in Oslo und die Rechtfertigungsbemühungen des Täters. Dabei problematisierte er Gewalt als Konglomerat aus Rassismus, Sexismus und Männlichkeitswahn. Die Angst vor Multikulturalität und vor dem Feminismus als vermeintliche Schwächung von Männlichkeit seien Ursachen für Gewaltausübung. Antifeminismus stelle eine Gegenreaktion auf die politischen Gleichstellungs- und Emanzipationsbestrebungen dar, Ziel sei eine Rückbesinnung auf patriarchale Werte und eine erneute Stärkung von Männlichkeit.

Ein Round Table, moderiert von *Andrea Maihofer* (Professorin für Geschlechterforschung, Leiterin des Zentrums Gender Studies der Universität Basel, Präsidentin der SGGF), bot Raum für abschließende Reflexionen und Diskussionen. Diese Möglichkeit nutzten die TeilnehmerInnen rege: Kontrovers geführte Debatten bestätigten die tagespolitische Aktualität der gewählten Tagungsthematik. Daraus festgehalten werden kann, dass ökonomische Krisen stets ein großes Potenzial für Transformationen in sich tragen, so auch für neu entfachte Dialoge über Geschlechterverhältnisse. Das bürgerliche Geschlechtermodell scheint sich angesichts des enormen Drucks der Ökonomisierung neu orientieren zu müssen. Flexible Arbeitszeiten, prekäre Arbeitsverhältnisse, Teilzeitarbeit und Erwerbsarmut sind weitverbreitete Phänomene neoliberaler Rahmenbedingungen, die traditionelle Geschlechterverhältnisse zu einer Umstrukturierung zwingen. Solche strukturellen Transformationsprozesse können einerseits Chancen eröffnen – Frauen als gleichwertige und kompetente Arbeitskräfte auf dem Arbeitsmarkt – andererseits besteht die Gefahr, dass in Krisenzeiten eine verstärkte Rückbesinnung auf konservative Werte aufkommen kann. *Inés Mateos* (Abteilung Gleichstellung von Frauen und Männern in Basel-Stadt) erinnerte daran, sich bewusst zu machen, welche Relevanz Geschlecht in verschiedenen Kontexten habe, und auch einen intersektionalen Ansatz in die Debatte zu integrieren.

Interessant wäre gewesen, die Situation von Frauen und Männern gezielter zueinander in Bezug zu setzen. Denn wie die Vorträge über Männlichkeit(en) gezeigt haben, bewirken Krisen nicht ausschließlich Vor- oder Nachteile nur für ein Geschlecht. Abseits von Wissenschaft, Wirtschaft und Politik können Transformationsprozesse Unsicherheiten innerhalb der Geschlechterverhältnisse hervorrufen, die spannend gewesen wären zu erörtern.

Zusammenfassend machten die inter- und transdisziplinären Tagungsbeiträge in ihrer thematischen und methodischen Vielfalt sichtbar, dass Geschlecht im Kontext verschärfter ökonomischer Krisen noch erhebliches Forschungs- und Diskussionspotenzial bereithält. Die SGGF als Forschungsgesellschaft bot einen angemessenen Rahmen für lebhaftes Diskussionsgeschehen, die klar zu erkennen gegeben haben, dass noch genügend Reibungspunkte vorhanden sind, die die Erkenntnisproduktion vorantreiben werden. Damit sollten die Gender Studies auch in Zeiten verschärfter ökonomischer Krisen für neue Herausforderungen gewappnet sein.

Zu den Personen

Jana Lindner, Studentin der Gender Studies und Pädagogik im Masterstudium der Universität Basel.

Kontakt: E-Mail: jana.lindner@stud.unibas.ch

Marlene Thürig, Studentin der Soziologie und Pädagogik im Masterstudium der Universität Basel.

Kontakt: E-Mail: marlene.thurig@stud.unibas.ch

Rezensionen

Heike Kahlert

Ina Findeisen, 2011: Hürdenlauf zur Exzellenz. Karrierestufen junger Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften. 309 Seiten. 39,95 Euro

Spätestens seit der Auslobung der „Exzellenzinitiative des Bundes und der Länder“, die Mitte 2005 in Deutschland erstmalig erfolgte, ist die Rede über Exzellenz aus den wissenschaftspolitischen und wissenschaftlichen Diskussionen nicht mehr wegzudenken. Bei den Bestrebungen zur Förderung wissenschaftlicher Exzellenz handelt es sich jedoch weder um ein Spezifikum des deutschsprachigen Wissenschaftsraums noch um eine Entwicklung, die erst im 21. Jahrhundert um sich greift, umgeben sich doch die Wissenschaften und ihre Institutionen seit ihren Anfängen mit dem Duktus von Exklusivität, Elitismus und Exzellenz. Ebenso wenig neu sind auch die kritischen Einwände und Nachfragen, wie es im Zuge von Exzellenzbestrebungen um die Durchsetzung der grundgesetzlich gebotenen Chancengleichheit und Gleichstellung marginalisierter Personengruppen bestellt ist. Im Fokus steht dabei vor allem die Problematisierung des Verhältnisses von Exzellenz und (Chancen-)Gleichheit der Geschlechter. Welchen Gender-Bias hat der aktuelle Exzellenzdiskurs? Und mit welchem Erfolg wird die Förderung der Exzellenz des sogenannten wissenschaftlichen Nachwuchses und dabei insbesondere der Frauen angesichts der faktisch bestehenden vertikalen und horizontalen Geschlechtersegregation im Wissenschaftssystem umgesetzt?

Die empirische Erkundung des Zusammenhangs von Exzellenz und Geschlechterungleichheit im wissenschaftlichen Nachwuchs steht im Mittelpunkt von Ina Findeisens Monographie, die eine gekürzte und leicht überarbeitete Fassung ihrer 2010 abgeschlossenen Dissertation an der Universität Konstanz darstellt. Den Ausgangspunkt bilden einerseits die Anstrengungen im Rahmen der „Exzellenzinitiative“, gleichstellungspolitische Maßnahmen an Universitäten zu fördern, und andererseits der anhaltende überproportionale Verlust an Wissenschaftlerinnen auf den Stufen der Promotion und der Habilitation. Findeisen mutmaßt, dass „gerade der Anspruch an die Förderung wissenschaftlicher Exzellenz die beabsichtigte Förderung von Frauen unterlaufen [könnte]. Denn der Konkurrenzdruck auf den wissenschaftlichen Nachwuchs wird weiter erhöht und zeitliche und fachliche Ansprüche werden einseitig zulasten der Wissenschaftlerinnen überhöht.“ (S. 23f.) Ferner beruhten Entscheidungen über Exzellenz, wie sie bei der Rekrutierung von Personal oder der Vergabe von Fördermitteln getroffen würden, auf komplexen Prozessen der Leistungszuschreibung und gleichzeitig vagen Bewertungskriterien. Folglich gewinne die Funktion von *gate keepers*, mehrheitlich männlichen Geschlechts, weiter an Bedeutung, da diese über die Auswahl und Gewichtung solcher Kriterien entschieden.

Die Studie ist in sechs Kapitel gegliedert, die durch eine knappe Einleitung (Kapitel 1, S. 21–26) und eine ausführlichere Zusammenfassung und Schlussbetrachtung (Kapitel 6, S. 277–299) gerahmt werden. Kapitel 2 (S. 27–75) gibt einen Überblick über theoretische Ansätze zur geschlechtsspezifischen Segregation im Wissenschaftssystem sowie über die Untersuchungsziele und das Forschungsdesign. Die Einbettung der Stu-

die in die referierten akteurs- und strukturzentrierten Ansätze erstaunt, denn in einer empirischen Untersuchung zur Geschlechtersegregation im wissenschaftlichen Nachwuchs erwartet man an dieser Stelle keine Erörterungen zu biologischen Ansätzen, zur geschlechtsspezifischen Sozialisation oder allgemeine Ausführungen zum *doing gender*, schon eher den auch schon als etwas überholt geltenden Rückgriff Findeisens auf Kanters Kontaktthese und vor allem die erfolgende Bezugnahme auf Ackers Ausführungen zur *gendered organization*. Warum hier nicht gezielter die reichlichen Ergebnisse zur Geschlechtersegregation in der Wissenschaft angeführt werden, bleibt offen. Auch die Zusammenführung der Akteur- und Strukturperspektive durch Bourdieus Theorie der Praxis bleibt insofern unterentwickelt, als hier die ebenfalls reichlich vorliegenden Studien der Geschlechterforschung zu Wissenschaftskarrieren und Geschlecht im Anschluss an Bourdieu kaum aufgegriffen werden.

Die Ausführungen zum Forschungsdesign verdeutlichen schließlich, dass nicht die Habitusperspektive im Fokus steht: „Die jeweiligen Strukturen stehen den Forschenden nach Bourdieu als objektive Bedingungen und Anforderungen gegenüber, welche Geschlechtsunterschiede bei der wissenschaftlichen Etablierung erst erzeugen, die Akkumulation von Nachteilen für Wissenschaftlerinnen begünstigen und fortschreiben.“ (S. 67) Zwar wird so die empirisch vorfindliche Geschlechterdifferenz in den untersuchten Karrierestufen des wissenschaftlichen Nachwuchses als strukturell und institutionell hervorgebracht begriffen, aber zugleich doch ein recht affirmativer Geschlechterbegriff verwendet, der der Messung von quantitativen Verteilungen zwischen empirischen Frauen und Männern dient. Entsprechend wird in den Ergebnisdarstellungen in den Kapiteln 3 bis 5 konsequent zwischen „Objektiven Faktoren und Zusammenhängen“ und „Subjektive[n] Wahrnehmungen“ differenziert und das Erkenntnispotenzial, das in Bourdieus Habituskonzept als strukturierend-strukturierte und vergeschlechtlichend-vergeschlechtlichte Struktur steckt, verschenkt.

Trotz dieser kritischen Anmerkungen sind die empirischen Ergebnisse relevant für die Geschlechterforschung zum bisher wenig untersuchten Bereich von Karrieren im wissenschaftlichen Nachwuchs und die Gleichstellungspolitik in Hochschule und Forschung. Findeisen analysiert „geschlechtsspezifische Bedingungen bei drei wesentlichen Hürden auf dem Weg zu exzellenter, wissenschaftlicher Tätigkeit“ (S. 25) und zielt dabei „auf die Identifikation von Mehrfachbelastungen für Frauen bei der Erfüllung zentraler Anforderungen an wissenschaftliche Laufbahnen“ und die Identifikation „geschlechtsspezifische[r] Akkumulationsprozesse, durch die bestehende Geschlechtsunterschiede weiter vergrößert oder verringert werden“ (S. 25). Exemplarisch in Form von drei separaten Teilstudien werden zwei Exzellenzinstitutionen des deutschen Wissenschaftssystems untersucht, nämlich die Promotionsbedingungen (Kapitel 3, S. 77–137) und die Möglichkeiten zur Vereinbarung von Wissenschaft und Familie in der Postdoc-Phase (Kapitel 4, S. 139–207) an der Exzellenzuniversität Konstanz sowie die Nachwuchsförderung der Deutschen Forschungsgemeinschaft (DFG) am Beispiel der DFG-Forschungsstipendien für die Postdoc-Phase (Kapitel 5, S. 209–276).

Die Autorin zeigt überzeugend, wie sich bereits während der Promotionsphase „Konkurrenz Nachteile“ (S. 281) für Frauen herausbilden, indem diese schlechter in wissenschaftliche Zusammenhänge integriert sind und somit weniger peer-reviewte Publikationen aufweisen können. Zugleich wird mit Blick auf die Produktion von Exzellenz

die Stipendienförderung als positiv für Nachwuchswissenschaftlerinnen herausgestellt, da diese so nicht so intensiv wie im Rahmen von Stellen mit den Frauen benachteiligenden Strukturen konfrontiert würden. Die dadurch entstehenden Nachteile in der sozialen Absicherung scheinen demgegenüber geringer zu wiegen. Findeisen macht schließlich zwei zentrale Barrieren aus, die eine „Akkumulation von Nachteilen für Frauen während und nach der Promotionsphase bewirken“ (S. 292), nämlich „die verfügbare Zeit für die Wissenschaft“ (S. 292) – gemeint ist hier auch die untersuchte unterschiedliche Belastung von Frauen und Männern durch Familienaufgaben in der Postdoc-Phase – und „Akte der symbolischen Gewalt vorwiegend im universitären Umfeld“ (S. 292). Diese Barrieren repräsentierten zentrale Stellschrauben bei der Frage nach Chancengerechtigkeit im wissenschaftlichen Qualifikationsverlauf und der Förderung von Exzellenz.

Findeisens Diskussion der Ergebnisse und ihre Schlussfolgerungen (S. 291–299) entschädigen ein wenig für die zuvor entstandene Ungeduld ob der über fast 300 Seiten andauernden, etwas naiv anmutenden Übernahme der Exzellenzrhetorik, die exzellent = jung (unter 30) = männlich und ungebunden fasst, und der zu unkritischen Reproduktion von Vorstellungen in Bezug auf geschlechtliche Arbeitsteilung im Privaten, nach der primär Frauen/Wissenschaftlerinnen für die Familie zuständig sind. Auch die Charakterisierung der *gate keeper* als männliche und zumeist kinderlose Wissenschaftler, die über den Verbleib des Nachwuchses im Wissenschaftssystem entscheiden (S. 296), ist insofern fraglich, als die arrivierten *gate-keeper*-Wissenschaftler häufig verheiratete Familienväter sind. Erfrischend ist dennoch das Plädoyer für die Förderung von Chancengerechtigkeit durch eine Umsteuerung des Wissenschaftssystems im Hinblick auf Leistungsstandards, die die Qualität von Forschungsleistungen und Publikationen vor ihrer Quantität bewerten, und auf die Schaffung dauerhafter Forschungsstellen unterhalb der Professur. Wie freilich die *gate keeper* zum „Umdenken“ (S. 297) bewegt werden könnten, bleibt leider in der insgesamt lesenswerten sowie durchweg gut lesbaren und gut strukturierten Studie offen.

Zur Person

Heike Kahlert, Prof. Dr. rer. soc. habil., Dipl.-Soz., Lehrstuhlvertretung für Soziologie mit dem Schwerpunkt „Soziale Entwicklungen und Strukturen“ am Institut für Soziologie der Ludwig-Maximilians-Universität München. Arbeitsschwerpunkte: Transformationen des Wissens in der Moderne, Geschlechterverhältnisse und sozialer Wandel im Wohlfahrtsstaat, Institutionalisierte Ungleichheiten im Bildungswesen, Gleichstellungsbezogene Organisations- und Personalentwicklung im Public-Profit-Bereich.

Kontakt: www.heike-kahlert.de

E-Mail: mail@heike-kahlert.de

Sigrid Metz-Göckel

Monika Jaeckel, 2011: (M)ein bewegtes Leben. Hrsg. v. Katrin Rohnstock. Sulzbach/Ts.: Ulrike Helmer Verlag. 196 Seiten. 19,95 Euro. Alice Schwarzer, 2011: Lebenslauf. Köln: Kiepenheuer & Witsch. 464 Seiten. 22,99 Euro

Zwei Pionierinnen der neuen Frauenbewegung

Monika Jaeckel und Alice Schwarzer sind Frauen, die in der neuen Frauenbewegung in Deutschland von Anfang an eine herausragende Rolle gespielt haben. Beide sind frauenidentifizierte „Bewegungsfrauen“, die ihr persönliches Leben in einen allgemeinen frauenpolitischen Kontext gestellt und diesen mit verändert haben. Sie repräsentieren unterschiedliche Bewegungsaspekte: Alice Schwarzer, die geniale, selbstbewusste „self-made woman“, *Emma*-Erfinderin und Herausgeberin mit fortwährender Medienpräsenz und allgemeinen frauenpolitischen Statements, und Monika Jaeckel, die Gruppenfrau, die stets in unterschiedlichen Gemeinschaften mit anderen gelebt hat und als Kinderlose zu den Gründerinnen der Mütterzentren gehört. Beide leiten ihre Frauenidentifizierung biografisch her und erzählen, wie in ihrem Leben und frauenbewegten Engagement das Persönliche mit dem Politischen verbunden ist. Auch wenn beide zur Frauenbewegung der ersten Stunde gehören, sind sie ganz eigene Wege gegangen. Dies spiegelt sich in ihren Lebensläufen, die jetzt veröffentlicht wurden.

Zwei Frauen, zwei Lebensläufe

Monika Jaeckel, 1949 geboren, studierte Soziologie an der Frankfurter Universität zur Zeit der StudentInnenbewegung. Sie war aktives, wortgewaltiges SDS-Mitglied, lebte in der HausbesetzerInnen-Szene der damaligen Zeit, war Mitglied der Frauengruppe im Revolutionären Kampf (RK), der ersten Frauengruppe überhaupt in dieser Zeit. Sie hat ein Jahr bei Opel in der Fabrik gearbeitet, um die ArbeiterInnen zu politisieren. Als Wissenschaftlerin am Deutschen Jugendinstitut in München hat sie die Mütterzentren, ja die Bewegung der Mütterzentren, ganz entscheidend vorangetrieben und international vernetzt.

Gerade 60 Jahre alt geworden, schildert sie – angesichts des gewissen nahen Endes – ihr Leben der Journalistin Katrin Rohnstock. Diese macht ihr die eigene Lebensgeschichte zum Geschenk, indem sie posthum den Lebensweg von Monika Jaeckel herausgibt. Im Vorwort schreibt sie:

„Monika hat ihr Leben lang gesucht – den richtigen Ort, die richtigen Menschen, das richtige Leben. Sie hat sich gegen die herrschenden gesellschaftlichen Strukturen ebenso wie gegen den feministischen Mainstream gestellt. Wieso wundert sie sich, dass sie keine offizielle Anerkennung bekommt?“ (Jaeckel 2011: 12).

Ungemein anrührend ist es, wie Monika Jaeckel ihr Leben im Rückblick sortiert, bewertet und im Erzählfluss mit aktuellen Befindlichkeiten und Liebesbezeugungen an ihre Freundinnen verbindet. Es ist eine Biografie in Bewegung, unterbrochen von Cir-

cularen an einen großen FreundInnenkreis, in denen sie ihrer Verbundenheit und Dankbarkeit Ausdruck verleiht und ihre schwindenden Lebenskräfte nutzt, um mit positiven Gefühlen dem Tod ins Auge zu sehen, ihr Leben zu bilanzieren und ihre Ideen weiterzugeben.

Die erzählten biografischen Stationen beginnen mit ihrer Kindheit in mehreren Ländern. Als Tochter einer Missionarsfamilie in Japan aufgewachsen, lebt sie mit verblüffender Flexibilität und Eigenständigkeit in drei Sprachen und mehreren Kulturen. Früh gerät sie in die StudentInnenbewegung, die sie mit Namen und Aktionen sehr konkret gleichsam von innen schildert. Als furchtlose, sprachgewandte Frau stellt sie sich dar, die ohne Scheu öffentlich reden, widersprechen, agitieren und sich grenzenlos engagieren kann. Ad hoc springt sie als Sängerin bei den Flying Lesbians ein, der ersten Frauenband in Deutschland, so als ob ihr nichts zu schwer und unmöglich sei. Sie hat den ersten großen Frauenkongress des Vereins Sozialwissenschaftliche Theorie und Praxis in Köln 1978 von München aus entscheidend mitorganisiert und immer wieder ihre Ideen und Energien in Gruppen von Frauen eingespeist.

Noch beim Lesen springt ein Funke über, welche ungeheuren Energien damals in den ersten Frauengruppen freigesetzt wurden, welche grenzenlose Kreativität, Verbundenheit, Liebe und Konfliktdichte sich unter den Frauen entfaltete. Monika Jaeckel wird eine der Initiatorinnen der Mütterzentren, die sie national und international vernetzt, politisch voranbringt und immer wieder in unterschiedlichen Kontexten vorstellt. Es ist ihr Lebenswerk.

Aus einer großen Familie mit mehreren Geschwistern stammend, beschreibt sie auch ihre komplizierten Beziehungen zu Vater und Mutter. Beide Elternteile, die sie während ihres Lebensabends in Deutschland begleitet hat, hatten im Gegensatz zu ihr ein langes Leben. Mit dem Abschied von ihren Eltern beginnt eine neue Lebens- und Liebesbeziehung zu einer Frau in den Niederlanden, die ihr die letzten Jahre bis zum Tod „erleichtert“ hat. Versöhnlichkeit kennzeichnet den letzten Lebensabschnitt der kämpferischen Monika Jaeckel.

Alice Schwarzer, 1942 in Wuppertal geboren, ist wohl die bekannteste Frau in Deutschland, bewundert und geachtet, aber auch missachtet und verletzt. Sie hat sich immer wieder neu erfunden und ist Gründerin und einzige Herausgeberin der unabhängigen feministischen Zeitschrift *Emma* seit 1976/77.

Dieser Lebenslauf ist von ihr selbst geschrieben, im Unterschied zu anderen, die es von ihr bereits gibt, und mit sehr persönlichen Dokumenten unterlegt. Er beginnt mit ihrer Geburt und Kindheit in einer ungewöhnlichen Familienkonstellation, mit wiederholten Liebeserklärungen an ihren Großvater, der sich um das Kleinkind kümmerte. Aufgewachsen mit einer abwesenden Mutter, die viele Jahre lang nichts von ihrem Kind wissen will, und mit einer Umkehr der Geschlechter- und Generationenrollen, wird ihre Selbstständigkeit früh herausgefordert. Die wenig eingeeengte, „mutterlose“ Tochter lernt schon als Kind, Verantwortung zu übernehmen, und fühlt sich geliebt, mehr vom einfühlsamen Großvater als von der als hysterisch beschriebenen, politisch bewussten, oppositionellen Großmutter. Alice Schwarzer schreibt, dass sie bereits im Alter von vier Jahren Chefin ihrer Familie wurde.

Sie kommt in der höheren Schule nicht gut zurecht, geht dann in einen frauentypischen, langweiligen Büroberuf und entschließt sich, Journalistin zu werden. Als

sehr junge Journalistin geht sie nach Paris. In Frankreich kommt sie in Kontakt mit der damals aufmüpfigen Frauenbefreiungsbewegung und lernt andere Verhältnisse und selbstbewusste Frauen kennen, unter anderem Simone de Beauvoir, mit der sie über Jahrzehnte innig verbunden bleibt. Sie kann daher mit einem anderen Blick auf die Situation von Frauen in Deutschland schauen und darauf, wie Frauen Politik machen. Mit ihrer ungewöhnlichen, aus dem Geschlechterrahmen fallenden Kindheit und ihren journalistischen Erfahrungen als junge Frau in Paris erklärt sie sich ihren eigenständigen Lebensweg als Frau und einzigartige öffentliche Person.

„So manche meiner tiefen Strukturen wurden in den ersten Lebensjahren geprägt: mein extrem ausgeprägtes Verantwortungsbewusstsein für andere sowie dieses permanente Pendeln und Vermitteln zwischen dem Rand der Gesellschaft und ihrer Mitte. Das ist bis heute mein Platz: randständig sein und dazugehörig zugleich“ (Schwarzer 2011: 40).

Alice Schwarzer veröffentlicht viele, durchweg schöne, professionelle Fotos aus ihrem persönlichen Leben und schreibt gegen feindliche, missgünstige und herabwürdigende Fremdbilder an. Sie stimmen bei Weitem nicht mit denen überein, die von ihr in der Öffentlichkeit gezeichnet worden sind. So berichtet sie zum Beispiel von ihrem angeblichen Männerhass, den man und frau vergeblich in ihrem Lebensbericht sucht, auch von ihrem vermeintlichen Frauenhass, den manche Frauen ihr unterstellen, die nicht fähig sind, eine so herausragende einzelne Frau auszuhalten.

Es sind dann im Wesentlichen ihre journalistischen Lehr- und Arbeitsjahre bei einer Frauenzeitschrift, dann bei *pardon* und schließlich als Korrespondentin in Paris, die sie skizziert, und ihre Aktion im *Stern* gegen den § 218 und die Resonanz auf ihr Buch „Der kleine Unterschied und seine großen Folgen“. Der überraschend große Verkaufserfolg hat ihr den Start von *Emma* ermöglicht. Ausführlich beschreibt sie die sozialen Beziehungen zu einer Reihe sehr unterschiedlicher Menschen, ihre Verbundenheit mit ihnen und wie behilflich sie ihr bei diesem ersten mutigen Schritt waren.

Alice Schwarzer ist hochbegabt, außerordentlich tüchtig, auch geschäftstüchtig, mediengewandt, dominant und nicht einfach. Ihre Sprachversiertheit und ihre „Arbeitswut“, ihr leidenschaftliches politisches Eintreten gegen jegliche Form der Unterdrückung von Frauen, ihr Gespür für medienwirksame Themen haben sie zur öffentlichen Leitfigur der Frauenbewegung in Deutschland gemacht. Sie hat eine dezidierte Meinung und vertritt diese scharfsinnig, intelligent und authentisch, daher spaltet sie auch. Ein Autoritarismus der besonderen Art, der aus ihrer Überlegenheit und ihren Erfahrungen rührt, hat sie zur umstrittenen Frau in der feministischen Szene gemacht.

Sie wehrt sich gegen eine (partei-)politische Vereinnahmung und an manchen Stellen auch gegen organisierte linke Frauengruppen, die ihr selten wirklich freundlich gegenübertraten, so ihre Einschätzung. Was sie klar machen will: Sie hat die zweite deutsche Frauenbewegung initiiert und geprägt, und zwar von Anfang an. Das provoziert viele Frauen, die sich mitbeteiligt, aber nicht einbezogen sehen. Vor allem wettet Alice Schwarzer gegen den akademischen Feminismus und dessen Abstraktheit, zu Recht und Unrecht, denn sie hat vieles von ihm gelernt.

Ja, typisch Alice Schwarzer, sage ich auch und dennoch: Das Buch ist für mich erstaunlich, weil sie so viel Persönliches aus dem Nahbereich mitteilt, sie, die sonst sehr wenig über sich privat sagt, so heftig ihre Liebe zu ihrem Lebensgefährten beschreibt,

ihre Abhängigkeit von und ihre Verhandlungen mit ihm. Sie gesteht auch ihre gleichzeitige Verliebtheit in eine Frau, sie nennt ihre Lebensweise mit dieser Frau eine offene, aber keine öffentliche Beziehung. Hier hält sie dicht, wie sie auch die Namen ihres früheren Lebensgefährten, mit dem sie weiterhin Kontakt hat, und ihrer Mutter nicht preisgibt. An diesem Punkt zieht sie eine strikte Grenze. Andere Grenzen fallen jedoch, vor allem über ihr Innenleben und ihre journalistische Professionalität. Sie gewährt Einblick in die Entstehungsgeschichte der *Emma* und in das, was dieses risikoreiche, unvernünftige und doch erfolgreiche *Emma*-Unternehmen für sie persönlich bedeutet hat. Ein Jahr lang hat sie – Tag und Nacht arbeitend – in einem winzigen Dachzimmer in Köln gelebt, um mit einer unvorstellbar kleinen Geldsumme die *Emma* zum Erscheinen zu bringen.

Das Buch ist als Lesebuch zur Geschichte der Frauenbewegung aus personalistischer Sicht spannend zu lesen. Es ist die Selbstbeschreibung einer Zeitzeugin, die Geschichte gemacht hat und die dokumentiert, wie sie sich selbst mit ihrem Engagement, Verstand und ihrer Kraft in journalistischen Medien bewegt hat, wie mutig sie die *Emma* begonnen und nun schon 34 Jahre unabhängig erhalten hat.

Was doch eine einzige Frau alles leisten kann, die sich geschickt verbündet und immer gleichzeitig aus den Gruppen, die sie verändern will, heraustritt, denkt sich die Leserin. Mich hat das Buch bewegt und verwundert, aber einige Fragen offen gelassen. Fasziniert und am Ende ermüdet zugleich frage ich mich: Wie kann sich diese Frau nur so viele Details aus zurückliegenden Jahrzehnten merken? Wie genau kennt sie noch ihre Gefühle, ihre menschlichen Kontakte aus den unterschiedlichen Perioden ihres Lebens? So berichten kann nur ein Mensch, der sich selbst sehr wichtig nimmt, der immer gleichzeitig auch dokumentiert und festgehalten hat, was um ihn herum geschieht und geschah, und ein Gespür für die Bedeutung selbst von kleinen Ereignissen hat. Alice Schwarzers journalistische Professionalität hat ihr sicher dabei geholfen, vergangene Kontexte wieder so lebendig werden zu lassen.

Zwei Frauen, eine Frauenbewegung

Aus der Perspektive der Frauen- und Geschlechterforschung sind die beiden Selbstzeugnisse von Monika Jaeckel und Alice Schwarzer unterschiedlichen konzeptionellen Vorstellungen der Frauenbewegung und Geschichtsschreibung zuzuordnen. Alice Schwarzer ist eine Meisterin der Recherche, die sich sehr auf die Personen konzentriert, die sie herausgefordert und begleitet haben. Sie ist eine Akteurin, die im Verbund mit WeggefährtInnen neuen Ideen gegen den Mainstream Aufmerksamkeit und Raum verschafft hat. Ilse Lenz nennt dieses Buch in ihrer Besprechung für den *zweiwochen-dienst* einen Beitrag zur Gedächtnispolitik, obwohl sie selbst eine Geschichte der neuen Frauenbewegung als Ereignisgeschichte rekonstruiert hat. Selbst auch Teil der neuen Frauenbewegung hat Ilse Lenz sich auf Dokumente bezogen, die in diesem Rahmen produziert worden sind, und bewusst keine Personengeschichte geschrieben. Die unterschiedlichen Perspektiven – hier die Fokussierung auf Personen und ihre Kontexte, da die Ereignisse und ihre Dokumente – zeichnen sich auch in den beiden Lebensberichten ab. Eine Unterschiedlichkeit reicht bis in die „Entstehungsgeschichte“ dieser Lebensberichte hinein. Die eine schreibt als Autorin im Rückblick auf eine lange Periode ihres Lebens, ohne an ihrem Ende angekommen zu sein. Die andere erzählt ihr Leben einer

anderen Person mit Blick auf ihr sicheres Ende. Beide Pionierinnen repräsentieren unterschiedliche Konzeptionen dieser sozialen Bewegung. Während für Alice Schwarzer die Personen, darunter auch sie selbst, äußerst wichtig sind, ist es für Monika Jaeckel das Eingebundensein und die Übereinstimmung mit vielen anderen Gleichgesinnten oder mit Personen, die in diesem Prozess zu Gleichgesinnten werden.

Beide Frauen sind für die soziale Bewegung der Frauen wichtig: hier die herausragende Einzelne und da die Frau, die für die Bildung von Gruppen und deren Zusammenhalt sorgt. Beide Vorstellungen können trotz ihrer Widersprüchlichkeit zusammengedacht werden, schließlich gehören sowohl Monika Jaeckel als auch Alice Schwarzer zur neuen Frauenbewegung und sind Beispiele für die Vielfalt und Widersprüche innerhalb der feministischen Bewegung.

Zur Person

Sigrid Metz-Göckel, Prof. Dr. TU Dortmund. Arbeitsschwerpunkte: Bildungs- und Hochschulforschung: Koedukations- und Fachkulturforchung, Bildungs- und Wissenschaftskarrieren in geschlechterdifferenzierender Perspektive, Frauen- und Geschlechterforschung: Gender Mainstreaming und Elitenforschung

Kontakt: TU Dortmund, Vogelpothsweg 78, 44227 Dortmund

E-Mail: sigrid.metz-goeckel@tu-dortmund.de

Heinz-Jürgen Voß

Zülfukar Çetin, 2012: Homophobie und Islamophobie: Intersektionale Diskriminierungen am Beispiel binationaler schwuler Paare in Berlin. Bielefeld: transcript Verlag. 422 Seiten. 32,80 Euro

Nach dem 11. September 2001 sind in der Bundesrepublik Deutschland Debatten um Musliminnen und Muslime in der Gesellschaft geführt worden. Dabei wurden MuslimInnen als homogene Gruppe konstruiert und einem „wir“ von Menschen einer sich individualisierenden und pluralisierenden Gesellschaft entgegengestellt. Bereits dieses ausschließende Sprechen in dem hergestellten Gegensatzpaar „wir“ und „ihr“ markiert einen Rassismus, der in der bundesrepublikanischen Gesellschaft an der Tagesordnung ist. WissenschaftlerInnen und AktivistInnen wie Jennifer Petzen, Jin Haritaworn, Korum Yılmaz-Günay, Salih Alexander Wolter und Zülfukar Çetin haben den rassistischen Gehalt der Debatte aufgearbeitet und die Grundlagen gelegt, weiter zu reflektieren, wie der aktuelle deutsche Nationalismus, Rassismus und Imperialismus insbesondere über das Scharnier der Konstruktion eines Gegensatzes zwischen MuslimInnen auf der einen Seite und einer emanzipierten Gesellschaft auf der anderen Seite funktioniert. (*Für einen Überblick: Yılmaz-Günay, K. (Hrsg.), (2011): Karriere eines konstruierten Gegensatzes: zehn Jahre „Muslime versus Schwule“. Sexualpolitiken seit dem 11. September 2001. Berlin: Eigenverlag.*)

Im deutschen Sprachraum fehlt es bislang an Studien, die sich qualitativ und quantitativ der Situation von Menschen sexueller Minderheiten zuwenden, die zugleich über einen Migrationshintergrund verfügen oder denen aufgrund ihres Aussehens oder ihres Glaubens in der Gesellschaft ein Status als „fremd“, „anders“, als „AusländerIn“ zugeschrieben wird. Für diese Leerstelle ist die Arbeit *Homophobie und Islamophobie: Intersektionale Diskriminierungen am Beispiel binationaler schwuler Paare in Berlin* des Soziologen Zülfükar Çetin inhaltlich und methodisch eine Pionierarbeit. Çetin, der bereits zum Buch *Karriere eines konstruierten Gegensatzes* beigetragen hat und in Berlin etwa dem Vorstand des Türkischen Bundes Berlin-Brandenburg sowie dem Fachbeirat der Bundesstiftung Magnus Hirschfeld angehört, wurde mit dieser Arbeit an der Freien Universität Berlin promoviert.

Bilden die Darstellung und Auswertung der qualitativen Interviews den Schwerpunkt, so bearbeitet Çetin eingangs in zwei Kapiteln den theoriegeschichtlichen Hintergrund. Dabei wendet er sich den zwei inhaltlichen Hauptthemen seiner Arbeit zu: Islamophobie (die er ausführlich im Kontext von Rassismus verortet und seine Begriffsentscheidung erläutert) und Homophobie sowie deren Verschränkung. In einem ersten Kapitel diskutiert er die gesellschaftliche Wirksamkeit von Rassismus und erarbeitet, wie selbst Postulate gesellschaftlicher AkteurInnen, die sich gegen Rassismus wenden, mitunter die rassistischen gesellschaftlichen Ausschlüsse reproduzieren. So würden etwa in der Studie *Deutsche Zustände* des Bielefelder Instituts für interdisziplinäre Konflikt- und Gewaltforschung zwar auch Ergebnisse über rassistische Zuschreibungen erhoben, hingegen gelangten die Wahrnehmungen derjenigen, die von Rassismus betroffen sind, nicht in den Blick. Unfreiwillig seien damit wiederum die TäterInnen im Fokus und blieben die Erfahrungen der Diskriminierten randständig (S. 25). Ausgehend von Fragen zur Aktualität von Rassismus in der Bundesrepublik Deutschland gibt Çetin einen Überblick über die historische Entwicklung von Rassismus in den europäischen Gesellschaften und gängige Rassismus-Theorien.

In einem weiteren einführenden Teil stellt der Autor ebenso breit den wissenschaftlichen Stand zu Fragen der Homophobie vor (S. 53ff.). Dabei geht er vom Konzept der „Heteronormativität“ aus und erläutert insbesondere mit Bezug zu queer-theoretischen Betrachtungen, wie bestimmend und durch Machtverhältnisse strukturiert die stete Voraussetzung der sexuellen Bezogenheit von Frau und Mann aufeinander ist. Çetin weist im Anschluss an Michel Foucault die „Natürlichkeit“ eines solchen Verhältnisses zurück und zeigt dessen Herstellung über Sprech- und Gewaltakte im historischen Kontext auf. Als gesellschaftlich – zudem im europäischen Kontext – Gewordenes handle es sich auch bei Homophobie nicht um etwas Überzeitliches. Für die Bundesrepublik Deutschland gibt er schließlich einen kurzen Überblick über die emanzipatorischen Kämpfe gegen homophobe Diskriminierung und wie diese in der Umsetzung der sogenannten Homo-Ehe endeten. Die Homo-Ehe ermögliche erst gleichgeschlechtliche Partnerschaften – und damit den Untersuchungsgegenstand –, sei aber gleichzeitig mit Machtverhältnissen durchzogen, u. a. da sie binationale PartnerInnen, die zunächst ohne deutschen Pass sind, in eine von den „deutschstämmigen“ PartnerInnen abhängige Position setzt.

Ausgehend von dieser grundlegenden Analyse wendet sich der Autor seinem zweiten Teil, den qualitativen Interviews, zu (ab S. 117). Seine Methode des biographisch-narrativen Interviews setzt eine Offenheit zwischen Interviewer und dem jeweiligen

Interviewpartner voraus. Bedeutsam ist insbesondere die Bereitschaft des Interviewers, zuzuhören, verstehen zu wollen, aber selbst nicht bestimmend in das Interview einzugreifen. Çetin strukturierte die Interviews mit Einstiegsfragen und versuchte ansonsten, sofern nötig, zurückhaltend das Erzählen des Partners anzuregen. Für die Auswahl der Interviewpartner war bestimmend, dass diese in einer schulben binationalen Partnerschaft lebten. Weitere feste Kriterien wurden nicht angewandt. Für die Studie kamen explizit Interviews mit islamischem Bezug zur Auswertung. Von den 15 geführten Interviews sind sechs Interviews in die Studie eingeflossen – davon zwei von „deutschen“ Partnern in einer binationalen Partnerschaft und vier von „ausländischen“ Partnern bzw. solchen, denen das „Ausländisch-Sein“ – etwa aufgrund ihres Aussehens – im gesellschaftlichen Kontext zugeschrieben wird, obgleich sie selbst nicht migriert sind.

Die Auswertung der Interviews nimmt Çetin über insgesamt 260 Seiten vor. Dabei arbeitet er, unterlegt mit Interviewpassagen, die individuellen Betroffenheiten von Homophobie und Rassismus heraus. So zeige sich bei den beiden „deutschen“ Interviewten eine Betroffenheit von Homophobie insbesondere im kleinstädtisch geprägten familiären Kontext. An den rassistischen Erfahrungen ihrer Partner nähmen sie Anteil. Gleichzeitig wurden partnerschaftliche Spannungen sichtbar, die auf die rassistische Benachteiligung der Partner mit Migrationshintergrund (bzw. zugeschriebenem Migrationshintergrund) in ökonomischer und aufenthaltsrechtlicher Hinsicht zurückgingen. Die Betroffenheiten von homophober und rassistischer Diskriminierung der Partner mit (zugeschriebenem) Migrationshintergrund stellten sich heterogen dar. Can etwa zeigte sich von dem katholisch und muslimisch geprägten, kleinstädtischen und gegenüber seiner Homosexualität nicht aufgeschlossenen Elternhaus betroffen. Obgleich er nicht selbst migrierte, sei er aufgrund seines Aussehens häufiger mit rassistischer Diskriminierung konfrontiert. Die ursprünglich aus der Türkei stammenden Interviewpartner Arda und Ali schilderten hingegen mit ihrer Homosexualität verbundene Diskriminierungen am Arbeitsmarkt in der Türkei, die sie zu großen Erwartungen an die Bundesrepublik Deutschland veranlasst hätten. Diese Erwartungen seien enttäuscht worden:

„Während Arda am Anfang unterqualifizierte und schlecht bezahlte Jobs annehmen musste, konnte Ali zu Beginn keine Arbeit finden. Aufgrund der schlechten Bezahlung bzw. Arbeitslosigkeit waren beide Interviewpartner von ihren Partnern finanziell abhängig. [...] Zur Sprachbarriere und der prekären finanziellen Situation kamen und kommen für beide Interviewpartner die Erfahrungen mit Fremdheit hinzu. Während Arda diese Erfahrungen kompensieren kann, scheint Ali davon sehr stark betroffen zu sein“ (S. 375).

Bereits aus diesem Zitat wird der Lektüregewinn ersichtlich, den das Buch mit sich bringt: Nachdem im deutschsprachigen Kontext mittlerweile Intersektionalität auf theoretischer Ebene entwickelt wird, fehlt es an praktisch orientierten Untersuchungsergebnissen. Es mangelt an Erhebungen, die differenziert das praktische Erleben von Diskriminierungen nachverfolgen und dabei nicht davon ausgehen, dass rassistische und homophobe Diskriminierungserfahrungen einfach addiert und auf andere Betroffene übertragen werden können. Es zeigt sich in der Studie: Diskriminierungen werden individuell unterschiedlich erlebt, und Menschen finden verschiedene Wege, mit Diskriminierungen umzugehen. Gleichzeitig werden gerade durch den Blick auf das individuelle Erleben von Diskriminierung die gesellschaftlichen, rassistisch und homophob diskriminierenden Distanzen klarer. Çetin macht abschließend deutlich, wie solche Diskri-

minierungen in konkrete Herrschaftsverhältnisse eingebunden sind, die über Ein- und Ausschlüsse funktionieren.

Ist bereits der theoretische Teil der Arbeit sehr lesenswert, weil er einen sehr guten Überblick über den aktuellen Forschungsstand bietet – er eignet sich qualitativ für eine Ausgliederung als Einführungsband –, liefert der praktische Teil der biographisch-narrativen Interviews eine ebenfalls sehr gute exemplarische Ausführung, von der anschließende Forschungsarbeiten profitieren werden.

Zur Person

Heinz-Jürgen Voß, Dr. phil., Jg. 1979, externer Mitarbeiter am LS für Sprachgebrauch und therapeutische Kommunikation an der Viadrina Frankfurt (Oder). Arbeitsschwerpunkte: Geschlechterforschung, biologie- und medizingeschichtliche und -ethische Fragestellungen.

Kontakt: LS Sprachwissenschaft und therapeutische Kommunikation, Europa Universität Viadrina, Große Scharnstraße 59, 15230 Frankfurt (Oder)

E-Mail: voss_heinz@yahoo.de